Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Vollständige Original-Ausgabe
in 17 Theilen.

Zweiter Theil.

Aarau
Sauerländer Verlagshandlung

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Zweiter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1865.

Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In siebenzehn Bändchen.

Zweiter Theil.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Zehnte vermehrte Ausgabe.

Zweiter Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.
1865.

Diocletian in Salona.

Diocletian in Salona.

(Aus dem Griechischen.)

Ein Bruchstück.

Timolaus der Syrer an Agathias zu Messana.

Empfange hiermit, theurer Agathias, die geringe Gabe, welche ich dir verhieß. Bald nachdem mir Chrysaores, in vertrauten Unterhaltungen, die Geschichte seines Schiffbruches und seiner Liebe, so wie den Inhalt seiner Gespräche mit dem Kaiser Diocletian Jovius mitgetheilt hatte, schrieb ich alles sorgfältig aus der Erinnerung nieder. Benutze davon zur Geschichte unsers großen Lehrers, was dir seiner am würdigsten scheinen mag. Dir ist die Gabe verliehen, das Schöne und Gute gut und schön darzustellen. Und gleich wie Chrysaores an ächter Weisheit seinen Lehrer Porphyrius, den Tyrier, übertraf, so wirst du, Agathias, als Lebensbeschreiber, an Wahrheitsliebe und Reiz der Erzählung, den Jamblichus übertreffen.

Zwar hat auch Claudius Eusthenius, im ersten Buch seiner Geschichte, der Ankunft des Chrysaores in Salona und der Hochachtung des Diocletian für ihn Erwähnung gethan; aber die nähern Umstände sind ihm dennoch, so wie die Unterredungen des Kaisers mit dem Weisen, unbemerkt geblieben. Denn hätte er

sie gekannt, er würde viele denkwürdige Worte seines Herrn nicht unterlassen haben, aufzuzeichnen, da es ihm doch darum zu thun war, dessen Lobredner zu sein; auch würde er die Ursachen des Grams, in welchem sich die Fürstin Valeria, die Tochter Diocletians, verzehrte, nicht verschwiegen haben.

Wahrlich, theurer Agathias, wolltest du die rohen Stoffe, welche ich dir sende, reihen und ordnen, es würde Chrysaores der Peloponnesier durch dich heut' der Lehrer der Könige und der Großen werden.

1.

Die Bildsäule der Charis.

So lange unser Lehrer, der Peloponnesier Chrysaores zu Rom lebte, besuchte er nur das Haus des weisen Porphyrius, von dem er in der Weltweisheit und Beredsamkeit Unterricht empfing; und zu seiner Erholung nur die Villa des gelehrten und reichen Nepotianus. Denn, wie er zu sagen pflegte, im Hause des alten Porphyrius wurden seinem Geiste, und in der nepotianischen Villa seiner Seele köstliche Gastmahle gegeben.

Es befand sich nämlich im Palast des Nepotianus, unter andern Herrlichkeiten der Kunst, eine Bildsäule der Charis, die an Schönheit Alles übertraf, was man je gesehen, und was selbst die größten unter den alten griechischen Meistern je hervorgebracht hatten. Die Schönheit lag aber weder allein im zarten Ebenmaß aller Theile, oder in der Zartheit, Wahrheit und Lebendigkeit der Formen, sondern in einer gewissen Anmuth des weiblichen Antlitzes und der ganzen Gestalt. Der Marmor schien nicht nur zu athmen, sondern süße Worte zu hauchen, und der durchsichtige Schleier einer unendlich schönen Seele zu sein, die dahinter schwebte. „Hätte mich," sprach Chrysaores, „die cyprische Göttin,

wie einst den flehenden Pygmalion, erhören und diese Bildsäule beleben wollen, ich würde mich wohl gehütet haben, sie um diese Gunst anzurufen. Denn ich müßte fürchten, der Wahrheit treulos zu werden und wie bezaubert im heillosen Wahnsinn unterzugehen, und der ewige Rausch der Seele hätte mir den Geist vergiftet."

Er schied, als er nachmals Rom verließ, beinahe mit gleicher Traurigkeit von der Bildsäule, wie von seinem Lehrer Porphyrius. Denn an beide war er durch Gewohnheit des Umgangs, und, möcht' ich hinzusetzen, durch Dankbarkeit gebunden gewesen. Er begab sich aber zu jener Zeit nach Griechenland, um die dortigen Weltweisen zu besuchen, und dann von da nach Alexandrien in Aegypten überzugehen. Er war im dreißigsten Jahre seines Alters.

Allein schon den zweiten Tag nach seiner Abfahrt von Italien erhob sich ein großer Sturm auf dem Meere, dessen Gewalt mit jedem Augenblick zu wachsen schien. Die Seeleute arbeiteten lange, um des Fahrzeuges Meister zu bleiben, mit angestrengten Kräften. Endlich blieb ihnen nichts übrig, als sich der unüberwindlichen Macht der Elemente zu unterwerfen. Die Meisten, selbst der Hauptmann des Schiffes, zeigten in ihren Geberden den Ausdruck der Verzweiflung auf die verschiedenste Weise. Die Einen heulten durch das Gebrüll der Wellen zum stürmischen Himmel, als wollten sie mit ihrem Geschrei dessen Barmherzigkeit erwecken. Die Andern wütheten, stießen Flüche aus und schlugen mit ihren Fäusten bald sich, bald die Wände des Schiffes, Wahnsinnigen gleich. Noch Andere saßen unbeweglich und bleich, wie Leichname, schon durch Furcht entseelt, ehe der Ozean sie verschlang. Nur zwei Schiffer, und zwar von den niedrigsten, blieben ohne alle Zeichen der Angst, und halfen mit großer Besonnenheit, wo sie noch nützen konnten. Als jedoch die Finsterniß der Nacht jedes Bemühen eitel machte, suchten sie einen Winkel,

und hier begannen sie von Zeit zu Zeit einen Gesang zum Lobe des höchsten Gottes. Daraus erkannte Chrysaores, daß diese Männer Christen waren, und er stimmte in ihren Gesang mit Freudigkeit und ermunterte sie zur Zuversicht.

Der Hauptmann des Schiffes, als er den Chrysaores und die beiden christlichen Männer hörte, erzürnte sich heftig, und schalt sie und gebot ihnen zu schweigen. „Denn," sagte er, „euer Frevelmuth spottet der Götter und beut ihrer Gewalt Hohn. Vielleicht kommt uns das Unglück nur euretwillen, denn ich gewahre, daß ihr Christen seid!" Dann rief er sogar seinen übrigen Schiffsleuten zu, man müsse die Mächte des Himmels und des Abgrundes durch ein Opfer versöhnen, und die Christen aus dem Schiffe ins empörte Meer stürzen. Vielleicht wäre sein Befehl auf der Stelle vollzogen worden; aber eine Welle, die in demselben Augenblicke über das Fahrzeug fuhr, schlug ihn zu Boden, daß er verstummte.

Chrysaores sprach: „Was ist's nunmehr? Liegt nicht überall das Grab unter uns? Die Mutterarme schaukelten den Säugling über der Gruft des Todes, und uns die Sturmwinde auf diesen Brettern über der allesverschlingenden Tiefe. Den, der da weiß, daß er ewig lebe, kann der Verlust des Leichnams nicht tiefer betrüben, als einen Wanderer der Verlust seines Mantels. Klein ist die Erde, ein Tropfen das Meer, aber unendlich das Vaterhaus, welches uns Jesu gewiesen. Darum wollen wir freudig athmen, so oder so. Der Allgegenwärtige ist uns im Säuseln der Frühlingsluft nicht näher, als im zermalmenden Brausen der Ungewitter und Wogen."

Bei Tagesanbruch ward die Wuth des Ozeans, wenn auch nicht größer, doch sichtbarer. Das Licht schien nur gekommen zu sein, die Gräßlichkeiten der Todesarten zu beleuchten, welche die Nacht mitleidsvoll hatte verbergen wollen. Unaufhaltsam riß der

Wind das lecke Schiff den Felsen des illyrischen Ufers entgegen. Schon sah man sich hin und wieder von schwarzglänzenden Klippen umringt, welche bald unter den Wellen verloren gingen, bald wie Ungeheuer der Tiefe ihren starren Nacken aus dem weißen Schaum der Gewässer hervorstreckten. Da stieg die Verzweiflung, als es Mittag ward, und der Felsen umher mehr wurden. Jede Woge schien den Tod zu tragen. Der Schiffshauptmann schrie dem Volke zu: „Stürzet die Christen in die Fluth, auf daß wir ihretwillen nicht alle verderben müssen!"

Bei diesen Worten wurde Chrysaores vom Hauptmann und einigen Ruderknechten ergriffen und über Bord geworfen. Der dem Tode Geweihte fühlte nur noch das kalte Andringen des Wassers; nichts sonst. Der Tod betrachtete ihn als seine Beute, und ließ ihn durch die Vorhallen des bewußtlosen Schlafes in sein Reich eintreten.

Doch unter heftigen Schmerzen erwachte Chrysaores noch einmal. Wie er die Augen aufschlug, und sie sich nach und nach enttrübten, daß die verworrenen dunkeln Gestalten, wie aus Nebeln, bestimmter hervorgingen, erkannte er sehr deutlich die Charis aus der nepotianischen Villa, und wie sich die schöne Gestalt beseelt über ihn hinbeugte, dann wieder verschwand. Er lebte noch, aber nur im Zustande des Traumes, in jenem Zwielicht, worin sich das Heitere des Erkennens mit der gefühllosen Finsterniß vereinigt. Er sank noch einmal ganz in diese zurück. Gleichwie sein Schiff bald vorher in der Wogentiefe, bald in der Wellenhöhe schwebte, auf und nieder: so seine Seele in der schwankenden Ebbe und Fluth des Lebens, welches bald in das Innerste zusammenging, bald sich wieder für Augenblicke in die äußern Sinne verbreitete.

2.

Die Insel des Duras und der Fannia.

In einem der Augenblicke, da seine Seele wieder mit der Welt in Berührung trat, bemerkte er, daß er sich nicht mehr in der Nähe des Meeres und unter freiem Himmel befand, sondern in einem schmucklosen, doch saubern Gemach, auf weichem Lager hingestreckt. Neben ihm stand ein Mann mit zwei jungen Frauen. Als er aber die jüngste derselben näher betrachtete, war es die lebendig gewordene nepotianische Charis. Doch erregte ihm dieser Anblick weder Verwunderung noch Neugier, noch jene angenehme Empfindung, die er zu Rom beim Anschauen des schönen Steingebildes zu haben pflegte. So ganz losgebunden war sein Geist schon von allem Reiz irdischer Dinge. Er betrachtete das Wunderbare mit derjenigen Ruhe und Unempfindlichkeit, wie man zuweilen in Träumen den Gestalten längst verstorbener Personen, ohne Erstaunen, begegnet.

Erst am folgenden Tage, nachdem er aus einem langen und tiefen Schlaf erwachte, ward er mit den ihn umgebenden Dingen wieder vertrauter, und er antwortete, obwohl er sich schwach fühlte, auf die Fragen seines mitleidigen Wirthes. Er vernahm, daß dieser, ein Fischer, Namens Duras, ihn am Meere halb entseelt und blutig gefunden und ihn in seine Hütte getragen habe Chrysaores empfand Schmerzen an seinem verbundenen Haupte, und hörte, daß er an demselben zwei tiefe Wunden trage, aus welchen sich sein Leben, wäre nicht baldige Hilfe erschienen, unfehlbar verblutet haben würde. Die eine seiner Pflegerinnen war des Fischers Weib, welches Fannia hieß, und gewöhnlich von zwei jungen Kindern begleitet war, von denen sie das eine noch säugte. Die andere junge Frau

aber, welche der Charis glich, nannte Niemand. Auch erschien diese weder jetzt, noch in den nächstfolgenden Tagen wieder.

Dieser Fischer lebte mit Weib und Kindern ein höchst glückseliges Leben in der Einsamkeit einer Insel von geringem Umfang. Die ganze Insel war ein einziger Felsen, der, nahe an der dalmatischen Küste, unweit Salona, aus dem Meere heraussteigt. Sie ist mit vielen Klippen umgeben und hat nur so viel Raum, daß sich die Hütte des Duras an einen bebuschten Felsen lehnen und daß der übrige Theil Platz zu einem Gemüsegarten, und zu einer Wiese für wenige Ziegen und Schafe bieten konnte.

Ungeachtet der Niedrigkeit seines Standes zeigte Duras in seinem Betragen viel Gefälliges, und ungeachtet seiner Dürftigkeit schien es ihm an nichts zu fehlen, was zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehört. Obwohl Duras und Fannia mit grober Kost vorlieb nahmen, trugen sie doch dem kranken Chrysaores, sobald er Lust zum Essen zeigte, feine und schmackhafte Speisen auf und sogar köstlichen Wein, um ihn durch die Kraft desselben zu stärken. Deß verwunderte sich Chrysaores billig, und ihn schmerzte, den Aufwand seines Gastfreundes nicht sogleich vergelten zu können, denn er hatte vom Schiffe, außer seinen Kleidern, nichts gerettet. Darum, sobald er es vermochte, schrieb er nach Rom, und meldete sein Schicksal und verlangte Beistand an Geld, welcher ihm auch, noch ehe er die Insel des Duras nud der Fannia verließ, in vollem Maße durch seine reichen und freigebigen römischen Freunde zu Theil ward. Von dem Schiffe, aus welchem man ihn und die beiden Andern geworfen hatte, ist nie wieder gehört worden. Ohne Zweifel war es vom Meere verschlungen worden.

Der Fischer und seine junge Frau, wie sehr sie es auch verheimlichen wollten, waren stille Bekenner Christi und keine Heiden. Dies bemerkte Chrysaores aus vielerlei Umständen und

Reden, durch welche sich besonders Fannia verrieth, wenn sie mit ihren Kindern allein war, und glaubte, daß der Kranke im Schlafe liege. Um seine Gastfreunde aller Furcht und alles Zwanges zu entbinden, hob er eines Tages selbst an, von göttlichen Dingen zu reden und die unendliche Liebe des ewigen Vaters mit den Worten Jesu zu preisen. Als die Fischerfamilie solches hörte, ward ihre Freude groß und ihre Theilnahme an seinem Schicksale noch zärtlicher. Er betete oft mit ihnen gemeinsam.

Er mochte ungefähr fünf Tage in dieser glücklichen Hütte gewohnt haben, da trat eines Abends mit Fannia eine Fremde in das Gemach. Es war der lebendig gewordene Marmor der nepotianischen Villa. Jetzt zum ersten Mal übermannte ihn das Erstaunen über das Unerklärliche. Denn er hatte bisher, was er am ersten und zweiten Tage gesehen, für Gaukelspiel der Einbildungskraft gehalten, wie in hitzigen Krankheiten nicht selten ist, auch seinen Gastfreunden nicht davon reden mögen. Nun aber, da die Charis ihn mit mitleidsvollen Tönen anredete, hemmte die Ueberraschung seine Sprache, daß er nicht antworten konnte, ja bei seiner großen Schwäche sank er ohnmächtig und bewußtlos zurück.

Nachdem er wieder genesen war und zu seiner Stärkung einige Tropfen Weins verlangte, nahm die Charis die Schale Weins selbst aus Fannia's Händen, kniete vor dem Lager des Kranken nieder und hielt ihm den Wein an die Lippen, denn er war zu schwach, das Trinkgefäß zu nehmen. Es entging ihm nicht, daß diese fremde Gestalt, obgleich einfach, doch köstlicher gekleidet war, als Fannia; und sowohl die Feinheit ihrer Gesichtszüge, als die Zartheit ihrer Hände verkündeten, daß sie der Familie des Fischers auf keine Weise angehöre. Daher, indem er ihr dankte, sprach er: „Ich weiß nicht, wodurch ich armer Schiffbrüchiger würdig bin, von dir bedient zu werden.“ — Sie aber erwiederte erröthend: „Sollt'

ich einst je den Vorwurf hören: ich bin krank gewesen, und ihr habt mich nicht besucht? Was ihr einem der Geringsten thut, das habt ihr mir gethan."

Aus diesen Worten erkannte Chrysaores, daß die Charis eine Christin sei, und er segnete sie. Und im folgenden Gespräch verbarg er ihr nicht länger, warum ihr Erscheinen ihm so große Bestürzung verursacht habe. Wie aber von der marmornen Göttergestalt im Landhause des Nepotianus Rede war, gerrieth die Horchende in sichtbare Verlegenheit. Mit gesenkten Blicken und glühenden Wangen wandte sie sich ab, wie in tiefer Beschämung, entweder wegen Aehnlichkeit ihrer Person mit einer heidnischen Gottheit, oder wegen des Lobes ihrer Schönheit. So deutete Chrysaores auch die Blödigkeit der Charis, und schwieg alsbald und redete von andern Dingen. Sie aber schien nachdenkend geworden, sprach nur Weniges und begab sich von hinnen.

Erst nach ihrer Entfernung bereute Chrysaores seine Unvorsichtigkeit und empfand er unbeschreibliche Sehnsucht, die Wunderbare wieder zu erblicken. Als die Fischerin Fannia zurückkam, welche ihre Freundin bis zum Ufer des Meeres begleitet hatte, wo Duras diese in seinen Nachen aufzunehmen und an das feste Land hinüber zu fahren pflegte, fragte Chrysaores nach dem Namen und Wohnort der Fremden. Fannia antwortete mit stockender Stimme und Betroffenheit, worüber Chrysaores billig erstaunte. Sie sprach: „Meine Freundin hat mir untersagt, dir, als einem ihr unbekannten Manne, ihren Namen zu nennen, weil sie Ursache hat, auch den Zufall zu meiden, der sie, und daß sie Christin sei, verrathen könnte. Heiße sie also immerhin Charis, wie du sie bisher zu heißen pflegtest, wir verstehen uns dann schon. Auch hat sie mir geboten, dir zu sagen, wenn du nach deiner Genesung je an das feste Land gehen und sie irgendwo erblicken würdest, mit keiner Geberde und keinem Worte zu verrathen, daß du sie kennst,

um sie nicht unglücklich zu machen. Denn ihr Vater, ein ruhiger Privatmann in Salona, aber ein Mann von strenger Denkart und geschworner Feind des christlichen Glaubens, würde es ihr hart entgelten lassen, mit dir Bekanntschaft gepflogen zu haben; ja, er würde ihr die Erlaubniß versagen, jemals wieder die Insel zu besuchen, oder vielmehr, er würde uns von dem kleinen Eilande vertreiben und uns ins Elend stoßen. Denn das Eiland ist sein Eigenthum, und wir genießen dasselbe unbeschränkt durch die Güte seiner frommen Tochter."

Von dieser Zeit an hütete sich Chrysaores, weiter nach dem Namen der Charis zu forschen. Seinen Gedanken konnte er jedoch nicht wehren, oft bei derselben zu sein. Die Wunden seines Hauptes und die wiederkehrenden Fieber hielten ihn mehrere Wochen im Zimmer zurück. Unterdessen empfing er Briefe von den Freunden in Rom und des Reisegeldes mehr, als er bedurfte. Von Salona ließ er sich mit anständigen Kleidern versorgen.

Als er so weit genesen war, daß er an einem schönen Morgen zum ersten Male die Hütte verlassen und auf der Insel umhergehen konnte, begegnete ihm Fannia mit den Kindern. Fannia erschrack, denn sie hatte ihn nie außer der Wohnung gesehen und erkannte ihn anfangs in den neuen Gewändern nicht. Als sie sah, es sei Chrysaores, rief sie: „Hochgelobt sei der Allbarmherzige und Gnadenreiche, der dir geholfen! Fürwahr, ich glaubte, du seiest ein Fremdling. Ich kannte dich nicht mehr, und hätte nie geglaubt, daß du ein so stattlicher Mann wärest." — Nun ging auch das Kind, welches sie an der Hand führte, vertraulich zu ihm. Denn man hatte ihn bisher nur mit verbundenem Haupte und im Bette gesehen.

Chrysaores aber genoß der heitern Luft und des frischen Lebens unter dem freien Himmel mit Wollust. Er breitete seine Arme weit aus, als hätt' er Himmel und Meer umarmen mögen, wie

lange vermißte Freunde. Er hat mir oft von dem unaussprechlichen Entzücken dieser Augenblicke geredet, und wie sich seine Augen nicht am Grün des Laubes und der Kräuter, oder am glänzenden Wogenspiegel des Meeres hätten ersättigen können. Vor ihm hing, jenseits der Wellen, das dalmatische Gestade, gleich einem großen unbeweglichen Bilde, mit zerstreuten Häusern am Ufer. Da sah er die Thürme und Paläste der reichen Stadt Salona nah am Gestade, durch eine von Säulen und Schwibbogen getragene Wasserleitung an die kaiserlichen Prachtgebäude Diocletians geknüpft, die eher einer zweiten Stadt, als einem ländlichen Aufenthalt glichen.

Indem er noch die weit über das Meer schimmernden Lustörter betrachtete, wo damals ein großer Fürst, den man den Vater der Kaiser hieß, nach freiwillig niedergelegter Weltherrschaft der ländlichen Ruhe im weit vorgerückten Alter genoß, unterbrach ihn in seinen Betrachtungen über Diocletians ehemalige Größe und dessen Rückkehr in die Dunkelheit des Privatlebens, der Anblick eines Bootes. Dieses tanzte, überdeckt gegen die brennenden Sonnenstrahlen, auf den Wellen, der Insel zu. Chrysaores erkannte im Schiffe bald seinen Gastfreund Duras. Als derselbe gelandet hatte, trat unter dem Verdecke die Charis hervor.

Sie erschrack, als sie des Chrysaores ansichtig ward, nicht minder wohl er selbst. Doch als sie ihn erkannte, neigte sie sich freundlicher gegen ihn, und er führte sie zur Hütte in den Schatten der schützenden Weinreben und Oelbäume. Da nun ward das Genesungsfest des gemeinschaftlichen Freundes gefeiert. Chrysaores sprach von seinen frühern Begebenheiten, von seinen Reisen und Schicksalen, und wie er, gerührt durch die Tugend und Standhaftigkeit der christlichen Bekenner, schon früh, als Jüngling, den Glauben Jesu ergriffen und ihn durch Umgang mit christlichen Lehrern und durch das Lesen ihrer Schriften in sich besiegt habe. Auch wie

ihm zu Tyrus der gelehrte Syrer Osynes das ganze Leben Jesu aus einem Buche, genannt Evangelium der Nazaräer, erklärt habe, wodurch er zur lebendigsten Ueberzeugung in den Sachen unseres heiligen Glaubens gelangt sei.

Die Fischerfamilie und die Charis hörten ihn mit großer Andacht. Du hast ihn gekannt und die eigenthümliche Anmuth seines Vortrages, mit welcher er alle Gemüther an sich zu fesseln wußte.

Seit diesem Tage erschien die Charis öfter auf der Insel, um den Weltweisen zu hören. Der Geist der Salonitanerin war eben so kenntnißvoll und gebildet, als ihre äußere Gestalt ein Abbild vollendeter Schönheit. Sie richtete viele Fragen an ihn, welche theils den christlichen Glauben und widersprechende Meinungen über die Person des gekreuzigten Gottesgesandten, theils die Natur und Fortdauer des menschlichen Geistes, theils das Verhältniß der Welt zum Schöpfer des Weltalls betrafen. Sie war geraume Zeit von einem Schüler des Amelius unterrichtet worden und vermengte vielfach die philosophischen Phantasien Plato's mit der erhabenen Einfalt dessen, was Christus in den Umgebungen Jerusalems gelehrt hatte.

Indessen waren, wie sich Chrysaores nicht verbergen konnte, die fast täglichen Unterhaltung mit der schönen Wißbegierigen seiner Gemüthsruhe keineswegs wohlthuend. Er fühlte die volle Wiederkehr seiner Gesundheit, aber zugleich das Erkranken seines Herzens. Darum beschloß er, ehe seine Vernunft gänzlich der Leidenschaft unterthänig ward, die Insel und die Charis zu verlassen und seine Reise nach Griechenland fortzusetzen.

Als Duras und Fannia diesen Entschluß hörten, baten sie ihn herzlich und rührend, die Abreise noch um einige Wochen zu verschieben, und die Charis, mit Thränen in den Augen, flehte so wehmüthig, weniger mit Worten, als Geberden, daß er nicht widerstehen konnte. Die zugegebenen Wochen verflogen aber auf

dieser stillen Zauberinsel, wie Chrysaores sie zu nennen pflegte, schneller, als die ersten. Er fühlte, daß längeres Bleiben sein Unglück vergrößern würde.

In einem Gespräche mit der Charis kündigte er seinen unwandelbaren Entschluß an, folgenden Tages abzureisen. — Sie erblaßte bei diesen Worten, daß sie ward, wie der Marmor ihres Ebenbildes im Landhause des Nepotianus.

„Ich begreife," sagte sie, „daß der Aufenthalt in dieser Einsamkeit und dieser einförmige Umgang mit uns dir nicht zusagen können."

„Oder allzusehr, und dann um so schlimmer für mich!" entgegnete Chrysaores.

„Ja," sagte Charis, „du mußt von hinnen. Gott sei mit dir, tugendhafter Chrysaores. Dein Andenken wird auf dieser Insel noch oft gefeiert werden und mir heilig bleiben."

Sie sprach die letzten Worte, denn Wehmuth wollte sie hemmen, mit großer Anstrengung.

Wirklich nahm Chrysaores am folgenden Morgen von Duras und Fannia und den Kindern Abschied. Seine Dankbarkeit und ihre gutherzige Liebe wetteiferten auf rührende Weise. Duras führte ihn an das dalmatische Ufer hinüber, wo er sich in die Stadt begab, um das Nothwendige zur Fortsetzung der Reise zu veranstalten.

3.

Die Gärten des Kaisers.

In denselben Tagen war zu Salona ein Fahrzeug von Korinth angekommen, welches dahin nach acht oder neun Wochen zurückkehren wollte. Obgleich dies eine lange Frist war, zog Chrysaores doch vor, die Zeit der Abfahrt desselben geduldig zu erwarten, statt

eine Reise zu Lande nach irgend einem Meerhafen zu machen, um dort eine ungewisse Gelegenheit nach Griechenland zu finden. Ohnedem kannte er den Hauptmann des Schiffes persönlich aus einer frühern Zeit, und als rechtschaffenen Mann, der dem Christenthum zugethan war. Er nannte sich Philo.

An schönen Abenden oder Morgen machte Chrysaores, während dieser Verzögerung, Lustgänge durch die fruchtbaren Umgegenden Salona's; bald zum muschelreichen Meeresbusen und zur Bucht, voll immerwährenden Lebens von Fischerbooten und Fahrzeugen ankommender oder abfahrender Reisenden; bald zu den schattigen, wilden Gebirgen, die ihre kahlen Scheitel hoch über die Stadt erheben. Endlich auch, in einer kühlen Tagesfrühe, näherte er sich dem prächtigen Palast und den Gärten Diocletians, des Kaisers, wenige Stunden Weges von Salona entlegen.

Hier wohnte schon seit einigen Jahren der außerordentliche Mann, welcher, Sohn eines Freigelassenen, sich zum Throne der Cäsaren emporgeschwungen, glanzvolle einundzwanzigjährige Herrschaft über die Welt geführt, dann, nachdem er Urheber eines neuen Reichs und Bewunderung des Zeitalters geworden, freiwillig in den Ebenen Nikomediens den kaiserlichen Purpur abgelegt, dem Geräusch der Feldlager und dem Glanz des Thrones die stille Einsamkeit des dalmatischen Landgutes vorgezogen hatte. Keiner der Weltherren vor ihm hatte ein so großes Beispiel der Selbstbesiegung gegeben; wenige werden in künftigen Jahrhunderten den Muth haben, ihm zu folgen. Seine alten Legionen hörten nicht auf, ihn zu vergöttern; die Cäsaren nicht, ihn mit ihrer Ehrfurcht zu umringen, und die erstaunten Völker nicht, ihn als ein wunderbares Räthsel mit abergläubiger Aufmerksamkeit zu betrachten.

Weil sowohl den Fremdlingen, als den Einwohnern von Salona verboten war, sich dem Landsitze des Kaisers ohne besondere Erlaubniß zu nähern, blieb Chrysaores unweit der Gärten auf

einer Anhöhe, von wo er im Schatten alter Steineichen den Palast und die ganze Gegend überschauen mochte.

Er bewunderte mit Recht den Geschmack des ehemaligen Herrn der Welt, welcher den reizendsten Punkt seines unermeßlichen Reiches in Europa, Asien und Afrika zum Ruheplatz auslesen konnte, aber in die dalmatische Heimath seiner Mutter, zu den anmuthigen Spielräumen seiner längstverschwundenen Jugendtage zurückgekehrt war. Die Unschuld, Genügsamkeit und Stille der kindlichen Welt hat für die unter langen Stürmen gereifte Weisheit des höhern Alters anziehenden heiligen Zauber. Denn zwischen jener Unschuld und dieser theuer erkauften Weisheit dehnt sich die heiße Wüste des Lebens mit ihren Leidenschaften und schmerzlichen Irrpfaden, da wir nichts erringen, als Ermüdung und Reue, indem wir gleich Wahnsinnigen, den wesenlosen Gaukeleien des Ehrgeizes, der Wollust und des Golddurstes nachrennen.

Chrysaores war ungewiß, wohin er sein Auge wandte, welcher Aussicht er den Vorzug geben müsse? Gegen Mitternacht und Morgen heben sich dort, jenseits der Stadt Salona am Meer, in starren, finstern Gestalten und wunderbaren Auszackungen die hohen Gebirge zu den Wolken. Sie zeigen keine Nähe, keine Ferne, sondern scheinen, wie wildes Gebilde des Pinsels, auf den blendend blauen Himmelsgrund hingemalt zu schweben. Aber gegen Mittag und Abend falten die fruchtbaren Ebenen der Küste ihren Reichthum auseinander: Landgüter, Dörfer, Weinberge und wie durch Kunst geschaffene Lustwäldchen. Der Thau des Morgens erfrischt das ewige Grün, und die Kühle des Seewindes mäßiget die Glut der Sommermonde. Der Anblick des Meeres ermüdet hier nicht durch das Einerlei seiner unendlichen Fläche: sondern von zahllosen umbüschten Inseln, malerisch in die Wellen gepflanzt, überall verschönt, gleicht es einem weiten See, der die Majestät seiner Größe durch Anmuth des Einzelnen mildert.

Zwischen allen diesen Umgebungen erhebt sich die Pracht des kaiserlichen Palastes. Er scheint nicht der Landschaft willen dahin gebaut, sondern diese erst für ihn, wie ein ungeheurer Garten, eigens geschaffen worden zu sein. Mit seinen großen und zahlreichen Gebäuden bedeckt er den Raum einer kleinen Stadt. Er ist ein weitläufiges Geviert, jede der äußern Seiten sechs- bis siebenhundert Schuh lang. Vier breite Straßen durchschneiden in rechten Winkeln das Ganze voll Ebenmaßes. Man zählt da viele Tempel der Götter; und sechszehn Thürme strahlen mit ihrem Golde über die Ebene. Die starken Mauern sind aus gehauenem Marmor der Steinbrüche von Tragutium; viele der hohen Säulen sind aus buntem Granit gemeißelt und blendend geschliffen. Ein breiter, fünfhundert Schuh langer Säulengang gewährt schattige Kühle und lachenden Blick in die Uferlandschaften.

Als Chrysaores von der Höhe herab einen Fußweg gegen die Diocletianischen Gärten wählte, begegnete er einem betagten Manne, aus dessen einfacher, aber zierlicher Kleidung er urtheilte, daß derselbe einer von des Kaisers Dienern sei. Nachdem sich beide begrüßt, und Chrysaores die Frage, wer und weß Landes er wäre, welches die Ursache seines Aufenthalts zu Salona, und seines Lustwandelns in dieser Nähe des Palastes sei, beantwortet hatte, erbot sich der Alte, ihn in dem Palast des Diocletian umher zu führen, weil er ein Aufseher der kaiserlichen Gärten sei.

Sie gingen also mit einander zu den großen Gebäuden, und durch die prachtvolle Hauptpforte, wie beinahe Rom keine herrlichere hat, in das Innere. Chrysaores, nach seiner Gewohnheit, behielt unter allen Wundern der Baukunst seine natürliche Gelassenheit, doch belobte er, als Kenner und mit Gefälligkeit, die Zierlichkeit des Atrium, die Tempel, die Bäder, die ägyptischen, cyzicenischen und korinthischen Hallen.

„Dein Beifall scheint mir etwas kalt,“ sagte der Alte; „hun-

dert Andere, selbst die Cäsaren, welche vor dir hieher kamen, geriethen beim Anblick dieser Meisterwerke des Meißels und Pinsels in Entzücken."

„Ich ehre die menschliche Kunst und bewundere ihre Werke," antwortete Chrysaores „wiewohl sie der göttlichen Kunst der bildenden Natur unendlich nachstehen. Ich würde noch größeres Gefallen an diesen Arbeiten hegen, wenn mir nicht beständig ein finsterer Gedanke den Genuß trübte, nämlich daß diese Kunstwerke alle doch nicht Werke der harmlosen Liebe des Schönen, sondern nur Schöpfungen menschlicher Hoffart und Fußgestelle eiteln Stolzes sind. Die Natur selbst würde minder schön und bewunderungswürdig sein, wenn ihr Wesen nicht die absichtsloseste Unschuld und ein reines Selbstgefallen an ihrer Heiligkeit und Vollkommenheit wäre."

Der Alte schien den Weisen nicht zu verstehen, und betrachtete ihn mit einer Art Befremdung; doch führte er ihn weiter.

Als sie um die Ecke eines Tempels traten, erblickten sie unter hohen Wölbungen eines Säulengangs einen Zug vornehm gekleideter Matronen und Jungfrauen neben sich vorbeiwandeln. Sämmtliche waren in Würde und Schönheit mit einander wetteifernd; aber an ihrer Spitze die Vornehmste, welche die Gebieterin der Uebrigen zu sein schien, übertraf an Adel und Reiz der Gestalt und Bewegung Alle. Wie der Zug näher kam, erschrak Chrysaores und verlor beinahe das Bewußtsein, denn er erblickte die Charis, welche er auf der Insel des Duras gefunden hatte. Sie wandelte an der Spitze aller Jungfrauen. Die Charis schien auch ihn wieder zu erkennen, denn Röthe überflog ihr Antlitz, vor welchem sie alsbald den goldburchwirkten Schleier vom Haupte niederzog.

Der Alte und Chrysaores verbeugten sich tief vor dem erlauchten Zuge, der vorüberging und bald verschwand. Dann erfuhr der

fragende Grieche vom Aufseher der Gärten, daß jene junge Schöne die aus dem Bade gekommene Fürstin Valeria, des Kaisers Tochter, sei. — Der edle Schüler des Prophyrius verbarg bei diesen Worten seine Bestürzung, und um sich selbst zu zerstreuen und die gefährliche Erscheinung zu verbessen, erkundigte er sich emsiger nach allen Merkwürdigkeiten, die ihm gewiesen wurden. Nachdem er aber sich dankend von dem gefälligen Greise beurlauben wollte, sprach dieser zu ihm: „Peloponnesier, was scheint dir unter Allem, was du gesehen, das Merkwürdigste in diesen Palästen?"

„Das, was ich nicht sah, antwortete der Weise, nämlich Diocletian, der Imperator."

„Begehrst du es, so kann ich dir auch ihn zeigen," entgegnete der Aufseher der Gärten.

„Ich danke dir für dein unbelohnbares Wohlwollen," sagte Chrysaores; „allein um den Kaiser zu sehen, würd' ich keinen Fuß zum Schritt bewegen. Denn was liegt mir daran, seine Greisengestalt und das köstliche Gewand zu schauen, in das er sie verhüllt? Alles das ist nicht Er. Ich müßte im Umgang seinen Geist erblicken. Den zeigst du mir nicht, wie du mir jene Bildsäulen und Wandgemälde zeigen konntest."

Aber hastig fiel ihm der Aufseher ins Wort und rief: „Doch eins habe ich dir zu zeigen vergessen, vielleicht von Allem das Sehenswürdigste und wo der Kaiser am liebsten zu verweilen pflegt. Es ist die große Säulenhalle an der Mittagsseite, mit der Aussicht zum Meere. Folge mir, in diesem Augenblick ist Diocletian nicht dort."

So gingen sie und traten in die ungeheure Säulenhalle, ihrer ganzen Länge nach mit Schönheiten der Bildhauerkunst und Malerei auf der einen, und mit den lieblichsten und mannigfaltigsten Aussichten in die Landschaft auf der andern Seite bereichert. Längs den Wänden sah man hin und wieder köstliche Ruhebänke, bunte,

morgenländische Teppiche und einige Tische, besetzt mit goldenem und silbernem Geschirr, worin Erquickungen bereit standen, wie man sie des Morgens zu nehmen pflegt. Einige Herren und große Hofbeamte wandelten in der Halle, die Frische des Tages zu genießen.

Als sich Chrysaores und sein Begleiter ihnen näherten, kamen sie, verneigten sich in großer Ehrerbietigkeit, und erwiesen dem Alten an der Seite des Peloponnesiers kaiserliche Ehrenbezeugungen. Nun erkannte Chrysaores, wer sein Führer gewesen sei, und er beugte das Knie vor dem erlauchten Greise. Denn es war Diocletian selbst.

Der Kaiser aber nahm traulich die Hand des Chrysaores, führte ihn zu einem Ruheplatze, setzte sich zu ihm und sprach: „Nicht du hast abzubitten, sondern ich, denn ich hatte dich getäuscht. Sei unbefangen, wie du es bisher gewesen. Ich bin nicht Kaiser, sondern ein zufriedener Landmann, der seinen eigenen Kohl baut, und zuweilen über seine Vergangenheit, wie über einen Traum, lacht."

4.

Der Mann auf dem Thron.

Während die kaiserlichen Diener Erfrischungen darboten, genas Chrysaores von seiner ersten Ueberraschung, und er nahm ganz wieder jene liebenswürdige Eigenthümlichkeit an, in der er alle Gemüther an sich zog, ohne zu wissen, welche Macht er habe. Sonder Zweifel hatte diese wunderbare Verbindung von Hoheit und Zärtlichkeit, in seinem Gemüth voll wohlwollender Hinneigung zu jedem Sterblichen und voll natürlicher Erhabenheit über die gewöhnlichen Bestrebungen der Menschen, auch den Imperator gerührt.

„In der That, Chrysaores," sagte Diocletian, „dein Name ist mir nicht ganz fremd geblieben. Ich hörte ihn mehrmals. Er

ist älter oder ehrwürdiger, als deine Gestalt. Ich wunderte mich billig, in einem so jugendlichen Manne den berühmten und gefeierten Priester der Weisheit zu sehen."

„Vater der Cäsaren," erwiederte Chrysaores, „laß dich's nicht wundern, wenn du das Natürlichste von der Welt siehst. Weder das Kind noch der Greis bedarf so sehr der Weisheit, als der Mann in der Fülle seines Lebens, um sich selbst zu retten. Der Jüngling erbte diese Waffe von der Unschuld des kindlichen Alters. Er, noch nicht von den Schlechtigkeiten und Vorurtheilen der Welt, die er erst kennen lernen soll, bestochen und vergiftet, darf nur den Sinn für das Gute und Schöne festhalten. Das ist die Urkunde von der Verworfenheit und Verkehrtheit des Zeitalters, daß man den gesunden Menschenverstand für Uebernatürliches, zuweilen für Gefährliches hält, und die schlichte Stärke eines tugendhaften Gemüths, wie Schwärmerei des Wahnsinns, oder Albernheit würdigt. Auch du bist ein Weiser, Vater der Cäsaren, und bewunderungswürdiger, als viele, die ich sah. Aber du mußtest deine Heimkehr zur Wahrheit und Natur theurer bezahlen, als ich."

Diocletian lächelte und sagte: „Ich zahlte jedoch nicht Alles mit eigenem Gelde. Das grauköpfige Alter schoß mir gute Summen dazu bei."

„Wie jedem; aber nicht jeder erkauft damit, Cäsar, was du!" versetzte der griechische Weise. „Mir mußte es unendlich leichter sein, natürlich zu bleiben, als dir, es wieder zu werden. Du spieltest mit eigenen und fremden Leidenschaften großes Spiel, und gingest plötzlich in die Stille einer Unschuldswelt zurück. Einst in ungeheurer Vielthätigkeit, als Allgebieter, die Loose der Völker prüfend, die Schicksale der Welttheile ordnend, konntest du plötzlich der Ruhe und Einförmigkeit ländlicher Beschäftigungen angehören; das Leben an Höfen, auf Reisen, in Feldlagern mit

dieser Einsamkeit vertauschen, und den Umgang mit Königen, Feldherren und Gesandten auf den Umgang mit dir beschränken. Wahrlich, das that noch kein Alleinherrscher, oder nicht freiwillig, wie du, und Tausende von den Großen, die nach dir leben, werden dir den Ruhm dieser Gemüthsstärke nicht streitig machen."

Der Kaiser lächelte und sagte: „Du bist, scheint es, gleich gewandt in der Sprache des Hofes, als der Schule."

„Allerdings hättest du Ursache," entgegnete Chrysaores, „mich einen Schmeichler zu schelten, wenn ich nicht eins noch hinzufügen würde. Viele Menschen können aus Verdruß oder Begeisterung groß handeln, ohne groß zu sein und zu bleiben; und mancher kann noch, wie du, das Diadem freiwillig ablegen, aber hintennach die Reue nicht verhehlen. Daß dich aber die Reue noch nicht beschlich, hat die Welt aus der Antwort erfahren, welche du den Gesandten des Cäsar Maximian gabst, als er dich aufforderte, den kaiserlichen Purpur wieder anzulegen."*)

Der Kaiser antwortete: „Maximian ist ein unruhiges Kind in grauen Haaren, und auch im Privatstande noch Fürst geblieben, wie vorher; das heißt, ein Taub-Blinder, der, aller Sinne beraubt, nur das Gefühl für Purpur behalten hat."

„Wie, Vater der Cäsaren," rief der Peloponnesier aus, „vergleichst du die Herren der Völker, welche man sonst die Allsehenden, Allhörenden, Allwissenden, Allmächtigen nennt, mit den Unglücklichen, welchen die Natur Gehör und Gesicht versagte?"

Der Cäsar Diocletian erwiederte: „Wen zu ihrer Nähe die

---

*) Nach dem Aurelius Victor antwortete er: „Könnt' ich dem Maximian die Kohlköpfe zeigen, die ich mit eigener Hand gepflanzt, er würde mir nicht zumuthen, diese glückselige Ruhe mit den Stürmen des Ehrgeizes zu vertauschen."

Götter auf die Höhe des Throns erheben, der sieht die Erde zu seinen Füßen nicht mehr und höret nicht mehr der Völker Geschrei, denn er schwebet in den Wolken des Himmels. Er sieht nur noch hinab mit den erkauften Augen seiner Vertrauten, hört nur noch mit den erkauften Ohren seiner Räthe und Feldherren, und handelt nur noch durch ihre Hände, aber weiß nichts von Allem, was er thut. Getrennt vom Volke, kennt er es nur durch gemiethete Sinne und die Wahrheit bleibt ihm verborgen. Wenn sich die Räthe und Vertrauten vereinigen, aus Eigennutz oder aus Vorurtheil, um ihre Fürsten zu täuschen, oder wenn sie selber betrogen sind, so wird er bei der größten Weisheit albern handeln, und mit dem wohlwollendsten Herzen ungerecht. Er verleiht die wichtigsten Aemter an die Bosheit oder Unfähigkeit, und stößt die Verdienstvollsten und Tugendhaftesten seines Volkes zurück. Er weiß es nicht, denn er hört und siehet nicht, weil er taubblind ist, und nicht anders sein kann."

Chrysaores sagte darauf: „Daß man anders sein könne, hast du bewiesen."

„Willst du meiner spotten, Peloponnesier?" rief der Imperator unwillig: „Siehst du nicht die Verwirrungen der heutigen Welt, das Gähren und Treiben der Völker? Ich meinte, so lang' ich auf dem Throne saß, ich könne das Alles mit leichter Hand meistern; man sagte mir, die Welt unter meinem Zepter wohne zufrieden und glücklich in seltener Ordnung; nur einige Schwärmer, einige Unruhegeister treiben Spuck, hieß es. Und als ich aus den Wolken niedergestiegen war unter die Menschen, wie sah ich da Alles anders! Selbst verfluchen hört' ich viele meiner Thaten, auf die ich am stolzesten gewesen."

„Wenn du, mein Herr und Kaiser, so von dir urtheilst," sagte Chrysaores, „wie sollen diejenigen von sich urtheilen, welche dir nicht an Hoheit des Geistes gleich stehen?"

„Entweder werden sie überall nichts urtheilen," antwortete Diocletian, „oder nach den schmeichlerischen Reden ihrer Höflinge das Beste von sich. Ehe ich den Purpur anlegte, sah ich die Fehler derer, die ihn trugen; darum hofft' ich, ihre Mängel zu meiden. Gemeine Geister auf dem Throne, die nicht schlafen, sondern selbstthätig herrschen mögen, werden gegen ihre Räthe und Vertrauten entweder allzuunmäßiges Vertrauen oder zu großes Mißtrauen, hegen. In beiden Fällen verrathen sie, nebst kindischer Eitelkeit, das heimliche Gefühl ihrer Schwäche. Denn die, welche sich und ihren Ruhm und ihr Reich blindlings Andern überlassen, glauben unübertrefflich gut gewählt zu haben, und verzichten in unmäßiger Bescheidenheit auf den eigenen Verstand. Sie bleiben in grauen Haaren unmündige Kinder und gehören in die Schule, nicht an die Spitze großer Reiche. Ihre Alleinherrschaft wird zerrüttete Vielherrschaft der Ehrgeizigen und Habsüchtigen, mit denen sie sich umringen, oder der Buhlerinnen, Lieblinge und Verschnittenen, die ihrem Leibe, aber nicht ihren Völkern dienen."

Chrysaores sprach: „Nie wird die Geschichte dir, wenigstens nicht dir, diesen Vorwurf machen."

„Ich hoff' es, auch nicht den des zu großen Mißtrauens in Kenntniß und Willen Anderer!" fuhr der Imperator fort: „Denn von jeher verabscheute ich Fürsten, welche den Glauben an die Redlichkeit der Welt verloren haben, oder sich erleuchteter dünken, denn die Weisesten ihrer Unterthanen. Solche haben fast jederzeit ein boshaftes Gemüth, in dessen finstern Spiegel die Bilder der Welt verdüstert fallen; oder sie sind voll Eigensinnes und Hochmuthes, der das Bessere neben sich haßt und in rastloser Gernthätigkeit Tugend und Einsicht neben sich entbehrlich machen will, damit Keiner zu träumen wage, neben ihnen Etwas zu sein. Sie dulden, ohne oft Tyrannen zu sein, alle Foltern

der Furcht, welche Tyrannen empfinden; sehen überall Verschwörungen und Schleichwege; behandeln das Wichtigste, wie das Unwichtigste selbst; thun nichts, weil sie Alles verrichten wollen, und das Kleinste und Größte mit gleicher Sorgfalt behandeln, sie mögen sich eigenhändig den Bart scheeren, oder eine Stadt schleifen lassen."

„Du schilderst die Alltagsfürsten," sagte Chrysaores, „aber du gehörst ihrem verachteten Haufen nicht an. In dir liegt höhere Kraft. Du wußtest dich zu beherrschen und kanntest die zarte Linie zwischen dem Zuviel und Zuwenig des Vertrauens, weil du mit seltener Menschenkenntniß ausgestattet warst. Und dennoch hattest du zur Unzufriedenheit mit dir Ursache?"

Diocletian sprach: „Der Mann auf dem Throne soll mehr sein, als ein Bürger; darum genügen für ihn die häuslichen und bürgerlichen Tugenden allein nicht. Wer sich selber zu beherrschen weiß, versteht darum noch kein Reich zu beherrschen. Nicht vergebens wird das Regieren die schwerste Kunst geheißen. Wohl ist sie schwer, denn ich habe gefunden, in ihr vollendet zu sein, übersteigt die menschlichen Kräfte. Ich habe die besten Schulen durchlaufen und blieb dennoch Lehrling bis jetzt."

„Erlaubest du mir, zu wissen, welche Schulen du für die besten eines künftigen Länderbeherrschers hältst?" fragte der Weise.

„Ohne Widerspruch das Heer und der Krieg!" antwortete der Kaiser: „Hier lernt der einstige Gebieter erst den Umfang des möglichen Gehorsams, dann den Umfang des Befehlens; er gewöhnt das Auge an feste Ordnungen, das Herz in plötzlichen Gefahren zur Unerschrockenheit, den Geist zur Aufmerksamkeit auf Alles und zur nieschlummernden Thätigkeit. Er unterscheidet das Ganze von den Theilen, und löset die Haupttheile wieder in ihre Unterabtheilungen auf und verknüpft sie wieder. Freunde, Feinde, Muthige, Feige, Ehrliche und Verschmitzte umringen ihn und be-

gegnen ihm. Er lernt sie auf den ersten Augenblick kennen und bei der ersten Gelegenheit an den Platz stellen, der ihnen gebührt. Der Staat ist, wie das Heer; und in ihm, wie in diesem, das Besondere dem Allgemeinen untergeordnet. Wer eine Macht von einigen hunderttausend Streitern wohl zu verwalten und zu führen weiß, dem wird nicht schwer, einem großen Reiche vorzustehen. Im Unterhandeln mit feindlichen Feldherren lernt man mit fremden Mächten vorsichtig verkehren."

Chrysaores sagte: „Der Staat ist allerdings einem Heere nicht unähnlich; aber das Heer selbst ist doch nur ein Theil des Staates, hat auch nicht den Zweck des Staates, so wenig das Schwert, welches der Mensch trägt, der Zweck des menschlichen Daseins, sondern nur eines seiner vielen Mittel ist."

„Darum ist es leichter, ein Heer, als ein Reich beherrschen!" entgegnete der Imperator: „Aber ich sprach von der Schule, nicht von der Welt, in der die Regeln angewandt werden. Auch im Staat muß Ordnung und Eintheilung, muß stufenweiser Befehl und Gehorsam bestehen. Das römische Reich, über drei Welttheile verbreitet, ist freilich zu groß, um von einem einzigen Manne wohl beherrscht zu sein. Ich nahm Mitkaiser an, und vertheilte die Macht; trennte die bürgerliche und kriegerische Verwaltung in allen einzelnen Zweigen; gab allem Einzelnen wieder besondere Aufseher, und vervielfältigte die Aemter. Das Räderwerk griff fest in einander; es ging langsamer, aber sicherer. Nie war die römische Welt so stark in sich selbst gebunden und geordnet; nie hatte einer meiner Vorfahren auf dem Thron die ganze Verkettung der Reiche und Provinzen so in seiner Gewalt, als ich. Das ungeheure Werkzeug meines Willens war vollendet, und mein Wille war gut. Ich wollte das Glück der Welt, Frieden, Wohlstand meiner Unterthanen. Ich glaubte das goldene Zeitalter der Dichter wieder zu bringen. Man sagte mir, es sei vorhanden. Was fand ich?

Aufrühre, Verzweiflung, Unzufriedenheit aller Orten. — Warum? Ich saß auf dem Throne als ein Taubblinder."

„Also lag der Staat, dein Werkzeug, nicht in deiner Hand?" fragte Chrysaores: „Wer konnt' es dir entreißen?"

„Meine Stellung, meine Höhe," antwortete Diocletian: „Ich sah meine Völker nicht, sondern nur vier und fünf meiner Räthe; jeder derselben sah nicht meine Völker, sondern seine untergeordneten Verwalter; diese sahen meine Völker nicht, sondern ihre persönlichen Feinde und Freunde, ihre Vorurtheile, ihren Gewinn und Verlust, ihre Geliebten, ihre Günstlinge. Ich hatte die weisesten Männer zu obersten Beamten des Reichs gesetzt, aber von den untersten Beamten, die das Volk unmittelbar berühren, empfingen sie ihre Belehrungen über desselben Bedürfniß und Zustand. Eben diese niedrigsten Beamten sind nothwendigerweise auch allezeit die unwissendsten, eigennützigsten und kriechendsten. — In wessen Hand lag der Staat und das Glück meiner Völker? Mit wessen Augen sah ich; mit wessen Ohren hört' ich? Wer unterrichtete mich? — Lerne daraus, Chrysaores, der du Vieles weißt, daß die sinnreichste Zusammenordnung der Gewalten des Staats, daß der vortrefflichste Wille eines thätigen Fürsten und die größte Weisheit und Tugend seiner Rathgeber nicht hinreichend sind, ein Reich zu beherrschen, das heißt, die große Mehrheit des Volkes zu beglücken."

Chrysaores verbeugte sich und sprach: „Ich vernehme deine aus traurigen Erfahrungen geschöpfte Lehre mit der ihr gebührenden Ehrfurcht. Doch hat es einst glückselige Zeitalter, frohe und blühende Völker unter weisen Herrschern gegeben, die vielleicht dir nicht an Geistesgröße glichen. Sollten wir die Weltgeschichte Lüge strafen?"

Der Kaiser entgegnete: „Oft bringen die Zeiten freiwillig das Glück ohne Mühe, welches mit vergeblichen Anstrengungen der

Mensch suchte. Dem Feldherrn schreibt man nicht selten den Gewinn einer Schlacht zu, während der Zufall den Sieg entschieden hatte. Oder glaubst du im Ernst, Chrysaores, daß die Weisheit eines Fürsten zur Beglückung der Unterthanen hinreichend sei? — Lehre mich das Geheimniß kennen, auf dem Throne bestimmt zu sehen, deutlich zu hören, und Wahrheit zu erkennen, und ich will dir danken, obwohl ich das Geheimniß nicht mehr benutzen kann."

„Imperator," sagte der Weltweise, „deiner Weisheit hat zu diesem Räthsel nie der Schlüssel gefehlt, sondern vielleicht nur die Neigung, ihn am Räthsel zu versuchen. Denn wenn du irgend einen Menschen fändest, dessen kummervolle Gestalt dich reizte, ihm zu helfen, würdest du ihm, ohne die Ursache seines Kummers zu erkennen, Arznei bringen, oder ihm lieber Geld geben? Würdest du ihm in der Meinung, er sei vom Wandern müde, dein Pferd anbieten, oder ihm, wenn du glaubtest, er traure über den Tod seines Sohnes, Trostworte sagen?"

„Ich würde ihn fragen um die Ursache seines Leidens!" antwortete Diocletian: „Der Arzt heilt den Kranken nicht, bevor er aus dessen Munde die Art und den Sitz seiner Schmerzen vernommen."

„Der Kranke, o Cäsar," sprach Chrysaores, „ist das Volk, der Fürst ist der Arzt. Dieser Arzt kann den Kranken nicht heilen, weil er ihn nicht selbst befragt, ja nicht einmal durch seine Diener fragen läßt, sondern auf das bloße Gutachten und Meinen von diesen sich verlassend, Arzneien verordnet."

„Die Vergleichung ist übel gewählt!" entgegnete der Kaiser: „Das Volk hat keine Stimme. Und hätt' es die Stimme, es würde unfähig sein, den Sitz seines Leidens zu beschreiben, oder zu sagen, was ihm Linderung schaffen könnte."

„Das Volk hat keine Stimme," erwiederte Chrysaores, „wo ihm Schweigen geboten und nur den Dienern des Fürsten zu reden erlaubt ist. Hätt' es die Erlaubniß zur Sprache empfangen, es würde mit Weisheit reden. Denn woher wählt der Herr des Reichs Feldherren und Rathgeber, als ebenfalls aus der Mitte des Volks? Wahrlich, der Herr des Reichs kennt nur wenige Einzelne, welche ihm der Zufall näher führt, und tausend Andere nicht, welche, im Besitz weit größerer Gaben, in dunkler Ferne stehen bleiben. Sie würden für sich selbst nicht unweiser reden, als für die Sache des Herrn. — Wer einen einzelnen Menschen beglücken will, muß ihn fragen. Wer ein Volk beglücken will, soll es hören. Diejenigen, welche du, o Vater der Cäsaren, Taubblinde auf den Thronen heißest, würden sehen und hören und Wahrheiten erkennen, wenn sie nicht, durch eine endlose Reihe der Diener, vom Volke geschieden ständen, sondern dieses selbst reden ließen, und sie es selber anhörten."

„Jedermann hatte freien Zutritt zu mir. Ich hörte auch den Geringsten!" sagte Diocletian.

„Deine Menschlichkeit ist weltbekannt und gepriesen, o Cäsar," sagte der Peloponnesier, „aber die Einzelnen, welche sich deiner geheiligten Person näherten, sprachen nicht vom Leiden des Volks, sondern ihrer eigenen Noth. Würdest du jeder Provinz deines unermeßlichen Reichs gestattet haben, die Weisesten und Edelsten ihrer Bürger, als deren Sprecher, in einem Senat zu versammeln: dann hätte der Mund der Senate Noth, Bedürfniß und Zustand der Provinzen offenbart; dann hätte dir die vereinte Einsicht der Klügsten Mittel zur Hilfe angedeutet, Mittel, die auch dem Weisesten der Sterblichen verborgen bleiben, weil er nicht die Kenntniß aller Oertlichkeiten, Gebräuche und Vorurtheile der Länder und ihrer Bewohner besitzt. Wem ist gegeben, Alles zu durchschauen und zu wissen? Durch die Senate der Völker wäre

die Einsicht und Weisheit der Menschheit, o Cäsar, deine Einsicht und Weisheit geworden; bisher aber war dein Regentenwissen nur das, was dir die beschränkte Ansicht weniger Höflinge und Räthe zu erkennen gestattete. Dann hättest du nicht nur vernommen, was deine Vertrauten und Räthe über Beschaffenheit, Kräfte und Treue deiner Unterthanen urtheilten: sondern du hättest Gegenrechnung über Beschaffenheit, Werth und Treue der von ihr angestellten Amtleute, Richter und Statthalter empfangen. O Cäsar, unter Myriaden von denjenigen, welche deinem Zepter unterworfen waren, hat dich oft nicht ein einziger Mensch selber gesehen; darum hat jeder dich nach den Beamten beurtheilt, welche du in die Provinzen schicktest, als wäre jeder Stellvertreter des Fürsten dessen Ebenbild. Wenn je dich Provinzen grausam hießen, oder geldgierig, oder verschwenderisch, oder geizig, oder geistesarm, so geschah es, nicht weil du es warst, sondern, weil du dich also im Treiben deiner Stellvertreter, ohne zu wissen, den Völkern gezeigt hast. Du aber kanntest die Tausende deiner Amtleute nicht, hattest sie nicht einmal selbst erwählt!"

Der Kaiser schien dem Weltweisen Beifall zu geben durch seine Geberden, doch sagte er: „Mit Cäsar Augustus endete das Unwesen der alten Republik, deren Tugenden verschwunden waren. Die römische Welt war eines Alleinherrn bedürftig und sie empfing ihn. Seitdem lag es in der Staatsklugheit der Kaiser, nie wieder das Volk in Senaten neben sich aufwachsen zu lassen, damit Reich und Thron unerschüttert blieben."

Chrysaores erwiederte: „Nie hat ein Senat Thron und Reich erschüttert, weder vor noch nach Augustus. Aber die prätorischen Cohorten, die Legionen und ihre Befehlshaber erschütterten Thron und Reich, oder am Hofe der Cäsaren die Selbstsucht der Höflinge und Lieblinge, die Laster eines Perennius,

Plautianus, Sejanus. Erröthete doch wenigstens der Senat noch, wie gesunken er auch schon in den Tagen des Cäsar Commodus war, als die Kriegsknechte den Thron der Welt an den Meistbietenden verkauften und ihn dem feigen Julianus verhandelten! Die Kriegsknechte errötheten vor solcher Schmach nicht; der Senat aber erröthete noch!"

„Wie?" rief Diocletian: „Möchtest du das Ungeheuer der Vielherrschaft wieder in die Welt zurückkehren lassen?"

„Nein, schon der weise Homer sprach: Einer sei Herr! und alle Völker rufen es ihm aus Herzensgrunde nach, weil sie lieber friedlichen Genuß ihres Eigenthums, als Unsicherheit wollen!" antwortete Chrysaores: „Einer sei Herr! Aber der Beste sei es und der Weiseste. Der Weiseste aber ist, welcher das Licht der ganzen Nation in sich trägt. Dies können Einzelne nicht verleihen; die ganze Nation gibt es aus sich. Einer sei Herr! Der ist's, welcher vom Thron herab sein Volk mit eigenem Ohr hören, mit eigenem Auge sehen kann; dann nur ist er eigenen Willens und eigener Hand. Wer mit gebundenen Ohren hört, und mit bezahlten Augen sieht, folgt nicht eigenem, sondern fremdem Sinn. Er trägt den Purpur, und die Knechte haben des Fürsten Zepter und Schwert. Sie sind die Vielherren! — Ihnen gehorcht der Fürst und das Land. Der Fürst ist nur der Glanz Ihrer Macht. Und will er aus sich selbst handeln, handelt er falsch, weil er nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen kann."

„Sei billig, Chrysaores," sagte Diocletian, „und glaube, daß auch unter den Räthen der Kaiser tugendhafte und uneigennützige Männer stehen, welche ihren Herrn lieben und ihm gern Wahrheit offenbaren."

„Allerdings," antwortete Chrysaores, „doch auch der Tugendhafte kann die Wahrheit nicht geben, wenn er sie nicht selber

hat. Und der nächste am Thron sieht das Volk so wenig mit eigenem Auge, als er auf dem Thron sitzt. Er berichtet, wie die bezahlten Unterbeamten berichten. Uebrigens, mein Herr und Kaiser, liebt Niemand den Fürsten wahrhaft, der nicht das Volk liebt, denn das Volk ist der Leib des Fürsten und der Fürst die Seele des Volks. Was ist eine Seele ohne ihren Leib und ein Fürst ohne ein Volk? — Du kennst die Menschen, o Cäsar, wie Wenige sie kennen, und weißt es, daß Jeder sich selbst vor allen Andern lieb hat. So liebt denn auch das Volk den Kaiser nur des Volkes selbst, und nicht des Kaisers willen und wünscht ihn des Volkes willen weise, wohlunterrichtet und mächtig und unabhängig, weil ein unweiser, übelbelehrter, schwacher und fremder Leitung unterworfener Fürst kein Volk glücklich machen kann, auch wenn er wünscht, es zu können. Eben so lieben auch die Höflinge und hohen Staatsbeamten den Fürsten nicht seiner, sondern ihrer selbst willen. Weil sie Reichthümer sammeln, alleingewaltig schalten und die Lust der höchsten Würden und Ehren ungestört schmecken wollen, sehen sie mit Furcht, wenn der Fürst besser belehrt, als sie, ist, und er nach eigener Einsicht unabhängig regiert. Darum drängen sie sich zwischen den Thron und das Volk, daß der Fürst nicht selber sehe und höre; ihr Vortheil ist es, dem Landesbeherrscher das Volk verdächtig zu machen, als unruhig, roh, Meuterei und Aufstand liebend. Darum werden sie zu allen Zeiten ihrem Gebieter Entfernung vom Volke empfehlen und die Errichtung der Senate in den Provinzen als Schwächung kaiserlicher Machtvollkommenheiten schildern. Denn sie wissen gar wohl, daß das Zutrauen des Volkes und die bessere Belehrung keineswegs die Macht und die Einsicht des Herrschers verkleinere, sondern vergrößere. Nicht das aber, sondern Vergrößerung ihrer eigenen Macht wollen sie. Auch

haben sie, wegen ihrer eigenen Handlungen, wenn dieselben tadelhaft wären, weniger Furcht vor den zwei Augen des Fürsten, als vor den hunderttausenden der Nation, denen nichts zu verbergen ist. Darum heißen sie das Volk verstummen, auf daß sie allein reden dürfen; und wie das Volk, aus Liebe zu sich selbst, den Fürsten einsichtsvoll und unterrichtet wünscht, so wünscht der Höfling, aus Liebe zu sich selbst, das Gegentheil."

Als Chrysaores endete, stand der Kaiser plötzlich auf, und that einige Schritte durch die Halle und schien finster und gedankenvoll zu werden. Der Weise trat zu ihm und sprach: „Mein Herr und Kaiser, sollt' ich deine Ungnade verschuldet haben? Da du selbst von Taubblinden auf dem Throne redetest und mich um das Geheimniß fragtest, wie man im Purpur die Wahrheit sehen und hören, und Glück und Unglück der Unterthanen erkennen möge, mußte meine Antwort diese sein: der Fürst gebe seinem Volke eine gesetzliche Zunge und höre es mit eigenem Ohr, obwohl die Großen neben ihm es nicht wollen."

Diocletian lächelte huldreich und erwiederte: „Du hast als Weiser gesprochen, nicht als Fürst. Mit Recht aber ist ein Fürst eifersüchtig auf seine Macht. Lehre mich nun ein zweites Geheimniß, ohne welches die Offenbarung des ersten nichts fruchtet. Wenn ein Volk reden kann, wird es auch handeln wollen; wenn es Rath ertheilen darf, diesen aber verworfen sieht, wird es erbittert ihn endlich erzwingen wollen. Es wird beginnen, erst sich selber Gesetze zu geben, und damit enden, dem Fürsten Gesetze zu machen. Wie stellst du die Alleinherrschaft des Einzigen den Völkern gegenüber sicher?"

Ihm entgegnete Chrysaores: „Dadurch, daß sie ihnen nie gegenübersteht; oder auch dadurch, daß der Fürst einzeln stärker bleibe, als jeder einzelne Theil seines Reiches ist."

„Du mußt deutlicher sein!" bemerkte Diocletian dem Weisen.

Dieser sagte darauf: „In kleinen Staaten, wie vordem Athen, Theben, Sparta, auch Rom gewesen sind, ehe dieses seine Herrschaft über ganz Italien und über die Alpen verbreitete, ist es möglich, daß das gesammte Volk als ein freies Gemeinwesen in einem einzigen Senate dargestellt erscheine. Denn da ist einerlei Sitte, Sprache und Himmel, auch einerlei Bedürfniß gemein. In einem solchen Staate ist die Herrschaft nur geborgen, so lange der Thron nicht dem Volke gegenüber, sondern in dessen Mitte steht. Wo solches ist, muß das Volk im Fürsten, der Fürst im Volke leben, und der Fürst wird dann mit geringen Machtmitteln großen Reichen furchtbar sein. — Aber in einem Weltreich, Cäsar, wie das römische, welches vom Euphrat bis zu den Säulen des Herkules, und von der lybischen Wüste bis zum ewig gefrornen Meere reicht, kann kein gemeinsames Bedürfniß, kein gemeinsamer Wille, kein Gesetz stattfinden, welches überall wohlthätig wäre. Denn da ist mancherlei Volk, Sitte, Gemüthsart, Himmelsstrich und Sprache. Was dem Aethiopier gerecht schiene, würde dem Britannier grausam dünken; und was den Parther erhöbe, würde den Gallier erdrücken. Eine kleine Haushaltung ist besser zu führen, als eine große; ein mäßiges Gemeinwesen vollkommener einzurichten, alle ein weitläufiges. Darum laß jeder Völkerschaft, jeder Provinz ihr eigenes Hauswesen, ihren eigenen Senat, ihr eigenes Wort an den Fürsten. Alle untereinander unabhängig und ohne Gemeinschaft, finden dann im Thron ihren verbindenden Mittelpunkt; alle einzeln hilfsbedürftig, finden dann in der Macht dessen, der über die Gesammtheit herrschet, Möglichkeit der Hilfe oder des Schutzes. Keine einzelne Provinz wird sich je stark genug dünken, dem Gebieter aller andern das Gesetz zu machen, und die tollkühne Meuterei der einen wird von der Ergebenheit und Treue der andern, oder ihrem Neid, verrathen oder gedämpft werden.“

Der Kaiser sprach: „Wäre Chrysaores früher gekommen, hätte Diocletian seinen Mitkaiser entbehren können.“

Sie setzten beide die Unterredung noch lange fort. Der Imperator erzählte von der Denkart des Maximilian, und der beiden Cäsaren Constantinus und Licinus. Auch wollte er dem Weltweisen nicht die Rückkehr nach Salona gestatten, sondern so großes Gefallen fand er an diesen Gesprächen, daß er ihn bat, in seinem Palaste zu bleiben, wo er ihm die prachtvollsten Zimmer anwies, und ihn zu seiner Tafel einlud.

5.

Valeria.

Er stellte den Chrysaores den Vornehmsten seines Hofes, den Männern und Frauen vor, und sagte: „Nachdem ich die Welt viele Jahre beherrscht habe, lern' ich von diesem Manne die Kunst des Herrschens.“ — Besonders empfahl er seiner Tochter Valeria den Umgang des Weltweisen, daß sie aus der Weisheit seines Unterrichts Trost gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens schöpfe.

Anfangs schien die schöne Fürstin den Umgang des Weisen eher meiden, als suchen zu wollen. Drei Tage lang wich sie ihm aus, bis der Zufall sie ihm entgegenführte, als er aus dem Schatten des hohen Cypressenhains hervortrat, da er der kühlen Abendluft im Freien genoß.

Beide, als sie sich erblickten, schienen Bedenken zu tragen, einander zu nahen. Aber die Fürstin zuerst setzte ihre Schritte fort und sprach: „Warum wollen wir uns länger fliehen, Chrysaores? Muß ich nicht glauben, der Himmel selbst führe uns überall zusammen?“

„Deinen Scherz, edle Fürstin,“ sagte er, „wär' ich nur allzugeneigt als Ernst anzunehmen, wüßt' ich nicht, daß der Mensch,

gern sich selbst betrügend, den Zug seines Herzens zum Zug der Vorsehung machen möchte."

„Da dich mein Vater ehrt," sagte sie, „warum sollt' ich, seine Tochter, mir Gewalt thun, nicht deiner Freundschaft und deines Umgangs zu genießen, so lange es erlaubt ist?"

Chrysaores senkte den Blick zur Erde und sprach: „Warum? — o Fürstin, aus freundlichem Mitleiden: Denn was bin ich und werd' ich, wenn du ohne deinen Willen, mich mir selber entreißest? Jeder Ton deines Mundes, jeder Blick deiner Augen stürzt meine Seele in einen Rausch, worin das Bewußtsein erstirbt. Du weißt es, wie deine Bildsäule in der Villa des Nepotianus mich Unglückseligen verblenden konnte. Du aber weißt es nicht, daß schon auf der Insel des Duras Pflicht und Leidenschaft einen schweren Kampf in mir kämpften. Soll ich der Verbreitung der Wahrheit und des göttlichen Lichts auf Erden angehören: so muß ich jeder Verbindung entsagen, die mich an eine Erdscholle heftet. Darum floh ich von der Insel des Duras, eh' ich zu deinen Füßen meinen Wahnsinn bekannte. Und die, zu der ich damals noch glaubte aufschauen zu dürfen, steht jetzt vor mir als erlauchte Tochter eines Kaisers, und als eines Kaisers Wittwe."

Es schwieg Chrysaores, ohne aufzusehen. Aber auch Valeria blieb stumm vor ihm. Und als er nach langer Stille, da die Fürstin kein Wort erwiederte, die Augen zu ihr aufschlug, sah er Thränen auf ihrer Wange und ihren Blick sinnig zur Erde geneigt. Ein unendlicher Liebreiz umfloß ihre Glieder. Indem der Hauch des Abends den golddurchwirkten Schleier bewegte, der wie eine Sternenwolke den Leib umschwamm, und ein Strahl der Sonne sich durch die Zweige der Cypressen über sie ergoß, ward ihm, als säh' er ein Wesen höherer Welten.

„Es ist zuviel!" seufzte er, und ein Schauer ging durch seine Glieder, und gern hätt' er sich entfernt.

„Verlaß mich nicht!“ sagte Valeria: „Verlaß mich nicht! Ich habe mein Herz vor Gott geprüft und mich rein von Vorwürfen gefunden. Welche Verwandlungen in mir vorgegangen sind, seitdem ich dich auf der Insel des Duras gefunden, begreif' ich nicht, aber ich bin an denselben unschuldig. Seitdem ist jeder meiner Gedanken ein Gedanke von dir, und jeder meiner Odemzüge ein Seufzer für dein Wohl. Noch ist mir kein Sterblicher erschienen, wie du. Es ist auch kaum, als wenn du der Sterblichen einer wärest. Es ist nichts Sündliches, sondern etwas Heiliges in den Empfindungen, die jetzt mein Leben sind. Darum bekenn' ich sie. Ich weiß, daß ich, von dir einst getrennt, auslöschen muß wie das Licht, dem man die Nahrung genommen. Ich fürchte den Tod nicht mehr, denn nun hab' ich gelebt. Meine Liebe, Chrysaores, ist das Werk meines Gottes. Der fürstliche Glanz, der mich umgibt, ist das Werk menschlicher Eitelkeit. Die Wahl ist nicht schwer.“

Chrysaores sagte: „Fürstin, du gibst mir das Entzücken und die Verzweiflung mit demselben Hauch deines Mundes. Im Gefühle meiner Seligkeit erschrecke ich vor mir selber, denn ich bin Verbrecher an der menschlichen Ordnung, durch meine Gefühle.“

„Es gibt, glaub' ich,“ sagte Valeria, „über alle menschliche Ordnung eine göttliche. Und in dieser will meine Seele wohnen. Gott und die Natur sind den Erfindungen des menschlichen Stolzes, den Vorurtheilen der Völker, den wandelbaren Einrichtungen ihrer gesellschaftlichen Zustände fremd. Die bürgerliche Welt kann eine That Verbrechen heißen, weil sie gegen ihre Stiftungen anstrebt, und vor Gott steht diese That sündlos, weil sie dem ewigen Gesetz der Natur gefolgt ist.“

„Ach, meine Fürstin, verzeih' es,“ rief Chrysaores, „ich muß dem verführerischen Scharfsinn meiner Leidenschaft widerreden, so lange ich's vermag. Denn es gibt nicht zweierlei Sittenlehre,

nicht zweierlei Tugend, die eine für die Welt, die andere für Gott. Unter welchem Volk auf Erden wir stehen, sind wir der Ruhe und Glückseligkeit desselben das Opfer unserer Neigungen schuldig; denn die Glückseligkeit Aller gilt mehr, als Befriedigung unserer Eigenliebe. Aber die Glückseligkeit eines Volkes hängt an seinen Begriffen, wie mangelhaft diese auch sein mögen, und an den Ordnungen, die es sich gesetzt hat, um alle Begierden zu begrenzen, welche dem Gemeinwohl verderblich werden. Wenn schon zum Beispiel die Natur nicht Vielweiberei zum Verbrechen stempelt, wird sie doch zum Verbrechen und zur Sünde wider Gott in dem Lande, wo bürgerliche Ordnung sie untersagt. Denn Sünde ist's, wenn der Mensch seine selbstsüchtige Begier nicht bindet, um die Vorstellungen der Landesgenossen von dem, was recht, tugendhaft und ehrbar ist, zu schonen. Diese Vorstellungen sind die Grundlage aller öffentlichen Glückseligkeit, Ordnung und Sicherheit eines Volks. Es gibt nur eine Tugend, sie betrete die Pfade der Natur oder der bürgerlichen Welt. Sie hat immer denselben Sinn, wenn schon nicht dieselbe äußere Gestaltung."

„So sage mir, Chrysaores, o sag' es mir, bin ich Verbrecherin?" rief die Fürstin lebhaft: „Was kann dies Herz dafür, daß es für dich schlägt, wie nie für einen der Sterblichen? Ich habe es ihm nicht geheißen, ich kann es davon nicht entwöhnen. Und was hast du verbrochen, daß sich deine tugendhafte Seele an die meinige hängt? Deine Gefühle, sind sie deine Kunst oder dein Werk? Gleichwie du den unempfindlichen Marmor geliebt hast, welchen Timolaos, der Bildhauer, meiner Gestalt nachgeformt hat: so will ich dich lieben in Unschuld, ohne Hoffnung und Furcht. Chrysaores, so liebe auch du die kaiserliche Tochter ohne Hoffnung, ohne Furcht."

Der Weise antwortete: „Das reine Wohlgefallen am Schönen und Guten ist die Urkunde vom himmlischen Ursprung unserer

Geister; aber nichts Irdisches darf die Urkunde beflecken. Vom leisesten Hauch der Leidenschaft wird sie unleserlich. Ach, Valeria, du bist einer Heiligen gleich, an welcher die Sinnenwelt keine Macht mehr hat. Aber mir ist das ruhige Wohlgefallen in einer stürmischen Sehnsucht zu Grunde gegangen. Du bist schon mein Gedanke, mein Gefühl, meine Vergangenheit, meine Zukunft geworden. Ich bin nicht mehr ich, sondern in deinem Leben aufgelöset. Ich weiß nicht, was ich will; aber ich erkranke ohne dich, und bei dir ring' ich zwischen Sein und Nichtsein. Soll ich mich selbst retten, muß ich dich fliehen."

„Nein, Chrysaores," sagte Valeria, und legte die Hand auf die seinige, „du bist edler, als du meinst, und stärker, als du denkst. Deine Liebe werde die Prüfung und Uebung eines tugendhaften Muthes. Was ist denn die Weisheit, wenn sie nicht eine Gotteskraft ist, zur Ueberwindung seines Selbstes? Der ist in der Schlacht der Tapfere, welcher dem Tod unerschrocken ins Antlitz blickt, nicht der die Gefahr flieht. Weiser Chrysaores, fliehe nicht."

Ihr antwortete Chrysaores: „Man ist nicht mehr weise, wenn man trunken ist. Aber ich bin ein Trunkener durch deinen Zauber. Nüchtern zu werden, muß man nicht einen Rausch durch den zweiten ertränken wollen, und eine Leidenschaft zu übermannen, muß man sie nicht sättigen, sondern ihr die Nahrung entziehen, daß sie sterbe. Wer sich für stark genug hält, der Gefahr zu spotten, der ist schon in der Gefahr; und wer sich erlaubt, mit der Sünde zu spielen, ist schon an sie verspielt. Du mahnest mich zur Selbstüberwindung, Fürstin! Mich selbst überwinden, heißt deinen Blick fliehen; denn bei dir zu sein ist mein Sehnen. Den gefährlichsten Wunsch des Herzens erfüllen, heißt nicht, ihn besiegen, sondern ihm unterliegen."

Traurig blickte Valeria ihrem Freunde in's Antlitz und sprach: „So flieh! Einst sagte ich auf der Insel: so flieh, es ist besser.

Nun sprech i ch: fliehe oder bleibe, es ist n i e besser. Nenne mir den Tag, an dem du uns verlassen willst; dann weiß ich, wann mein Sterben anfängt. Nein, nenne ihn nicht. Gott hat uns barmherzig die Zukunft verhüllt. Ueberrasche mich unverhofft, wie der Tod. Es ist gut, daß ich nichts weiß; so schmeichelt sich meine Hoffnung von einem Tag zum andern, und ich schmecke die Lust der Gegenwart in klarer Schöne. Ich fürchte nun schon dein Scheiden nicht mehr, denn ich fürchte den Tod nicht. Oder meinst du, Sterben sei ein Schweres?"

Wehmüthig drückte Chrysaores die Hand der Fürstin an seine Brust und sprach: „Es ist dem Geist nichts schwerer zu tragen, als die Sünde. O du Verlobte des Heilandes, der für dich starb, du trägst das Leben leicht, denn es ist rein. Wie soll das Sterben dir schwer sein, wenn du das Leben abwirfst? Aber, Valeria, es in Gram und Schmerz verlieren, weil uns die heilige Pflicht scheidet, das ist ein schweres Sterben, denn es ist sündig. Willst du Selbstmörderin sein?"

„Selbstmörderin!" schrie Valeria: „Was redest du, Chrysaores?"

Er erwiederte: „Ob das Gift des Schierlingskrautes, oder das Gift des eigensinnigen Grames unser Leben endet, ohne daß wir es wehren, welch' ein Unterschied ist's? Kämpfe, fromme Christin, überwinde! Sei du selbst wieder Herrin, nicht dein Gefühl und dein Schmerz!"

Da warf sie sich weinend an die Brust des Chrysaores und sagte: „Zerfleische mich und sage, ich soll nicht bluten; tödte mich und sage, ich soll nicht sterben; fliehe und sage, ich soll athmen und lächeln. Hab' ich mir die Liebe nicht gegeben, wie soll ich sie mir ausreißen? Der Schmerz kömmt ungerufen, wie die Freude, durch das Thor des Herzens, und der Geist kann es nicht wehren, daß sie kommen und in das Haus einkehren, das er bewohnt. O,

daß ich kalt wäre, wie der gefühllose Marmor meines Bildes! Ist es Sünde, wenn die Liebe mich belebt; ist es Sünde, wenn die Liebe mich tödtet: wie soll ich meine Seele retten, da ich entweder leben oder sterben muß?"

„Lebe, liebe! aber beherrsche Leben und Liebe, o Valeria!" rief Chrysaores bewegt: „Dahin sollen wir ringen. Darum will ich kämpfen; das wird mir gelingen. Fühlt sich der Geist von den Freuden und Schmerzen des Lebens ergriffen, es sei! — überwältigen lassen soll er sich nicht. Er hat gegen die Macht des Irdischen eine Zauberwaffe, die jeden Angriff vereitelt, seine Herrschaft festhält und den Sieg dann noch rettet, wenn er nahe daran ist, entrissen zu werden."

„Nenne mir, du Starker, nenne mir die Wunderwaffe!" rief Valeria: „denn es ist noth, daß ich die Hand auch nach dem schwimmenden Halm strecke, damit die Fluth mich nicht verschlinge."

„Zerstreuung! ohne Zaudern, Zerstreuung!" sagte Chrysaores und führte plötzlich die Fürstin aus dem Schatten der Cypressen in die freie Heitere, in den Anblick des väterlichen Palastes in die Nähe des goldenen Thores, wo die geschäftigen Menschen aus- und einwandelten.

Die überraschte Fürstin ermannte sich, drückte den Schleier auf ihre Augen und lächelte dankbar den Weisen an.

„Wahrlich," sprach sie, „du bist ein Weiser! Du nennst und reichst mir die Arznei."

6.

Die Verfolgungen der Christen.

Es hat mir Chrysaores bekannt, daß er selber glaube, dieser Arznei mehr bedürftig gewesen zu sein, als die kaiserliche Tochter. Denn ein so kindlichreiner, frommer und edler Geist, wie Vale-

riens, würde auch in der häßlichsten Hülle entzückt haben; so wie hinwieder die Anmuth ihrer Gestalt, das Ebenmaß ihrer Glieder, die Zartheit und Lieblichkeit ihrer Gesichtszüge auch aus dem geistlosen Marmor Gluth in die männliche Brust zu senden vermögend war. Nicht unwillkommen sei ihm daher, beim Eintritt in den Palast, gewesen, einem der Diener Diocletians zu begegnen, der ihn zu seinem erhabenen Gebieter einlud. Denn Diocletian pflegte die Stunde des Sonnenunterganges und der ersten Dämmerung gern in der großen Säulenhalle unter erheiternden Gesprächen hinzubringen, wenn er aus dem Bade gestiegen war, und die kühle Meerluft des Abends genießen wollte.

„Glaubst du nicht auch," sagte er zu dem Weltweisen, „daß wie jeder Tag seinen Morgen und Abend, ja wie solchen Morgen und Abend die ganze Natur des Jahres mit dem Frühling und Herbst, und wie ihn jeder Mensch mit der Kindheit und dem Alter hat — glaubst du nicht auch, daß die gesammte Menschheit einen gleichen Wechsel ihrer Tageszeit, einen Morgen und einen Abend habe? Der Gedanke hat mich schon oft beschäftigt. Ich weiß nicht, ob er eine Frucht meines hinfälligen Alters, oder meiner reifern Betrachtung der Dinge ist? Denn das heutige Geschlecht der Sterblichen scheint mir immer tiefer in Schlechtigkeit zu versinken, an Tugenden ärmer zu werden; wenn auch nicht weniger unterrichtet, als in vorigen Zeitaltern, doch immer kraftloser zu werden an Hervorbringung großer Gedanken und Thaten. Du selbst wirst bekennen müssen, daß sich diese Altersschwäche des menschlichen Geschlechts in allen Künsten und Wissenschaften kund thut. Nirgends eigene Erfindung, nirgends eigenthümliche Schöpfung; allenthalben Nachbeterei der Alten, oder ödes blödes Geschwätz. Warum bringt die Natur nicht Redner, Dichter, oder Geschichtschreiber, oder Maler, Baumeister, Bildhauer und andere Meister mehr hervor, wie in frühern Zeiten? Sieh' an

unsere Tage! Welch ein unruhiges Treiben, Irren und Schwanken ohne Kraft! Welch ein weinerliches Wesen in der herrschend werdenden Denkart der Menschen! Welch ein allgemeines Gähren in den Völkern ohne Sinn und Zweck! Es ist eine Gährung, die der Fäulniß vorangeht. Die Hefen heben sich vom Boden nach oben, und drücken das Hohe in die Tiefe. Ich glaube, Freund, es will in der Menschheit Abend werden."

„Vielleicht auch ein neuer Morgen!" sagte Chrysaores: „Denn wenn ich die letzten Jahrhunderte vergleiche mit den früheren, erblicke ich nichts, als Nacht. Vielleicht wird sie noch finsterer werden. Aber so muß es kommen. Doch eins weiß ich, mein Herr und Kaiser, die Sonne rüstet sich zum Aufgang. Das Gähren der Völker ist nicht das Gähren der Fäulniß, sondern der Verjüngung. Der trübe Most will sich zum hellen Weine läutern. Aller Tod ist Vater jungen Lebens."

„Ohne Bild gesprochen, Chrysaores!" rief Diocletian: „Du erkennest also auch, es ist heutiges Tages nicht, wie sonst. Das Leben der Völker ist nicht so froh und frisch, wie ehemals, sondern ernst und düster und verworren; man weiß nicht, wo hinaus es damit will? Die alten Ordnungen brechen immer zusammen, und was neu aufkömmt, ist nicht haltbar, oft ganz unsinnig. Die Menschen scheiden sich, und parteien und hassen sich, und führen heimlichen Gedankenkrieg um Einbildungen und Träume. Es ist ein peinliches, unseliges Thun. Und doch konnt' ich's mit aller meiner Macht nicht ändern. Sprich, von wannen stammt dieser Unfug?"

„Aus dem Tode der öffentlichen Freiheit!" antwortete Chrysaores: „Denn die Barbaren, welche nie der Freiheit genießen, haben nie bewunderungswürdige Gedanken und Thaten hervorgebracht; wohl aber die Griechen, so lange sie sich in Freiheit entfalten konnten, bis sie nach Alexander in Knechtschaft sanken.

So auch Rom, welches in That und Weisheit prangte, so lange es frei war. Als es die alte Tugend mit der Wollust der besiegten Barbaren vertauschte, ging die Freiheit unter. Da kamen die Gewaltherrscher, da die Cäsaren. Sie ließen wohl dem Volke Alles, um auf dem Felde sich beschäftigen, in den Werkstätten arbeiten, in Spielen und Ueppigkeiten sinnliches Gelüst stillen zu können. Aber verboten ward das Gelüst des Geistes nach höhern Dingen, nach dem Recht, Mensch zu sein, wie Cäsar selbst ist."

Diocletian schüttelte bei dieser Rede das graue Haupt mit ungläubigem Lächeln. Als der Peloponnesier solches bemerkte, sprach er: „Wie, mein Herr und Kaiser, du zweifelst? Warum denn blühten Griechenland und Rom, ehe sie in Knechtschaft fielen, und blühten nachher nie wieder? Weil in freien Verhältnissen jeglicher Mensch gilt, was er werth ist; weil er seine ewige, allen Menschen gleiche Würde fühlt; weil er sich ungehemmt zu dem entfaltet, was er nach seiner Natur werden kann, und also in Gedanken und Werk zum Großen und Göttlichen aufstrebt, weil solches der Trieb jedes Gemüths ist. — Wenn aber die Tyrannei aufkömmt, welche die Freiheit Anderer hasset, um als Tyrannei bestehen zu können: dann will sie, was der Mensch Hohes und Göttliches hat, für sich behalten, nämlich die Freiheit; und der übrigen Welt weiset sie Bedürfniß und Wohlsein des thierischen, niedrigen Lebens an. Sie ist die Gottheit, das übrige Menschengeschlecht Staub; der Thron ist die Hauptsache, alles Uebrige Werkzeug zu dessen Verherrlichung; der Staat ist Zweck, und das Volk das dazu geborne Mittel. Wenn aber die Menschen nicht mehr gelten nach dem Werth, welchen ihnen die Natur gegeben, sondern nach dem, welchen man ihnen für den Thron gibt; wenn sie für kein Vaterland mehr, sondern für ein Handwerk, ein Ackerfeld oder ein Amt

die Herrlichkeit ihrer Gaben entfalten; dann müssen die Künste der gemeinen Lebensbequemlichkeit hervorsteigen, und die göttlichsten werden sinken. Dann werden Pinsel, Meißel nach Lohn gehen, nicht nach dem Ewigschönen, und nicht mehr dem Urschönen, sondern dem Gelde gehorchen. Dann kriechen die Wissenschaften vergötternd um den Stuhl der Tyrannei; und nicht derjenige umarmt sie, den der Genius ruft und weiht, sondern der, welcher Brod sucht, oder welcher, durch seinen Standpunkt näher oder ferner dem Throne, die Weihe empfangen zu haben wähnt. So verderben die Wissenschaften zu Maulwerken, so die göttlichen Künste zu Handwerkern, jene heiligen Quellen des Guten und Schönen! Das bessere Leben erstirbt und erstickt im Schlamm gemeiner Sorgen um leibliche Lust. Man ahnet nicht mehr, wie etwas gut sein könne um seines Selbsts willen. Das Gute und das Schöne, das Wahre und Gerechte, der Muth und die Tugend gefallen bloß, in so fern sie noch wozu nützen. Und wozu? Zur Geldmacherei, zum Kitzel der Eitelkeit, zur Vermannigfaltigung des Wohllebens! Aber wie sollte der Mensch auch, was irgend Göttliches lebt, um des Göttlichen willen lieben können, wenn er selber den Zweck seines Lebens eingebüßt hat, und nicht mehr seines Selbsts willen da ist, sondern für den Thron des Gewaltherrn, oder für die Erdscholle, den Webstuhl, den Ambos oder die Schreibstube geboren ist!"

Hier unterbrach Diocletian den Redenden und sprach: „Möchtest du das Nützliche aus der Welt verbannen?"

„Keineswegs, o Herr!" erwiederte Chrysaores: „denn wir sind sinnlicher Natur und bedürfen desselben. Die Thiere suchen auch nach dem, was ihnen nützt, und sind gleichgültig gegen das, was ihnen nicht hilft, Hunger oder Wollust zu stillen. Sie haben, gleich jenen Menschen, die der göttlichen Freiheit entbehren, keine Ahnung von Liebe des Schönen, des Wahren und Guten, und

von der Verachtung aller irdischen Güter für diese himmlischen Dinge. Nur was ihnen wozu nützt, hat Werth für sie. — Aber der Mensch soll nicht Thier bleiben. Wir sind göttlichen Geschlechts! Aber dieses ist es, welches von der Tyrannei gehaßt wird. Denn die Tyrannei will allein Gottheit heißen; sie allein herrschen; für sich die Völker geschaffen sehen; — nichts Aehnliches neben sich dulden, nichts Höheres über sich."

„Ich weiß nicht," sagte der Kaiser, „ob ich dich begreife? Was würde ein Staat werden, in welchem das Nützliche, z. B. Gewerbe, Kunst und Handel, aufhörten, das Wichtigste zu sein?"

„Er würde, sagte der Weltweise, ein neues Rom, ein neues Griechenland werden. Die Liebe des Vaterlandes, die Liebe der Tugend und das heitere Gefühl des Daseins würden dann das Wichtigste sein. Nicht aufhören sollen und werden die nützlichen Beschäftigungen der Völker, aber nie das Wichtigste derselben sein. Wo sie das Wichtigste sind, wie heutiges Tages unter uns, da verlieren die Völker ihr Edelstes, und werden zugleich ärmer, als zuvor. Denn im ewigen Erschöpfen ihrer Kraft, um gemeine Lebensbedürfnisse zu stillen, vermehren sie das Bedürfniß. Doch nur der ist reich, der mehr hat, als er bedarf; oder besser, der ist's, welcher weniger bedarf, als er hat. Daher Völker, welche weniger bedürfen und mit Wenigem genügsam sind, sich auch zur Erkenntniß und Genießung des Edlern aufrichten können, weil sie dafür Zeit erübrigen. Im hohen Alterthum, da das Bedürfniß der Sterblichen noch höchst einfach war, standen sie der Gottheit näher und wußten sie von göttlichen Dingen mehr, als von den Geheimnissen der Kochkunst zu sagen, oder von neuen Stoffen und Formen der Kleider, worin wir sie übertreffen."

„Du wirst mir immer dunkler, Chrysaores!" rief Diocletian: „Möchtest du uns wieder zurückschicken in die halbnackte Urwelt, da man sich in rohe Thierfelle wickelte und rohe Wurzeln aß?"

„Das nicht; aber zurückführen möcht' ich die Menschheit wieder zum Wahren und Natürlichen!" antwortete Chrysaores: „Zurück zur Verachtung des Entbehrlichen und Wiederliebgewinnung des Unentbehrlichen, nämlich des Göttlichen. Seit die Menschheit von diesem abfiel, oder, was dasselbe ist, von der Natur, ward Alles verkünstelt, und die Tyrannei vollendete das Wiederherbringen der Barbarei."

„Es muß doch Einer herrschen!"

— Das Gesetz!

„Und wer soll es geben?"

— Das Volk, welches darnach leben soll, durch seine Redlichsten und Einsichtsvollsten, die es kennt.

„Wie? und was sollen die Cäsaren auf dem Thron?"

— Die Heiligkeit des Gesetzes bewachen, und die Wirkungen desselben befördern!

„Ha!" rief Diocletian: „Luftgespinnste aus der Schule, die nicht in die Wirklichkeit gehören!"

Chrysaores lächelte und versetzte: „In der That, Cäsar, das bessere Leben der alten Welt wohnt nur noch in den Werken des Alterthums, und diese werden nur noch in den Schulen bewahrt. Aber aus der Schule wird das Bessere wieder in die Wirklichkeit zurücktreten, worin es einst gestanden hat, sobald ein Fürst auf den Thron steigt, welcher den Unterthanen gestattet, Menschen zu sein. Und die Zeit, in der wir leben, bereitet Auferstehungen vor."

Der Kaiser machte eine verneinende Bewegung seines Hauptes und sagte: „Nicht die, welche du erwartest. Ja, die Zeit bereitet große Dinge vor, nicht Auferstehungen, sondern Gräber. — Ich sehe es, den Untergang des Throns, die Zersplitterung des Reichs! Es ist ein stiller Wahnsinn in den Völkern, welcher von Jahr zu Jahr gemeiner wird, und die Verwüstung aller Altäre, aller

Ordnungen der bürgerlichen Welt droht. Du weißt es, Chrysaores, welchen Wahnsinn ich meine. Es ist der aus Judäa gekommene, von einer jüdischen Partei verbreitete Aberglaube. Ich sollte ihn vielmehr Unglauben nennen, weil er aller Ehrfurcht vor den ewigen Göttern entsagt hat, und mit frevelhaftem Undank ihnen die gebührenden Opfer entzieht."

„Du sprichst von dem Glauben der Christen, Imperator?" fragte der Weltweise.

„Allerdings, wenn Unglaube oder Aberglaube auch Glaube genannt werden darf!" antwortete der Kaiser: „Worin nun, sage mir, liegt der Zauber, welchen die Meinung jener Schwärmer auf die Welt macht? Er wuchert mit unbegreiflicher Schnelligkeit umher von Volk zu Volk. Ihre Hartnäckigkeit vereitelte die dagegen aufgebotene Strenge meiner Vorfahren und meiner eigenen Macht."

„Vater der Cäsaren," rief Chrysaores, „du hast mir geboten, mit freimüthiger Offenheit vor dir zu reden. Ich will dir meine Ansicht dieses merkwürdigen Strebens und Gährens im Geist der Völker nicht verhehlen. In der Lehre der Christen muß nothwendig mehr, als Schwärmerei oder Unsinn enthalten sein; denn ich bemerke, daß nicht nur das gemeine Volk, sondern auch die Vornehmen, nicht nur Unwissende, sondern auch Gelehrte, nicht nur Jünglinge, sondern auch besonnene Greise sich zur Lehre der Christen mit Ueberzeugung bekennen. Sie thun nichts Unanständiges, nichts Lasterhaftes, vielmehr befleißen sie sich eines stillen, redlichen Wandels. Das kann unmöglich Frucht einer Thorheit sein; man möchte sonst irre an der Weisheit werden. Wohl verlassen sie die alten Tempel und Altäre der Götter, weil sie an einen einzigen, unsichtbaren, allwaltenden Gott glauben. Und, Cäsar, bist du nicht selbst überzeugt, daß die Bildsäulen unserer Götter Bildsäulen sind und keine Götter? daß sie nur auf

die höhere, verborgene Gottheit hinaufdeuten? Dies ist eine Wahrheit, welche schon längst in den Schulen der Weisen, wenn auch nur mit großer Vorsicht, gelehrt ward; eine Wahrheit, die heimlich jeder anerkennt, welcher sich in seinem Wissen vom rohen Pöbel unterscheidet. Und diese Wahrheit dringt durch das Christenthum in die Völker und wird täglich herrschender."

„Eben das ist das Schädliche; das ist's, was die Ruhe der Welt, was die gesammten, bisher bestandenen Ordnungen der Dinge mit Umsturz bedroht!" sagte Diocletian: „Nicht alle Wahrheiten sind gut, unter das Volk verbreitet zu werden. Wohin soll es kommen, wenn die Altäre zerfallen, und die Furcht vor den Göttern verschwindet? Was soll noch jene rohe Menge im Zaum halten, die kaum aus Scheu vor den sichtbaren Göttern Recht thut, geschweige vor unsichtbaren? — Gestatten die Cäsaren die ungestörte Verbreitung solcher Grundsätze, so werden sie zuletzt selbst, wie die bisherigen Götter, vom Throne gestoßen werden."

„Du gestandest aber diesen Grundsätzen Wahrheit zu, die sich nicht leugnen lasse!" bemerkte Chrysaores.

Diocletian erwiederte: „Freund, Vieles ist in der Schule unschädlich, was auf den Gassen Anstoß bringt; Vieles an und für sich richtig, was ins gemeine Leben nicht hineintaugt, sondern Verwirrung stiftet. Jene Wahrheit, wenn sie auch an sich Wahrheit ist, ist eine von denen, welche alle Bande der Ordnung auflöset, und die bestehende Verfassung des Reichs in den Grundtiefen zerstört. Darum muß sie mit allen Mitteln, die in der Gewalt der Cäsaren liegen, unterdrückt werden."

Chrysaores fragte darauf: „Wenn deine geheiligte Person, o Cäsar, ein Mitglied des gemeinen Volks wäre, und ein obrigkeitlicher Befehl jene Wahrheit B e t r u g hieße, — würde sie darum in d i r aufhören können, W a h r h e i t zu sein? Und wenn man dich mit Todesstrafe bedrohte, deine Ueberzeugungen abzulegen,

würdest du sie ablegen und dich vom Gegentheile überzeugt halten können? — Siehe, o Cäsar, so ist's im Volk. Gefängnisse, Verbannungen, Verstoßung von Würden und Aemtern, selbst Hinrichtungen sind eitel, um herrschend werdende Ueberzeugungen auszurotten. Gegen die geistige Allmacht hilft nicht die Gewalt des Eisens, nicht des Goldes; — jene siegt, denn sie ist von göttlicher Abkunft."

„Aber wenn nun, unter solchen Grundsätzen und Lehren, der Geist der Völker den bestehenden Ordnungen des Staats fremd wird?" fragte der Imperator.

Chrysaores antwortete: „So werden diese Ordnungen auch der Welt fremd, und sie werden, als nicht mehr zum Leben der Welt gehörend, ohne alle Gewalt, durch ihre eigene Menschheit, zusammenbrechen. Die Ueberzeugungen des menschlichen Geschlechts sind das Leben und Gesetz desselben; alle bürgerlichen sichtbaren Stiftungen empfangen von diesen Ueberzeugungen das Zeichen des Werthes oder Unwerthes, Leben oder Tod. Der Fürst, welcher gegen die Ueberzeugungen des Zeitalters kämpft, steht als Fremdling darin. Seine Vernunft ist nicht mehr die Vernunft des menschlichen Geschlechts. Er wird als ein Boshafter verhaßt, oder als ein Thor verspottet werden."

„Und wozu soll dies führen?" rief Diocletian.

„Der Fürst hat größere Gewalt," antwortete Chrysaores, „als der Unterthan; aber das menschliche Geschlecht hat größere Gewalt, als der Fürst. Wenn die Grundsätze, welche heut' geächtet und verfolgt, im Dunkeln verbreitet, so allgemein worden sind, daß sie sich nicht mehr verbergen lassen: dann wird ein kluger Fürst kommen und sie heilig erklären, und mächtiger durch sie werden, als alle seines Gleichen*). Wir meinen, die Welt müsse

---

*) Dies geschah in der That, und zwar schon ein Jahr vor Diocletians

untergehen, wenn das nicht mehr ist, was bisher bestand. Aber sie wird nur ein Winterkleid abstreifen und den frischen Frühlingsschmuck anthun."

Der Cäsar schwieg einige Augenblicke nachdenkend und sprach dann: „Es scheint also, Chrysaores, du habest die strengen Maßregeln mißbilligt, mit denen ich den überhandnehmenden Unfug unterdrücken wollte, welcher durch die freien oder frechen Gesinnungen der Menschen im Volke verbreitet zu werden drohte? Du hältst also die Meinungsgrillen der Christen für mehr, als Schwärmerei und Schwindelei? Ich konnte nie, und kann jetzt noch nicht diese im Finstern schleichenden Rotten achten, welche die Ruhe der Völker stören, obwohl mehrere einsichtsvolle, auch zum Theil rechtschaffene Männer zu ihnen gehören. Eben diese aber sind die Gefährlichsten, und eben sie ließ ich durch meine Befehlshaber und Gerichte in den Provinzen am strengsten verfolgen. Rede offen, was würdest du gethan haben an meiner Stelle, auf dem Throne?"

„Vater der Cäsaren," rief Chrysaores, „wer unter den Sterblichen könnte eine Frage wie diese, beantworten? Der Fürst ist ein Gewaltiger, aber der Gewaltigste bleibt das Werkzeug einer höhern, unsichtbaren und weisen Weltlenkung. Du hast nicht deinen, sondern den Zweck der höhern Weltlenkung, durch Verfolgung der Christen, befördert. Du hast Meinungen bestraft, nicht widerlegt, darum leben sie fort. Du hast Ueberzeugungen verfolgt, und sie damit durch Geräusch auch denen bekannt gemacht, welche sie nicht kannten. Du hast das Christenthum, wider deinen Willen, verbreitet, das du auszurotten gedachtest; und unter allen Völkern jenen Grundsätzen und Ueberzeugungen Leben-

---

Tode, durch Constantin den Großen, der eben damit das Reich und den Beinamen des Großen gewann.

digkeit gegeben und Stärke, die du zu lähmen oder zu tödten glaubtest."

Der Cäsar nickte ernst mit dem grauen Haupte eine Art Beifalls und sagte: „Ich weiß, daß ich allein leider zu schwach gegen das Verderbniß dieses heillosen Zeitalters stritt."

„Die Völker der Erde werden nun aber behaupten und künftigen Jahrhunderten sagen," erwiederte Chrysaores, „daß du nicht wider sondern für das Verderbniß des Zeitalters gestritten habest. Denn du habest für das gestritten, was nicht mehr zum Sinn und Heil der Völker passend, folglich verdorben und unhaltbar geworden; und habest dich aufgelehnt gegen das Bedürfniß des menschlichen Geschlechts, welches sich laut verkündet."

„Und was wäre denn dies sogenannte Bedürfniß des menschlichen Geschlechts?" fragte der kaiserliche Greis mit einem etwas spöttischen Lächeln.

„Mensch zu sein!" antwortete der Weltweise. — —

Blätter aus dem Tagebuche des armen Pfarr-Vikars von Wiltshire.

Goldsmiths Vicar of Wakefield erschien das erste Mal im Jahr 1772 zu London gedruckt. Man erwähnt dieses Umstandes, an welchem den wenigsten Lesern viel gelegen sein mag, nur darum, weil es auch möglich ist, daß der Dichter den ersten Gedanken zu seinem Roman aus dem British Magazine von 1766 geschöpft hat, wo das Tagebuch oder eigentlich nur ein Bruchstück desselben, von einem armen Vikar von Wiltshire abgedruckt stand. Das British Magazine gibt dazu die Versicherung, daß die Aechtheit des Bruchstückes unzweifelhaft, und nichts daran erdichtet sei.

Es ist unmöglich, diese Aechtheit aus andern, als innern Gründen zu beweisen. Die Leser müssen sich gefallen lassen, das Bruchstück auf Treu und Glauben hinzunehmen. Vielleicht werden sie nur bedauern, daß es Bruchstück ist. Vielleicht aber war es auch das Wichtigste aus dem Tagebuche und aus dem ganzen Lebenslaufe des guten Vikars.

Am 15. Dezember 1764.

Ich erhielt von Herrn Doktor Snart, meinem Patron, zehn Pfund Sterling, als den Betrag des halbjährigen Gehalts. Ich

mußte den sauer verdienten Lohn noch unter manchen Unannehmlichkeiten in Empfang nehmen.

Nachdem ich anderthalb Stunden im kühlen Vorzimmer des Herrn Rektors hatte warten müssen, erlaubte man mir's endlich, in sein Gemach zu treten. Er saß gemächlich im großen Lehnstuhle am Schreibtische; das Geld war schon gezählt. Er erwiederte meine Verbeugungen mit einem majestätischen Kopfnicken seitwärts, indem er seine schöne, schwarzseidene Hausmütze ein wenig aus dem Nacken empor und wieder zurückschob. Wirklich hat er viel Würde. Ich kann mich nie ohne Ehrfurcht nahen. Ich glaube, ich würde zu dem Könige selbst nicht mit größerer Ehrerbietung hintreten.

Er nöthigte mich nicht zum Sitzen, obwohl er wissen konnte, daß ich den Morgen schon eilf (englische) Meilen gemacht hatte bei schlechtem Wetter, und vom anderthalbstündigen Stehen im Vorzimmer auch nicht viel Trost für die müden Beine gehabt. Er wies mit der Hand auf das Geld.

Mir schlug das Herz gewaltig, als ich nun mit der lange überlegten und wohl eingelernten Bitte um einige Gehaltsvermehrung hervortreten wollte. Daß ich doch meine Schüchternheit auch in den allerunschuldigsten, ja ich darf sagen, in den gerechtesten Sachen nicht ablegen kann! Mit einer Angst, als wollt' ich ein Verbrechen begehen, hob ich zweimal vergebens an. Gedächtniß, Worte und Stimme verließen mich. Der Schweiß stand mir plötzlich in großen Tropfen auf der Stirn.

„Was wollen Sie eigentlich?“ fragte er sehr leutselig.

— „Ich bin — Alles ist theuer — kaum im Stande, mit dem geringen Gehalt in diesen Zeiten auszukommen.“

„Geringer Gehalt, Herr Vikar?“ Wo denken Sie hin? Ich kann jeden Tag einen andern Vikar um fünfzehn Pfund Sterling Jahrgehalt haben!“

„Um fünfzehn Pfund! Nun ja! wenn er ohne Familie ist, mag er's mit dem Gelde machen."

„Ihre Familie, Herr Vikar, hat sich doch nicht vermehrt, hoffe ich? Sie haben ja nur zwei Töchter."

„Ja, Ihro Hochwürden. Aber diese wachsen heran. Meine Jenny, die älteste, ist nun achtzehn Jahre, und Polly, die jüngere, bald zwölf Jahre alt.

„Desto besser. Können die Mädchen nicht arbeiten?"

Ich wollte antworten. Er ließ mich aber nicht zum Worte kommen, sondern stand auf und sagte, indem er gegen das Fenster ging und mit den Fingern an den Scheiben trommelte: „Ich habe heute unmöglich Zeit, mich weiter einzulassen. Ueberlegen Sie's, ob Sie mit fünfzehn Pfund des Jahres die Stelle behalten wollen, und melden Sie mir's dann. Können Sie nicht, so wünsche ich Ihnen eine bessere Vikarstelle zum Neujahrsgeschenk."

Er verbeugte sich höflich gegen mich und schob wieder an der Mütze. Ich strich hastig das Geld ein und empfahl mich seiner Huld. Ich war wie angedonnert. So kalt hatte er mich noch nie empfangen und abgefertigt. Ohne Zweifel bin ich bei ihm verleumdet. Nicht einmal bot er mir, nach bisheriger Gewohnheit, ein Mittagessen an. Ich hatte darauf gehofft, denn ich war nüchtern von Crekelade in aller Frühe fortgegangen. Nun kaufte ich mir in der Vorstadt bei einem Bäckerladen, an dem ich vorüber ging, ein Brod, und machte mich damit auf den Rückweg.

Wie niedergeschlagen war ich auf dem Wege. Ich weinte, wie ein Knabe. Die Thränen fielen auf das Brod, indem ich es hungrig verschlang.

Pfui, Thomas! Schäme dich deines Kleinmuthes. Lebt der alte Gott nicht mehr? Und wenn du nun die ganze Stelle verloren hättest? Jetzt sind es ja nur 5 Pfund weniger? Freilich der vierte Theil des ganzen kleinen Jahrlohns! freilich auf den

Tag im Durchschnitt kaum zehn Pence, wovon drei Personen sich nähren und kleiden müssen. — Was ist's denn weiter mehr? — Der die Lilien auf dem Felde kleidet! Der den jungen Raben ihr Futter gibt! Man muß vom alten Wohlleben etwas abbrechen*).

Am 16. Dezember.

Ja, ich glaube, Jenny ist ein Engel. Ihre Seele ist noch schöner, als ihr Leib. Beinahe muß ich mich schämen, ihr Vater zu sein. Sie ist viel besser und frömmer, als ich.

Gestern hatte ich nicht den Muth, den beiden Mädchen unser bevorstehendes Unglück zu verkünden. Als ich es heute that, ward Jenny ernst, dann plötzlich wieder freundlich, und sagte: „Bist du unruhig, Vater?"

„Sollte ich nicht?"

„Nein, du solltest nicht."

„Liebes Kind, wir kommen nie aus Schuldenruf und Sorgen. Ich weiß nicht, wie wir bestehen werden. Es fehlt uns so Vieles! Wer gibt es nun bei fünfzehn Pfund, die kaum für Lebensmittel ausreichen?"

Statt der Antwort legte Jenny schmeichelnd Ihren Arm um meinen Nacken, und wies mit der andern Hand zum Himmel.

„Der dort!" sagte sie.

Polly setzte sich auf meinen Schoos, streichelte mir das Gesicht und sagte: „Ich will dir was erzählen. Mir träumte diese

---

*) Man kann sich das Wohlleben denken, das der arme Vikar mit seinen Kindern bei zwanzig Pfund Sterling jährlich führen konnte. Ein Pfund Sterling ist ungefähr so viel, als ein Louisd'or oder sechs Thaler sächsisch. Er hatte also nur hundert und zwanzig Thaler Einnahme im Jahr.

Nacht, es sei Neujahr, und der König sei nach Erkelade gekommen. Das war dir eine Pracht. Der König stieg vor unserer Hausthüre vom Pferde, und kehrte bei uns ein. Da hatten wir unsere Noth mit Kochen und Braten. Der König aber ließ von seinen eigenen Speisen bringen in goldenem und silbernem Geschirr. Draußen schollen Pauken und Trompeten. Und denke dir, bei Pauken- und Trompetenklang brachte man dir auf einem Atlaskissen zum Neujahrsgeschenk eine goldene Bischofsmütze. Sie sah etwas närrisch aus, ungefähr wie die spitzen Hauben der Bischöfe im alten Bilderbuch. Du nahmst dich aber darin recht gut aus. Doch mußte ich mich fast außer Odem lachen. Da weckte mich Jenny. Ich war recht böse darüber. Der Traum von dem Neujahrsgeschenk hat gewiß etwas zu bedeuten. Bis Neujahr sind ja nur noch vierzehn Tage."

Ich sagte der Polly: „Träume sind Schäume." Sie aber sagte: „Träume kommen von Gott."

Zwar glaube ich an so etwas nicht. Doch will ich den Traum aufschreiben, um zu sehen, ob er ein tröstender Wink des Himmels war. Ein Neujahrsgeschenk wäre ja doch möglich, das uns Allen wohl zu Statten käme.

Den ganzen heutigen Tag habe ich gerechnet. Ich rechne nicht gern. Das Rechnen und Geldwesen macht mir den Kopf wüst und das Herz leer und doch schwer.

Am 17. Dezember.

Meine Schulden sind, Gott sei Dank, nun alle, bis auf eine, abgetragen. An fünf verschiedenen Orten zahlte ich sieben Pfund Sterling und eilf Schilling: bleiben mir also baar zwei Pfund und neun Schilling. Damit soll ich ein halbes Jahr haushalten. Helfe mir Gott!

Die schwarzen Hosen, welche ich beim Schneider Cutbay sah, die muß ich nun wohl ungekauft lassen, obgleich ich sie dringend nöthig hätte. Sie sind zwar schon getragen, aber noch gut im Stande, und der Preis wäre billig, aber Jenny hat einen Rock noch nöthiger. Das gute Kind dauert mich, wenn ich es bei der strengen Kälte im leichten Kamelotkleide sehen muß. Polly kann mit dem Kleide zufrieden sein, das ihr die Schwester aus ihrem alten sehr künstlich zusammengeflickt hat.

Auch meine Theilnahme an der Zeitung, die ich bisher mit dem Weber Westburn hielt, muß ich aufgeben. Das thut mir weh. Hier in Crekelade erfährt man sonst nichts vom Laufe der Welt. Beim Pferderennen in Newmarket gewann der Herzog von Cumberland gegen den Herzog von Grafton eine Wette von fünftausend Pfund Sterling. Es ist doch sonderbar, daß sich die Worte der Schrift immer so buchstäblich erwahren: Wer da hat, dem wird gegeben, und man kann hinzufügen: wer wenig hat, dem wird genommen. Ich muß noch fünf Pfund von meinem armen Gehalt verlieren.

Pfui, Thomas, schon wieder murrend! Und warum: Wegen der Zeitung, die du nicht mehr mithalten kannst? — Schäme dich. Wirst es ja doch wohl von Andern erfahren, ob General Paoli auf Korsika die Freiheit behaupten werde. Die Franzosen haben den Genuesen freilich Hilfstruppen zugesagt: aber Paoli hat zwanzigtausend Mann alter Soldaten.

Am 18. Dezember.

Ach, wie glücklich sind wir armen Leute doch! Um ein Spottgeld hat Jenny einen braven Weiberrock bei der Tröblerin Barde gekauft, und nun sitzt sie da, und trennt ihn in Polly's Gesellschaft auf, um einen neuen daraus für sich zu machen. Jenny

versteht das Handeln und Feilschen besser, denn ich. Aber man gibt ihr auch lieber nach, wenn sie so engels-mild bittet. Nun ist Freude über Freude im Hause. Am Neujahrstage will Jenny zum ersten Mal im neuen Rocke erscheinen. Polly macht hundert lustige Glossen und Prophezeiungen dazu. Ich wette, der Bey von Algier hat sich nicht so sehr über das kostbare Geschenk der Venetianer gefreut, über die zwei Diamantringe, die beiden mit Brillanten besetzten Uhren, die mit Gold ausgelegten Pistolen, köstlichen Teppiche, Pferdedecken, und die zwanzigtausend Zechinen baar ungerechnet.

Jenny meint, wir müssen uns ihren Rock am Mund absparen. Bis Neujahr wird kein Fleisch gekauft. Das ist ganz recht.

Der Weber Westburn ist ein edler Mann. Ich sagte ihm gestern die Zeitung auf, weil ich meines bisherigen Gehalts, vielleicht meiner ganzen Stelle, nicht sicher sei. Er schüttelte mir die Hand und sagte: „So halte ich mir das Blatt allein, und Sie, Herr Vikar, lesen es doch mit mir."

Man muß nie verzagen. Es gibt der guten Menschen in der Welt mehr, als man glaubt, und unter den Armen mehr, als unter den Reichen.

Abends, an demselben Tage.

Der Bäcker ist ein unfreundlicher Mann. Ob ich ihm gleich nichts mehr schuldig bin, machte er doch der guten Polly, als sie das Brod holte, und sie es gar klein und schlecht aufgegangen oder halb verbrannt fand, einen Zank, daß die Leute auf den Straßen still standen. Dann erklärte er zu meinen Handen, er gebe nichts mehr auf Borg; wir sollten unser Brod anderswo kaufen. Polly dauerte mich. Wir hatten genug zu trösten.

Ich weiß nicht, wie die Ekelader zu allen Nachrichten kommen.

Jedermann im Dorfe spricht davon, der Rektor Snart werde statt meiner einen andern Vikar anstellen. Das wäre mein Tod.

Der Metzger sogar muß davon Wind bekommen haben. Denn umsonst schickte er seine Frau nicht mit Klagen über schlechte Zeiten zu mir, und daß er unmöglich ferner sein Fleisch anders, als gegen baare Bezahlung verkaufen könne. Die Frau war wirklich sehr höflich, und konnte nicht genug sagen, wie lieb und werth wir ihr wären. Sie rieth uns, zu Colswood zu gehen um da unsere kleinen Fleischvorräthe einzukaufen; er sei ein vermöglicherer Mann, und könne mit dem Gelde leichter warten. Ich mochte der guten Frau nicht sagen, wie uns dieser Wucherer vor einem Jahr behandelte, als er uns das Pfund Fleisch um einen Penny theuerer, denn andern Leuten angerechnet hatte, und, da ihm sein Schwören und Fluchen nichts half, und er nicht leugnen konnte, rund heraus sagte: sein Geld, wenn er es ein Jahr lang ausstehen habe, müsse verzinset werden, und wie er uns dann die Thüre wies.

Noch besteht meine Baarschaft in einundvierzig Schilling drei Pence. Wie soll das enden, wenn mir Niemand mehr so viel vertraut, daß ich meine Lebensmittel am Ende eines Vierteljahrs bezahlen kann? — Und wenn Rektor Snart einen andern Vikar nimmt! — Dann bin ich mit meinen armen Kindern auf die Gasse hinausgeworfen.

Nun, und Gott ist auch auf der Gasse!

Am 19. Dezember, in der Frühe.

Ich erwachte heute schon sehr früh und überlegte, was in meiner mißlichen Lage zu thun sei. Ich dachte wohl an Master Sitting, meinen reichen Vetter zu Cambridge; allein die armen Leute haben keine Vettern, nur die reichen. Brächte mir der Neujahrstag die

Bischofsmütze aus Polly's Traum, wäre mir das halbe England verwandt.

Folgenden Brief habe ich an den hochwürdigen Herrn Doktor Snart geschrieben und der heutigen Post mitgegeben:

„Ich schreibe mit bangem Herzen. Denn Jedermann sagt, daß Ew. Hochwürden einen andern Vikar, statt meiner, anstellen. Ich weiß nicht, ob das Gerücht Grund habe, oder nur entstanden ist, weil ich einigen Personen von der Unterredung gesagt habe, die ich mit Ihnen hatte.

„Dero mir anvertrautes Amt habe ich mit Eifer und Treue verwaltet, Gottes Wort lauter und rein gelehrt, keine Klage über mich vernommen; selbst mein innerer Richter verurtheilt mich nicht. Ich bat demüthig um eine kleine Zulage meines geringen Gehalts. Ew. Hochwürden sprachen von Verminderung meines Lohns, der kaum hinreicht, mir und meiner Familie die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu bestreiten. Möge Ihr menschenfreundliches Herz entscheiden.

„Unter Ew. Hochwürden seligem Vorgänger habe ich sechszehn, unter Ihnen anderthalb Jahre gedient. Ich bin ein Fünfziger; mein Haar beginnt grau zu werden. Ohne Bekannte, ohne Gönner, ohne Aussicht auf ein anderes Amt, ohne Kenntniß, mir auf andere Weise mein Brod zu schaffen, hängt mein und meiner Kinder Glück allein von Ihrer Gnade ab. Lassen Sie uns fallen, bleibt uns keine andere Stütze, als der Bettelstab.

„Meine Töchter, allmälig erwachsen, verursachen, bei aller Einschränkung, größere Ausgaben. Die älteste Tochter, Jenny, vertritt bei der jüngeren Mutterstelle und führt das Hauswesen. Wir halten keine Magd; meine Tochter ist die Magd, die Köchin, die Wäscherin, die Schneiderin, die Schusterin sogar; so wie ich der Zimmermann, der Maurer, der Schornsteinfeger, der Holzspalter, der Gärtner, Bauer und Holzträger meines Hauses bin

„Mit uns war bisher Gottes Barmherzigkeit. Keines ward krank. Wir hätten keine Arznei bezahlen können. Crekelade ist ein kleiner Ort.

„Meine Töchter boten sich vergebens an, für andere Haushaltungen Arbeiten zu machen, zu waschen, zu flicken, zu nähen. Selten empfingen sie eine Arbeit. Hier zu Lande hilft sich jede Haushaltung selbst; Niemand ist reich.

„Es wäre ein herbes Schicksal, wenn ich ferner mit zwanzig Pfund Sterling im Jahr mich und die Meinigen durchbringen sollte; es wäre das Traurigste, wenn ich es mit fünfzehn Pfund versuchen müßte. Aber ich vertraue auf Ihr Erbarmen und auf Gott, und bitte Ew. Hochwürden, mich wenigstens aus der Angst reißen zu wollen."

Nachdem ich den Brief geschrieben, warf ich mich auf die Knie, während ihn Polly zum Postboten trug, und betete um glücklichen Ausgang. Da ward es mir im Gemüth sonderbar hell und wohl. Ach, ein Wort zu Gott ist immer ein Wort von Gott. Ich ging so leicht aus meinem Kämmerlein hervor, und war doch so schwer hineingegangen.

Jenny saß am Fenster bei der Arbeit. Sie saß da mit einer Ruhe, Seligkeit und Anmuth, wie ein Engel. Es strahlte von ihrem Antlitze, wie Licht. Ein schwacher Sonnenblick durch das kleine Fenster verklärte das ganze Zimmer. Mir war himmlisch wohl. Ich stellte mich ans Pult und schrieb meine Predigt: „Von den Freuden der Armuth."

Ich predigte in der Kirche eben so viel mir selber, als Andern. Und geht keiner gebessert aus der Kirche, bin ich es doch; und schöpft keine Seele Trost aus meinen Worten, schöpfe ich ihn doch. Es geht dem Geistlichen, wie dem Arzt. Er kennt die Kraft seiner Arzneien, aber nicht immer ihre Wirksamkeit auf die Natur aller Kranken.

Am demselben Tage Vormittags.

Am Morgen erhielt ich ein Billet, das mir ein Fremder aus dem Wirthshause schickte, welcher daselbst übernachtet hatte. Der Unbekannte bat mich wegen dringender Angelegenheiten auf einen Augenblick zu sich.

Ich ging zu ihm. Es war ein hübscher junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, von edeln Gesichtszügen und vielem Anstande. Er trug einen alten, abgeschabten Ueberrock, und Stiefeln, an denen der gestrige Koth verhärtet war. Sein runder Hut, obwohl ursprünglich kostbarer, als der meinige, war doch weit verdorbener und abgerissener. Der junge Mensch schien, ungeachtet seiner übelbestellten Kleidung, von gutem Hause zu sein. Er trug wenigstens ein sauberes Hemd vom feinsten Linnen, wenn es ihm nicht etwa von einer mildthätigen Hand erst verehrt worden war.

Er führte mich in ein Nebenzimmer der Wirthsstube, bat tausendmal um Entschuldigung, mich bemüht zu haben, und entdeckte mir demüthig, er sei in der bittersten Verlegenheit, kenne Niemand an diesem Orte, wo er gestern Abend angekommen wäre, und habe deswegen seine Zuflucht zu mir, als Geistlichen, nehmen wollen. Er wäre, setzte er hinzu, seines Gewerbes ein Komödiant, jetzt ohne Anstellung, und im Begriff, nach Manchester zu reisen. Nun aber sei er mit seinem Gelde zu Ende, so, daß er nicht einmal genug habe, den Wirth völlig zu bezahlen, geschweige nach Manchester zu kommen. Demnach wende er sich in der Verzweiflung an mich. Mit zwölf Schillingen wäre ihm geholfen. Er wolle mir, wenn ich ihm den Vorschuß machen könne, das Geld, sobald er wieder bei einem Theater angenommen sein würde, ehrlich und dankbar zurückstellen. Sein Name sei John Fleetmann. — —

Er hätte nicht nöthig gehabt, mir seine Angst und Noth so

ausführlich zu schildern. In den Zügen seines Gesichts lag noch mehr Kummer und Unruhe, als in seinen Worten. Allein in meinem Gesichte las er vermuthlich etwas Aehnliches; denn wie er die Augen zu mir aufschlug, erschrak er und sagte: „Wollen Sie mich hilflos lassen?"

Ich erklärte ihm nun ganz unumwunden meine Lage: daß er nichts weniger von mir, als den vierten Theil meiner Baarschaft begehre, daß ich sogar in größter Ungewißheit über die fernere Dauer meines Amtes schwebe.

Plötzlich kalt, und wie in sich zurückgesunken, sagte er: „Sie rechnen einem Unglücklichen Ihr Unglück vor. Ich fordere von Ihnen nichts. Ist denn Niemand anders in Erekelade, der, wenn auch keinen Reichthum, doch Mitleiden hat?"

Ich sah den Herrn Fleetmann mitleidig an, und schämte mich ein wenig, ihm meine böse Lage vorgestellt zu haben, um dahinter ohne Erröthen hartherzig sein zu können. Zugleich sann ich umher unter meinen Erekeladern, und getraute mich nicht einen zu nennen. Ich kannte ihre Herzen vielleicht zu wenig.

Dann trat ich ihm einen Schritt näher, legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Herr Fleetmann, Sie thun mir leid. Haben Sie noch ein wenig Geduld. Sie wissen, wie arm ich bin. Ich will Ihnen helfen, wenn ich kann. Ich einer Stunde gebe ich Ihnen Bescheid."

Ich ging nach Hause. Unterwegs dachte ich: „Sonderbar, warum der Fremde sich eben an mich zuerst wendet, und der Komödiant an einen Geistlichen. Ich muß etwas in meiner Natur haben, das den Instinkt der Unglücklichen und Begehrenden magnetisch anzieht. Denn was in Noth ist, spricht mich an, der doch das Wenigste zu geben hat. Sitze ich bei Fremden am Tische, kann ich darauf zählen, hat unter den Gästen Einer einen Hund, wird der Hund unabtreiblich seinen Blick auf die Bissen richten,

die ich esse, und vertrauensvoll seinen Kopf mit der naßkalten Schnauze auf eins meiner Knie legen.

Daheim erzählte ich den Kindern, wer der Fremde sei, und was er von mir begehre. Ich wollte Jenny's Rath hören. Sie sagte mitleidig: „Ich weiß, Vater, was du denkst, darum habe ich dir nicht zu rathen.“

„Und was denke ich denn?“

„Du denkst, ich will gegen den armen Komödianten sein, wie ich wünsche, daß Gott und der Doktor Snart gegen mich sein möchten.“

Das hatte ich wohl nicht gedacht; aber ich wünschte es gedacht zu haben. Ich suchte die zwölf Schilling hervor und gab sie an Jenny, daß sie dem Reisenden die Gabe brächte. Ich mag nicht gern das leidige Danken mit anhören, weil es mich demüthigt. Undank erhöht mich. Auch wollte ich mich nicht in der Ausarbeitung meiner Predigt stören lassen.

An demselben Tage Abends.

Der Komödiant ist gewiß ein guter Mensch. Als Jenny vom Wirthshause zurückgekommen war, wußte sie viel von ihm zu erzählen, nicht minder auch die Wirthin. Diese Frau hat es sogleich herausgebracht, daß ihr Gast einen leeren Beutel habe, und Jenny konnte es ihr nicht läugnen, daß ich ihm etwas Reisegeld schicke. Da mußte Jenny eine lange Strafpredigt anhören über den Leichtsinn des Gebers, wenn man selbst nichts habe; über die Gefahr, Landstreicher zu unterstützen, wenn man die eigenen Kinder nicht kleiden könne. Das Hemd sei näher, als der Rock. Selber essen mache fett u. s. w.

Ich war eben wieder an meiner Predigt, als Herr Fleetmann hereintrat. Er wollte, sagte er, Crekelade nicht verlassen, ohne seinem Wohlthäter zu danken, durch welchen er aus der peinlich-

sten Verlegenheit gerissen sei. Jenny war daran, den Tisch zu decken. Wir hatten Rüben und einen Eierkuchen. Ich lud den Reisenden ein, mit uns zu Mittag zu essen. Er schlug es nicht aus. Er mochte es wohl nöthig haben; denn er hatte sich im Wirthshause von seinem Frühstück schwerlich satt gegessen. Polly mußte Bier holen. Wir hatten lange nicht so gut gelebt.

Herr Fleetmann schien sich bei uns zu gefallen. Er hatte sein voriges Kummergesicht ganz verloren; doch blieb ihm das, unglücklichen Leuten eigene, schüchterne, verlegene Wesen. Er meinte, wir wären sehr glücklich, und das bestätigten wir ihm auch. Er meinte, ich sei wohlhabender und reicher, als ich das Ansehen haben wollte, zu sein. Darin irrte er sich. Ohne Zweifel blendete den guten Menschen die Ordnung und Reinlichkeit unserer Zimmer, die Klarheit der Fenster, die Sauberkeit der Umhänge, des Tischgeräthes, des Bodens, der Firniß unserer Tische und Stühle. In den Hütten der Armuth pflegt man gewöhnlich den Unflath überall zu sehen, weil arme Leute nicht zu sparen wissen. Ordnung und Reinlichkeit aber, das predigte ich meiner seligen Frau und meinen Töchtern immer, sind die ersten aller Sparmittel. Jenny ist darin Meisterin. Sie übertrifft beinahe die Mutter, und bildet ihre Schwester Polly glücklich nach. Ihrem scharfen Auge entgeht kein Fliegenfleck.

Unser Gast war mit uns allen bald sehr bekannt und traulich. Doch sprach er weniger von seinem, als von unserm Schicksale. Der arme Mensch muß einen schweren Kummer auf dem Herzen haben, ich will nicht glauben, auf seinem Gewissen. Ich bemerkte, daß er oft plötzlich im Gespräch abbrach und sich verfinsterte, dann sich anstrengte, wieder heiter zu sein. Tröste ihn Gott.

Als er nach dem Essen von uns ging, gab ich ihm noch manchen wohlgemeinten Rath mit auf den Weg. Ich weiß es, Komödianten sind ein etwas leichtes Völkchen. Er aber versprach mir

heilig und theuer, sobald er Geld habe, meinen Vorschuß zurückzusenden. Es muß ihm damit sehr ernst sein; denn er sah sehr ehrlich aus und fragte mehrmals, wie lange ich mit dem Rest meiner Baarschaft glaube die nothwendigsten Bedürfnisse der Hauswirthschaft bestreiten zu können.

Seine letzten Worte waren: „Es ist unmöglich, Ihnen kann es in dieser Welt nicht übel gehen. Sie haben den Himmel in der Brust und zwei Engel Gottes neben sich.“ Bei diesen letzten Worten deutete er auf Polly und Jenny.

Am 20. Dezember.

Der Tag verstrich sehr ruhig, doch kann ich nicht sagen, angenehm. Denn der Krämer Loster schickte mir die Rechnung vom Jahre. Sie war für die bei ihm genommenen Waaren größer, als wir erwartet hatten, ob wir gleich nichts genommen, was nicht auch von uns aufgeschrieben worden wäre. Allein er hatte bei allen Artikeln im Preise aufgeschlagen; sonst traf seine Rechnung redlich mit der unsrigen zusammen.

Das Schlimmste ist der Rückstand meiner Schuld vom vorigen Jahre bei ihm. Er bat um Zahlung derselben, weil er in größter Geldverlegenheit sei. Die Gesammtsumme aber betrug achtzehn Schilling.

Ich begab mich zu Herrn Loster. Er ist ein sehr höflicher und billiger Mann. Ich hoffte ihn mit einer Zahlung auf Rechnung zu beruhigen, und versprach den Rest auf Ostern abzutragen. Er war aber nicht zu bewegen, und bedauerte, daß ihn die Noth zwingen könne, zu den äußersten Mitteln zu greifen. Wenn er es vermöchte, würde er gerne warten; allein binnen drei Tagen habe er einen Wechsel, der auf ihn gestellt sei, zu tilgen. Einem Kaufmann gehe der Kredit über Alles.

Dagegen ließ sich nichts mehr einwenden, nachdem meine wiederholten Bitten eitel gewesen waren. Hätte ich es sollen gegen mich zu richterlicher Betreibung kommen lassen, wie er drohte? Ich schickte ihm das Geld und zahlte ihm die ganze Schuld ab. Nun aber ist auch mein ganzes Vermögen auf eilf Schilling herabgeschmolzen. Gebe der Himmel, daß mir der Komödiant den Vorschuß bald zurückschicke; sonst weiß ich nicht, wie mir helfen.

Nun, wenn du es denn nicht weißt, du Kleingläubiger, weiß es Gott. Warum ängstigt dich dein Herz? Was hast du denn verbrochen? Armuth ist ja keine Sünde.

Am 24. Dezember.

Man kann doch auch beim Wenigsten recht froh sein. Wir haben tausend Freuden an Jenny's neuem Rock. Sie steht darin, schön wie eine Braut. Aber sie will ihn erst zum Neujahrstage das erste Mal öffentlich in der Kirche tragen.

Sie rechnet mir jeden Abend nun vor, mit wie geringen Unkosten sie den Tag die Haushaltung bestritten hat. Freilich müssen wir schon Abends sieben Uhr ins Bett, um Lampenöl und Kohlen zu sparen. Daran liegt auch nicht viel. Die Mädchen sind am Tage desto fleißiger, und plaudern im Bette bis Mitternacht. Wir haben von Rüben und Gemüse schönen Vorrath. Jenny meint, sechs bis acht Wochen wolle sie uns durchhelfen, ohne Schulden zu machen. Das wäre nun wohl ein Kunststück ohne Gleichen. Und bis dahin hoffen wir Alle, werde Herr Fleetmann, als ehrlicher Mann, Wort halten und mein Darlehen zurückzahlen. Wenn ich zu der Hoffnung bedenkliche Miene mache, kann Jenny wahrhaftig in Eifer gerathen. Sie läßt auf den Komödianten nichts Uebels kommen.

Er ist unser Gespräch. Besonders machen sich die beiden Mäd-

chen mit ihm zu schaffen. Seine Erscheinung brachte in die Einförmigkeit unsers Lebens etwas Neues. Ein halbes Jahr lang gibt er uns wohl zur Unterhaltung Stoff. Lustig ist besonders Jenny's Zorn, wenn die muthwillige Polly sagt: „Aber er ist ein Komödiant!“ Dann erzählt Jenny von den berühmten Schauspielern in London, die sogar mit den Prinzen des königlichen Hauses essen dürfen; und will sogar beweisen, Fleetmann werde einer der besten Schauspieler von der Welt werden. Er habe große Anlagen, vielen Anstand und wohlgewählte Redensarten. „Ja freilich,“ sagte die schelmische Polly heute sehr witzig, „schöne Redensarten! Er hat dich ja einen Engel Gottes genannt.“ — „Und dich auch!“ rief Jenny ärgerlich. — „Ganz gut; ich ging mit in den Kauf,“ erwiederte ihr Polly, „aber dich sah er dazu an.“

Die Plaudereien und kindischen Neckereien meiner Kinder erweckten mir doch Besorgniß. Polly wächst heran, Jenny ist achtzehnjährig. Welche Aussichten habe ich, die armen Kinder versorgt zu sehen? Jenny ist ein wohlerzogenes, hübsches Mädchen, aber ganz Crekelade kennt unsere Armuth. Daher sind wir wenig geachtet, und es wird sich schwerlich ein Mann für Jenny finden. Ein Engel ohne Geld ist heutiges Tages nicht halb so viel werth, als ein Teufel mit einem Sack voller Guineen. Das Einzige hat Jenny von ihrem zarten Gesicht, es sieht sie Jedermann freundlicher an. Hat ihr doch sogar der Krämer Loster, als sie ihm das Geld brachte, ein Pfund Rosinen und Mandeln zum Geschenk gegeben und die Versicherung, er bedaure sehr, von mir das Geld nehmen zu müssen; aber er wolle mir wieder, wenn ich bei ihm Waare nehme, bis Ostern kreditiren. So viel versprach er mir nicht einmal selbst.

Wenn ich mit Tod abginge, wer würde sich meiner verlassenen Kinder annehmen? — Wer? Nun, doch ihr Vater im Him-

mel. Sie sind zum Glück soweit, daß sie irgendwo in Dienst treten können. Ich will mich nicht um das Künftige härmen.

Am 26. Dezember.

Das waren zwei saure Tage. Das Weihnachtsfest ist mir noch nie so schwer geworden. Ich hielt meine zwei Predigten in zwei Tagen fünfmal in vier verschiedenen Kirchen. Der Weg in die Dörfer war abscheulich. Wind und Wetter fürchterlich. Das Alter läßt sich in mir allmälig verspüren. Es geht nicht mehr so frisch und kräftig, wie ehemals. Freilich, Kohl und Rüben täglich, mager geschmalzt, — das Glas frischen Wassers dazu, geben nicht viel Nahrung.

Ich habe aber beide Tage beim Pächter Hurst zu Mittag gespeiset. Die Leute sind doch auf dem Lande bei weitem gastfreundlicher, als hier im Städtchen, wo seit einem halben Jahre Niemand daran gedacht, mich zu sich einzuladen. Ach, hätte ich meine Töchter bei mir am Tisch haben dürfen! Welch ein Ueberfluß! Hätten sie am Weihnachtsfeste nur haben können, was von dem Ueberreste der Mahlzeit, des Pächters Hunde bekamen! Nun, sie haben ja doch am Ende noch Kuchen bekommen, und leben jetzt während ich schreibe, recht herrlich daran. Es war gut, daß ich Muth hatte, als mir der Pächter und seine Frau noch mehr zu essen aufdrangen, ihnen zu sagen: wenn sie es erlauben wollten, möchte ich meinen Töchtern das Schnittchen Kuchen mitbringen. Die herzguten Leute packten mir mein Säckchen voll, und ließen mich, weil es erbärmlich regnete, in ihrem Wagen nach Crekelade fahren.

Am Essen und Trinken zwar ist im Grunde wenig gelegen, wenn man nur hat, den Hunger und Durst nothdürftig zu stillen. Doch

läßt sich nicht läugnen, es ist auch um behagliche Pflege des Leibes eine angenehme Sache. Man denkt heller, man fühlt wärmer.

Ich bin sehr müde. Meine Gespräche mit dem Pächter Hurst waren merkwürdig. Ich will sie morgen aufschreiben.

Am 27. Dezember.

Da haben wir nun die volle Freude erlebt! Aber man muß sich auch in der Freude mäßigen. Die Mädchen müssen das auch lernen und sich darin üben. Darum lege ich das angekommene Geldpäckchen unentsiegelt hin, das mir der Herr Fleetmann schickt. Ich thue es nicht auf, bis nach dem Mittagessen. — Meine Töchter sind Evenstöchter; sie sterben bald vor Neugier, zu wissen, was Herr Fleetmann schreibt. Nun lesen sie die Aufschrift, und das Päckchen läuft in einer Minute dreimal von der Hand der Einen in die der Andern.

— In der That, ich bin mehr bestürzt, als erfreut. Ich habe Herrn Fleetmann nicht mehr als zwölf Schilling geliehen, und er schickt mir fünf Pfund Sterling zurück. Gott sei Dank! er muß eine gute Anstellung haben.

Wie doch Freud' und Leid wechseln! — Ich war diesen Morgen zum Aldermann, Herrn Fieldson, gegangen, weil man mir gestern als Gewißheit erzählt hatte, der Fuhrmann Brook zu Wotton-Basset habe sich Schulden halber ums Leben gebracht. Ich hatte ihm vor eilf oder zwölf Jahren, wegen weitläufiger Verwandtschaft mit meiner seligen Frau, um hundert Pfund Sterling bei einem Kauf, den er, gemacht, Bürgschaft leisten müssen. Nun habe ich die Bürgschaft noch nicht zurück. Der Mann hat in den letzten Jahren viel Unglück gehabt und sich dem Trunk ergeben.

Der Herr Aldermann beruhigte mich aber sehr. Er sagte, daß er zwar auch von dem bösen Gerüchte vernommen; doch sei es

sehr unwahrscheinlich, daß sich Brook entleibt habe. Auch wäre noch keine Nachricht eingelaufen. So ging ich getrost nach Hause, und betete unterwegs, Gott wolle mir ferner gnädig sein.

Da sprang mir Polly schon von weitem auf der Gasse entgegen und sagte ganz athemlos: „Ein Brief von Herrn Fleetmann, Vater, mit fünf Pfund Sterling! Das Päckchen hat aber auch sieben Pence gekostet.“ Jenny überreichte mir mit freuderothem Angesicht das Geldpäckchen, ehe ich noch Stock und Hut ablegen konnte. Die Kinder waren vor eitel Seligkeit halb närrisch. Da schob ich ihre Messer und Scheeren zurück und sagte: „Nun sehet ihr wohl, Kinder, daß es weit schwerer ist, eine große Freude mit Gleichmuth und Gelassenheit zu ertragen, als ein großes Uebel? Ich habe euern Frohsinn oft bewundert, wenn wir in der tiefsten Noth lebten, und nicht wußten, wovon wir uns den andern Tag ernähren möchten. Nun seid ihr beim ersten Lächeln des Glücks ganz außer Fassung. Zur Strafe öffne ich das Päckchen und den Brief nicht bis nach dem Mittagessen.“

Jenny wollte mir zwar behaupten, sie freue sich nicht sowohl über das viele Geld, ob es uns gleich noth thue, als über Herrn Fleetmanns außerordentliche Dankbarkeit, über seine Rechtschaffenheit; sie wünsche nur zu wissen, was er schreibe, wie es ihm ergangen sei. — Ich blieb aber bei meinem Ausspruch: die kleine Neugier soll sich in Geduld üben lernen.

An demselben Tage Abends.

Die Lust hat sich in Traurigkeit verwandelt. Der Brief mit dem Gelde kam nicht von Herrn Fleetmann, sondern von Herrn Doktor Snart. Er kündigte mir, laut unserm bestehenden Vertrage, als Antwort auf meinen Brief, meine Stelle bis Ostern auf, womit unsere Rechnung für immer abgethan sei. Er meldete,

ich könne mich bis dahin um eine andere Versorgung umsehen, und er habe deswegen mir nicht nur den Gehalt zu allfälligen Reisen vorausbezahlt, sondern auch dem neuen Vikar, als meinem Nachfolger, befohlen, falls ich nichts dawider hätte, meine kirchlichen Verrichtungen zu besorgen.

Also war das Geschwätz der Leute hier im Burgflecken doch nicht ungegründet, und so mag auch wahr sein, daß man sagt, der neue Vikar habe seine Anstellung darum so geschwind erhalten, weil er eine nahe Verwandtin des Doktors Snart, die, man wisse, nicht von wem, schwanger sei, geheirathet habe. So verliere ich denn Amt und Brod wegen des Leichtsinns eines Mädchens, und werde mit meinen armen Kindern auf die Gasse hinausgestellt, weil sich ein Mann gefunden, der meine Stelle mit einer Ehrvergessenheit erkaufen konnte.

Jenny und Polly wurden todtenbleich, als sie, statt Herrn Fleetmann, den Rektor reden hörten, und im Päckchen, statt des reichen Geschenks der Erkenntlichkeit, den bittern letzten Gnadenlohn meiner vieljährigen Amtsgeschäfte fanden. Polly warf sich schluchzend auf den Stuhl, und Jenny ging hinaus. Meine Hand zitterte, in der ich den Brief und die förmliche Entlassung hielt. Ich aber ging in mein Kämmerlein, schloß es hinter mir zu, fiel auf meine Kniee und betete, während Polly laut weinte.

Ich stand erquickt und beruhigt auf vom Gebete und nahm die Bibel. Und die ersten Worte, welche mir in die Augen fielen, waren: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.“ Jesajas, Kap. 43, V. 1. — — Da verschwand alle Furcht aus meiner Brust; ich sah empor und sagte: „Ja, Herr, ich bin dein.“

Weil ich Polly nicht mehr weinen hörte, ging ich in die Stube zurück. Da ich aber sah, daß sie auf den Knieen lag, betend, ihre gefalteten Hände auf einen Stuhl gestützt, zog ich mich wieder zurück

ins Kämmerlein, und machte die Thüre leise zu, um die liebe Seele doch ja nicht zu stören.

Nach einiger Zeit hörte ich Jenny kommen. Nun begab ich mich zu meinen Töchtern. Sie saßen beide am Fenster. Ich sah an Jenny's verweinten Augen, daß sie ihrem Schmerz in der Einsamkeit Luft gemacht hatte. Sie blickten beide schüchtern zu mir auf. Ich glaube, sie fürchteten sich, in meinem Gesichte eine Spur der Verzweiflung wahrzunehmen. Wie sie aber sahen, daß ich ganz getrost und heiter kam, und sie lächelnd anredete, wurden beide wohlgemuth. Ich nahm den Brief und das Geld, indem ich dazu ein Liedchen pfiff, und trug es in mein Pult. Sie sprachen den ganzen Tag kein Wort von der Begebenheit. Ich mochte sie auch nicht berühren. Bei ihnen war es ein schonendes Zartgefühl; bei mir Furcht, mich vor meinen Kindern schwach zu zeigen.

Am 28. Dezember.

Es ist gut, daß man den ersten Sturm vorüberfahren lasse, ohne seine Verwüstungen allzugenau ins Auge zu fassen. Wir haben alle sehr ruhig die Nacht geschlafen. Nun sprechen wir von dem Briefe des Doktors Snart, und von meiner Amtslosigkeit, wie von einer alten Geschichte. Wir machen allerlei Plane für die Zukunft. Das Bitterste in diesen Planen ist, daß wir drei uns nothwendig für eine Zeit trennen müssen. Es läßt sich vor der Hand nichts Besseres thun, als daß Jenny und Polly suchen in ehrbaren Häusern Dienste zu bekommen, während ich mich auf Reisen begebe, um irgendwo wieder ein Plätzchen und Brod für mich und meine Kinder zu finden.

Polly hat wieder ihre vorige gute Laune angenommen. Sie sucht wieder ihren Traum von der Bischofsmütze hervor, und belustigt uns damit. Sie zählt beinahe allzuabergläubig auf das

Neujahrsgeschenk des Schicksals. Ich habe wohl zuweilen an den Traum gedacht, aber ich glaube nicht daran.

Sobald der neue Vikar, mein Nachfolger, in Crekelade angekommen sein wird, und er in die Geschäfte eintreten kann, übergebe ich ihm meine Pfarrbücher und mache mich auf den Weg, mir ein anderes Brod zu suchen. Inzwischen schreibe ich heute nach Salisbury und Warmünster an ein paar alte Bekannte, daß sie trachten, meine Töchter als Köchinnen oder Näherinnen, oder Stubenmägde in achtbaren Familien unterzubringen. Jenny wäre auch eine gute Erzieherin für kleine Kinder.

In Crekelade lasse ich meine Töchter nicht; der Ort ist arm; die Leute sind hier unfreundlich, stolz, und haben eine widerliche kleinstädtische Art. Man spricht jetzt von nichts anderm, als dem neuen Vikar. Einige bedauern, daß ich fort muß. Ich weiß nicht, wem es von Herzen geht.

Am 29. Dezember.

Ich habe heute an den Herrn Bischof von Salisbury geschrieben, und ihm meine traurige, hilflose Lage, die Verlassenheit meiner Kinder, und meine vieljährigen treuen Dienste im Weinberg des Herrn lebhaft dargestellt. Er soll ein menschenfreundlicher, frommer Mann sein. Gott regiere sein Gemüth! Unter den dreihundert und vier Kirchspielen der Landschaft Wiltshire soll doch wohl endlich noch ein kleines Winkelchen für mich zu finden sein! Ich verlange ja nicht viel.

Am 30. Dezember.

Die Bischofsmütze aus Polly's Traum soll bald erscheinen, sonst muß ich ins Gefängniß wandern. Nun, sehe ich wohl, ist das Gefängniß unvermeidlich.

Ich bin halb ohnmächtig, und strenge mich umsonst an, wieder den alten Heldenmuth zu gewinnen. Selbst zum inbrünstigen Gebet fehlt mir's an Kraft. Der Schreck ist zu groß.

Ja, das Gefängniß ist unausweichbar! Ich will es mir recht viel sagen, damit ich mich an meine Aussicht gewöhne.

Der Allbarmherzige erbarme sich meiner lieben Kinder. Ich mag es, ich kann es ihnen nicht sagen.

Vielleicht hilft mir noch ein früher Tod von der Schmach. Ich fühle mein Gebein zermalmt. Es ist Fieberfrost in meinen Gliedern. Ich kann nicht schreiben vor Zittern.

Einige Stunden nachher.

Nun bin ich schon gefaßter. Ich wollte mich in den Arm Gottes werfen und beten. Aber mir ward nicht wohl. Ich legte mich aufs Bett. Ich glaube, ich habe geschlafen; vielleicht auch bin ich ohnmächtig gewesen. Es sind seitdem drei Stunden vergangen. Die Töchter haben meine Füße mit Kissen bedeckt. Ich bin am Körper matt, aber doch ist mein Herz wieder frisch. Alles, was geschehen ist, was ich gehört habe, schwebt mir wie Traum vor.

Also der Fuhrmann Brook hat sich doch erhenkt. Der Herr Aldermann Fieldson ließ mich berufen, und gab mir die Botschaft. Er hat ein obrigkeitliches Schreiben, nebst der Anzeige von meiner Bürgschaft, und daß Brook eine ungeheure Schuldenmenge hinterlassen habe. Er erinnerte mich, darauf zu denken, dem Tuchhändler Withiel zu Trowbridge wegen der hundert Pfund Sterling Genüge zu leisten.

Herr Fieldson hatte wohl Ursache, mich aufrichtig wegen dieses unerwarteten Ereignisses zu bedauern. Großer Gott! Hundert Pfund Sterling! Wie soll ich die aufbringen? Wenn man mir und meinen Kindern alle Habschaft nimmt, ist sie beim Verkauf

keine hundert Schilling werth. Brook galt sonst für einen rechtschaffenen und sehr reichen Mann. Ich dachte nicht, daß es so mit ihm enden würde. Das Vermögen meiner Frau verschwand während ihrer langwierigen Krankheit; mußte ich doch zuletzt die Aecker, die sie zu Bradford geerbt hatte, unter dem Preise verkaufen. Jetzt bin ich ein Bettler. Ach, könnte ich nur noch freier Bettler sein! — Ich muß ins Gefängniß wandern, wenn Herr Withiel nicht großmüthig ist. An Zahlung ist nicht zu denken. —

An demselben Tage Abends.

Ich schäme mich meiner Schwachheit. In Ohnmacht fallen! verzweifeln! Pfui! Und doch an eine Vorsehung glauben! Und ein Priester Gottes sein! Pfui Thomas!

Doch nun habe ich Alles wieder gemacht, und gethan, was ich sollte. Den Brief an Herrn Withiel zu Trowbridge habe ich auf die Post getragen. Ich habe ihm mein Unvermögen, die eingegangenen Bürgschaftsverpflichtungen zu erfüllen, ehrlich angezeigt, und daß ihm freistehe, mich in den Schuldthurm führen zu lassen. Hat der Mann menschliches Gefühl, so wird er Mitleiden fühlen, wo nicht, so lasse ich mich hinschleppen, wohin er will.

Als ich von der Post kam, stellte ich den Muth meiner Kinder auf die Probe. Ich wollte sie auf das Böseste vorbereiten. Ach, die Mädchen dachten männlicher, als der Mann, und christlichgrößer, als der Priester.

Ich erzählte ihnen von Brook's Tode; von meiner Bürgschaft, von den möglichen Folgen derselben. Beide hörten mir ernst und ängstlich zu.

„Ins Gefängniß?" sagte Jenny leise weinend und nahm mich in ihre Arme: „Ach, du guter, armer Vater! — Nichts hast du verbrochen, und mußt so Vieles dulden. Aber ich gehe nach Trow-

bridge; ich werfe mich zu Withiels Füßen; ich stehe nicht auf, bis er dich freispricht.“

„Nein,“ rief Polly schluchzend, „thu' es nicht! Kaufleute sind Kaufleute. Sie lassen für deine Thränen von der Schuld des Vaters keinen Farthing nach. Ich gehe zum Tuchhändler und verdinge mich ihm auf Lebenszeit bei Wasser und Brod zur wahren Leibeigenen, bis ich durch meine Arbeit die Schuld des Vaters abgethan habe.“

Unter solchen Planen wurden beide allmälig ruhiger. Aber sie sahen endlich auch das Eitle ihrer Hoffnungen ein. Zuletzt sagte Jenny: „Wozu doch alle diese fruchtlosen Entwürfe? Erwarten wir die Antwort des Herrn Withiel. Will er grausam sein, so sei er's. Gott ist ja auch im Gefängnisse. Vater! geh' du ins Gefängniß. Vielleicht hast du es da besser, als jetzt mit uns in dem Elend unsers Lebens. Geh', denn du gehest ohne Schuld. Schande ist dabei für dich nicht. Wir beide aber verdingen uns als Mägde, und mit unserm Lohn wollen wir dir alle Bequemlichkeiten verschaffen. Zuletzt schäm' ich mich auch des Bettelns nicht. Für einen Vater zu betteln ist etwas Heiliges und Schönes. Von Zeit zu Zeit kommen wir und besuchen dich. Du sollst gut verpflegt werden. Wir wollen uns nicht mehr fürchten.“

„Jenny, du hast Recht!“ sagte Polly: „Wer sich fürchtet, glaubt an keinen Gott. Ich fürchte mich nicht. Ich will recht froh sein, so froh, wie ich's sein kann, getrennt vom Vater und von dir.“

Solche Reden erhoben mein Herz. Fleetmann hatte beim Abschiede Recht, daß er sagte, ich hätte zwei Engel des Herrn zur Seite.

Am Sylvester-Tage.

Das Jahr ist geendet. Ich danke dem Himmel, es war, mit Ausnahme einiger Stürme, ein herrliches, ein freudenreiches Jahr!

Zwar hatten wir oft kaum satt zu essen — doch wurden wir satt. Zwar kamen zu meinem elenden Gehalt oft bittere Sorgen; allein die Sorgen sogar brachten ihre Freuden. Nun freilich habe ich kaum so viel Vermögen, um mir und meinen Kindern das Leben noch ein halbes Jahr lang zu fristen; allein wie viele Menschen haben nicht so viel, und wissen nicht, wovon den nächsten Tag leben! Meine Stelle habe ich freilich verloren: — bin in meinen alten Tagen ohne Amt und Brod; — es ist möglich, daß ich künftiges Jahr noch im Gefängnisse wohnen muß, getrennt von meinen guten Töchtern. Allein Jenny hat Recht, Gott wohnt auch im Gefängnisse!

Einem reinen Gewissen ist selbst in der Hölle keine Hölle, und schlechten Seelen ist selbst im Himmel kein Himmel. Ich bin sehr glücklich.

Wer entbehren kann, ist reich. Ein gutes Bewußtsein geht über Ehre vor der Welt. Erst wenn man, was die Leute Schande und Ehre zu nennen pflegen, gleichgültig ansehen kann, ist man recht ehrwürdig. Wer die Welt verschmähen kann, hat den Himmel. Ich verstehe das Evangelium von Christo täglich besser, seit ich es in der Schule des Schicksals lese. Die Gelehrten zu Oxford und Cambridge kommentiren nur Buchstaben, den Geist nicht. Die Natur ist die beste Auslegerin des Evangeliums.

Mit diesen Betrachtungen schließe ich heute das Jahr.

Es ist mir sehr lieb, daß ich seit einigen Jahren dieses Tagebuch fortsetze. Jeder Mensch sollte ein solches halten. Man lernt aus sich selbst mehr, als aus den gelehrtesten Büchern. Wenn man sich durch Niederzeichnung seiner Gedanken und Empfindungen gleichsam täglich selbst abmalt, sieht man am Ende des Jahres, wie viel Gesichter man hat. Der Mensch ist sich in keiner Stunde gleich. Wer da sagt, er kenne sich selbst, hat nur Recht in dem Augenblicke, da er es von sich sagt. Denn da fühlt er sich. We-

nige wissen, was sie gestern waren; noch weniger, was sie morgen sein werden.

Auch dazu ist das Tagebuch gut, daß man festeres Vertrauen auf Gott und Vorsehung gewinne. Die ganze Weltgeschichte lehrt das nicht so lebendig, als die Geschichte der Gesinnungen, Urtheile und Gefühle von einem einzigen Menschen binnen zwölf Monaten.

Ich habe auch dies Jahr die Wahrheit des Erfahrungssatzes bestätigt gefunden: ein Unglück kommt selten allein; — aber wenn die Uebel am höchsten gestiegen sind, beginnen wieder die schönen Stunden. Dann bin ich, mit Ausnahme der ersten Erschütterungen, wirklich am vergnügtesten, wenn es am ärgsten geht; denn ich freue mich schon auf das Bessere, was nachkommt, und lache, weil mich nichts anfechten kann. Hinwieder bin ich, wenn Alles nach Wunsch geht, ängstlich und schüchtern, und mag mich nicht der Freude sorglos hingeben. Denn ich traue dem Frieden nicht. Das ist das empfindlichste Uebel, von dem man sich überraschen läßt. Auch ist es wahr, daß jedes Unglück in der Ferne furchtbarer scheint, als es ist, wenn man es hat. Gewitterwolken sind in der Nähe nie so schwarz, als wenn sie aus der Ferne heranziehen.

Ich habe bei allen bösen Vorfällen mir's zur Gewohnheit gemacht, blitzschnell zu denken: welches können für mich die nachtheiligsten Folgen davon sein? — Dann mache ich mich ohne anders aufs Aeußerste gefaßt, und es kömmt selten.

Auch das finde ich gut. Ich spiele zuweilen blos mit Hoffnungen, aber ich lasse die Hoffnungen nicht mit mir spielen. Um die Hoffnungen im Zaum zu halten, denke ich nur, wie selten das Glück mir wohl will. Dann weichen alle Träumereien zurück, als ob sie sich vor mir schämten. Weh' dem, der ein Spiel seiner Hoffnungen ist! Er geht tanzenden Irrwischen in die Sümpfe nach.

Am Neujahrstage 1756, des Morgens.

Eine wundervolle und traurige Begebenheit eröffnet dieses Jahr. Folgendes ist der Hergang der Sache.

In der Frühe um 6 Uhr, da ich im Bette liegend über meine heutige Predigt nachdachte, hörte ich an der Hausthüre pochen. Polly war schon in der Küche. Sie sprang hinaus, die Thür zu öffnen und nachzusehen. So frühe Besuche sind bei uns ungewöhnlich. Es trat ihr in der Dunkelheit des Morgens eine Mannsperson entgegen, die eine große Schachtel in dem Arm hielt und an Polly übergab mit den Worten: „Herr — (den Namen verstand Polly nicht) übersendet dem Herrn Vikar die Schachtel, und er möchte Sorgfalt haben für den Inhalt."

Polly nahm mit freudiger Bestürzung die Schachtel. Der Träger derselben entfernte sich. Polly klopfte leise an meine Kammerthür, um zu hören, ob ich wache. Sie kam auf meine Antworten, und wünschte mir mit dem guten Morgen zugleich auch das gute Jahr, und setzte lachend hinzu: „Siehst du, Väterchen, daß Polly prophetische Träume haben kann: Hier ist die verkündete Bischofsmütze!" Nun erzählte sie, wie man ihr das Neujahrsgeschenk für mich übergeben habe. Es verdroß mich, daß sie nicht bestimmter nach dem Namen des unbekannten Gönners oder Wohlthäters gefragt habe.

Während sie hinausging, die Lampe anzuzünden und Jenny aus dem Bett zu rufen, kleidete ich mich an. Ich leugne nicht, daß ich vor Neugier brannte. Denn bisher waren die Neujahrsgeschenke für den Vikar in Erekelade eben so unbedeutend als selten gewesen. Ich vermuthete, mein Gönner, der Pächter, dessen Wohlgefallen ich erworben zu haben schien, wolle mich mit einer Schachtel voll Kuchen überraschen, und bewunderte seine Bescheidenheit, mir das Geschenk zu übersenden, ehe es Tag geworden.

Als ich ins Wohnzimmer trat, standen Polly und Jenny schon vor dem Tische bei der Schachtel, die sorgfältig versiegelt, mit einer Adresse an mich versehen und von ganz ungewöhnlicher Größe war, wie ich noch nie dergleichen Schachteln gesehen hatte. Ich hob sie und fand sie ziemlich beschwert. Im Deckel waren zwei sauber geschnittene runde Löcher.

Ich öffnete mit Jenny's Hilfe die Schachtel sehr behutsam, weil mir der Inhalt zur sorgfältigen Behandlung empfohlen war. Ein feines weißes Tuch ward abgedeckt, und siehe da — — nein, unser Erstaunen ist nicht zu beschreiben. Wir riefen Alle, wie aus einem Munde: „Mein Gott!"

Da lag ein junges Kind, etwa sechs oder acht Wochen alt, schlummernd, in das feinste Linnen mit rosafarbenen Seidenbändern zierlich eingefäscht. Es ruhete mit dem Köpfchen auf einem weichen, blauseidenen Kissen, und war mit einem Bettdeckchen wohlgedeckt. Die Decke, sowie das Häubchen des Kindes, waren mit den kostbarsten Brabanter-Spitzen besetzt.

Wir standen einige Minuten lang stumm betrachtend da. Endlich brach Polly in ein närrisches Gelächter aus und rief: „Was wollen wir damit anfangen? Das ist keine Bischofsmütze!" Jenny berührte schüchtern mit der Fingerspitze die Wangen des schlafenden Kindes und sagte mitleidig: „Du armes Geschöpf, hast du keine Mutter, oder darfst du keine Mutter haben? — Großer Gott, ein so liebenswürdiges, hilfsloses Wesen verstoßen! — Und sieh nur, Vater, sieh nur, Polly, wie ruhig und vertrauensvoll es schläft, um sein Unglück unbekümmert, als wenn es fühlte, es läge in Gottes Hand. Schlaf' nur, du armes, verstoßenes Wesen! Deine Eltern sind vielleicht zu vornehm für dich armes Geschöpf, und zu glücklich, um ihr Glück durch dich stören zu lassen. Schlaf nur, wir verstoßen dich nicht. Man hat ja dich an den rechten Ort getragen. Ich will deine Mutter sein."

Wie Jenny so sprach, fielen ein paar große Thränen aus ihren Augen. Ich nahm das fromme, weichherzige Mädchen an meine Brust und sagte: „Sei Mutter! Die Stiefkinder des Schicksals kommen zu den Stiefkindern. Gott prüft unsern Glauben — nein, er prüft ihn nicht, er kennt ihn schon. Darum mußte uns das verstoßene, kleine Geschöpf zugetragen werden. Zwar wissen wir selbst nicht, wie uns in den nächsten Tagen das Leben fristen. Aber der weiß es, welcher uns zu Eltern dieser Waise machte."

Also entschieden wir uns kurz. Das Kind schlief fort und fort sanft. Unterdessen erschöpften wir uns in Muthmaßungen über seine Aeltern, die wir ohne Zweifel kennen mußten, weil die Schachtel, laut Aufschrift, mir zugeschrieben war. Polly wußte uns leider vom Träger nicht mehr zu sagen, als sie schon erzählt hatte. Nun, während das kleine Wesen süß schlummerte, und ich meine heutige Neujahrspredigt von der Macht der ewigen Vorsehung durchlief, beriethen sich meine Töchter über die Pflege des armen Ankömmlings. Polly freute sich kindisch; Jenny schien sehr bewegt zu sein. Mir war es, als wenn ich mit dem Anfang des neuen Jahres in eine Zeit der Wunder träte, und — sei es Aberglauben, oder nicht — als wenn das Kindlein ein mir zugesandter Schutzgeist in der Noth wäre. Ich kann nicht aussprechen, wie heiter ich athmete, wie stillselig meine Gefühle waren.

An demselben Tage Abends.

Sehr erschöpft und müde von meinem heiligen Tagewerk kam ich nach Hause. Bei dem äußerst verdorbenen Wege mußte ich doch meine Wanderung auf dem Lande zu Fuß machen. Aber dafür erquickte mich bei der Heimkunft manche frohe Nachricht, die Freude meiner Töchter, das frohe Stübchen. Mir stand der Tisch

gedeckt, und auf demselben eine Flasche Wein zur Stärkung. Es war Neujahrsgeschenk von unbekannter, gütiger Hand.

Vor Allem freute mich der Anblick des muntern Kindes in Jenny's Arm. Polly wies mir die schönen Bettchen unsers Pfleglings, das Dutzend feiner Windeln, die wunderschönen Hauben und Nachtärmelchen, welche in der Schachtel gewesen waren, dann ein versiegeltes Geldpäckchen, mit der Aufschrift an mich, das man zu Füßen des Kindes gefunden hatte, als es erwachte und herausgenommen worden war.

Begierig, von der Herkunft meines kleinen, unbekannten Hausfreundes etwas zu erfahren, öffnete ich das Päckchen. Es enthielt eine Rolle mit zwanzig Guineen, und einen Brief, der folgendermaßen lautet:

„Vertrauensvoll auf Ew. Wohlehrwürden Frömmigkeit und Menschenliebe übergeben Ihnen unglückliche Eltern ihr theures Kind zur Pflege. Verlassen Sie dasselbe nicht. Wir werden einst, wenn wir uns Ihnen entdecken dürfen, dankbar sein. Wir werden auch, was Sie unserm Kinde leisten, aus der Ferne mit unverwandtem Blick beobachten. — Der liebe Knabe heißt Alfred. Er ist schon getauft. Das Kostgeld für das erste Vierteljahr liegt beigeschlossen. Pünktlich wird Ihnen von drei Monaten zu drei Monaten die gleiche Summe ausbezahlt werden. Nehmen Sie sich des Kindes an. Wir empfehlen es der Zärtlichkeit Ihrer edeln Jenny."

Polly, als ich den Brief las, sprang hoch auf vor Freuden, und rief: „Da haben wir die Bischofsmütze!" Gütiger Himmel, wie reich werden wir plötzlich! Nun fahre hin, armselige Vikarstelle! — Doch sollte ich mich eigentlich nicht einmal so freuen. Nein, der Brief hätte doch wohl auch der edeln Polly Erwähnung thun können.

Wir lasen den Brief wohl zehnmal. Wir traueten unsern

Augen beim Anblick des vielen Geldes auf dem Tische nicht. Welch ein Neujahrsgeschenk! Der schwersten Sorgen um unsere Zukunft war ich plötzlich entbunden. Aber auf wie seltsame, unbegreifliche Weise! Ich sann vergebens die Reihe der Menschen durch, die ich kannte, um unter denselben einen einzigen zu entdecken, der vielleicht durch Stand und Geburt gezwungen wäre, seines Kindes Dasein verheimlichen zu müssen, oder der solche Belohnungen für einen christlichen Liebesdienst gewähren könnte. Ich sinne noch immer. Ich finde keinen. Und doch müssen die vornehmen Eltern mich und die Meinigen genau kennen.

Die Wege der Vorsehung sind wunderbar.

Am 2. Januar.

Das Glück überhäuft mich mit seinen Schätzen. Diesen Morgen erhielt ich abermals ein Päckchen Gold von der Post mit zwölf Pfund Sterling nebst einem Brief von Herrn Fleetmann. Es ist zu viel. Für den Schilling gibt er ein Pfund Sterling zurück. Es muß ihm sehr gut gegangen sein. Auch meldet er das. Ich kann ihm leider nicht danken, da er vergessen hat, seinen Aufenthalsort zu nennen. Behüte der Himmel, daß ich durch meinen gegenwärtigen Reichthum nicht übermüthig werde. Jetzt hoffe ich, Herrn Withiel Brooks Schuld nach und nach in Fristen ehrlich abzahlen zu können.

Wie ich meinen Töchtern sagte, Herr Fleetmann habe geschrieben, war ein neues Fest. Ich begreife nicht, was die Mädchen mit Herrn Fleetmann haben. Jenny wurde roth, und Polly sprang lachend zu ihr, und hielt ihr beide Hände vor das Gesicht. Da that Jenny, als wäre sie recht böse auf das kindische Mädchen.

Ich las Fleetmanns Brief vor. Ich konnte es kaum, denn der junge Mann ist ein Schwärmer. Er sagt mir Schmeicheleien, die

ich nicht verdiene. Alles ist bei ihm überspannt. So auch, was er von der guten Jenny schreibt. Das arme bescheidene Mädchen dauerte mich, als ich las. Ich mochte meine Tochter dazu nicht ansehen. Indessen ist die Stelle, sie betreffend, merkwürdig. Sie lautet also:

„Als ich, edler Mann, aus Ihrem Hause ging, ward mir, als ging ich aus meines Vaters Hause wieder in das wüste Leben hinaus. Ich vergesse Sie zeitlebens nicht; zeitlebens nicht, wie wohl mir bei Ihnen war. Noch sehe ich Sie immer vor mir, in Ihrer reichen Armuth, in Ihrer christlichen Demuth, in Ihrer patriarchalischen Seelenhoheit. Und die wunderliebliche, flatternde, schmeichelnde Polly; und die — ach, für Ihre Jenny gibt es ja kein Beiwort! — Welches Beiwort gibt man den Heiligen, unter deren Berührung sich alles Irdische verklärt! — Ich werde ewig des Augenblicks gedenken, da sie mir die zwölf Schillinge gab; ewig, ewig, wie sie mir tröstend zusprach. — Verwundern Sie sich nicht, ich habe die zwölf Schillinge noch. Ich gebe sie um tausend Guineen nicht. Ich werde Ihnen vielleicht bald Alles mündlich erklären. Ich bin, seit ich athme, nie glücklicher, und nie unglücklicher gewesen, als jetzt. Empfehlen Sie mich Ihren holdseligen Töchtern, wenn sich dieselben meiner noch erinnern mögen."

Aus diesen Zeilen zu schließen, gedenkt er wieder nach Crekelade zu kommen. Es wäre mir lieb; ich könnte ihm meinen Dank bezeugen. Der junge Mensch hat mir vielleicht mit unmäßiger Erkenntlichkeit sein Alles gegeben, weil ich ihm damals die Hälfte meiner Baarschaft lieh. Das wäre mir leid. Leichten Sinnes scheint er zu sein; doch hat er ein redliches Gemüth.

Dem kleinen Alfred gefällt es bei uns. Das Kind hat schon heute Polly angelächelt, als Jenny es, wie eine junge Mutter, im Arm trug. Die Mädchen werden mit dem kleinen Weltbürger

besser fertig, als ich vermuthen konnte. Aber es ist auch ein schönes Kind. Wir haben ihm eine zierliche Wiege gekauft und alle kleinen Bedürfnisse angeschafft in Fülle. Die Wiege steht neben Jenny's Bette. Sie wacht Tag und Nacht wie ein Schutzengel über ihren zarten Pflegesohn.

Am 3. Januar.

Heute stieg der Herr Vikar Bleching mit seiner jungen Frau Gemahlin im Wirthshause ab, und ließ mich rufen. Ich begab mich sogleich zu ihm. Er ist ein angenehmer Mann, der viel Höflichkeit hat. Er eröffnete mir, daß er mein erwählter Nachfolger im Amte sei; daß er wünsche, seine Stelle, wenn ich nichts dagegen habe, sogleich einzunehmen; daß ich inzwischen das Pfrundgebäude bis Ostern bewohnen könne; er werde einstweilen im Hause des Herrn Aldermann Fieldson einige für ihn bereitete Zimmer beziehen.

Ich erwiederte, wenn es ihm Vergnügen mache, wolle ich ihm alle Amtsgeschäfte sogleich übergeben, um desto mehr Freiheit zu haben, mich nach einem andern Dienst umzuthun. Nur wünsche ich, in den Kirchen, in denen ich so lange Jahre das Wort des Herrn verkündigt habe, meinen bisherigen Zuhörern eine Abschiedspredigt halten zu können.

Darauf versprach er, Nachmittags zu mir zu kommen, um den Zustand des Pfrundhauses zu besichtigen. Er ist wirklich mit seiner Gemahlin und dem Herrn Aldermann am Nachmittag gekommen. Die junge Frau ist hochschwanger. Sie scheint etwas stolz und von vornehmer Abkunft zu sein; denn es war ihr im ganzen Hause nichts recht, und meinen Töchtern würdigte sie kaum einen Blick. Als sie den kleinen Alfred in der Wiege sah, wandte sie sich zu Jenny und fragte: „Sind Sie schon verheirathet?“ Die gute

Jenny ward blutroth im Gesicht und schüttelte verneinend das Köpfchen, indem sie etwas leise dazu stammelte. Ich mußte dem armen Mädchen aus der Verlegenheit helfen. Frau Bleching hörte meine Erzählung mit großer Neugier an, und verzog den Mund und drehte mir den Rücken zu. Ich fand das sehr unanständig, sagte aber nichts. Als ich zu einer Tasse Thee einlud, ward mir's abgeschlagen. Der Herr Vikar scheint den Winken seiner jungen Gemahlin unbedingt gehorchen zu müssen.

Wir waren recht froh, des Besuches los zu werden.

Am 6. Januar.

Herr Wiethiel ist ein trefflicher Mann, seinem Briefe nach zu urtheilen. Er bedauert mich wegen meiner unglücklichen Bürgschaft, und spricht mir mit der Erklärung Trost zu, daß ich der Zahlung wegen in keine Unruhe gerathen solle, und wenn ich ihm auch erst in zehn Jahren oder nie zahlen könne. Er scheint mit meinen häuslichen Umständen bekannt zu sein, denn er spielt darauf sehr schonend an. Er hält mich für einen ehrlichen Mann; das freut mich am meisten. Auch soll er nicht geirrt haben. Ich werde nun selbst, sobald ich kann, nach Trowbridge reisen, und ihm Fleetmann's zwölf Pfund Sterling auf Abschlag meiner ungeheuern Schuld bringen.

Wenn Jenny schon versichert, sie schlafe bei dem kleinen Alfred gut, er halte sich des Nachts sehr ruhig, und erwache regelmäßig nur einmal, da sie ihm dann zu trinken geben müsse aus seiner kleinen Schale: so macht mich das Mädchen doch etwas besorgt. Sie ist bei weitem nicht mehr so lebhaft, wie ehemals, obgleich sie weit heiterer und glücklicher zu sein scheint, denn da wir noch jeden Tag Nahrungskummer litten. Zuweilen bei ihrem Nähzeuge sitzt sie stumm und unbeweglich, mit offenen Augen träumend da,

die sonst fleißigen Hände nachlässig in den Schoos hingesunken. Wenn man sie dann anredet, schrickt sie auf, und muß sich besinnen, was gesagt worden ist. Offenbar kommt dies von der Unterbrechung der nächtlichen Ruhe, ob sie es dennoch nicht Wort haben will. Am Tage ein Schläfchen zu halten, dazu ist sie nicht zu bewegen. Auch behauptet sie, es sei ihr gar wohl.

Ich hätte nicht geglaubt, daß sie so eitel wäre. Fleetmanns Lobreden haben ihr ohne Zweifel nicht mißfallen; denn sie hat mir seinen Brief abgefordert, um ihn noch einmal zu lesen. Sie hat ihn mir noch nicht wieder gegeben, und behält ihn in ihrem Arbeitskorb! Meinethalb, das eitle Ding!

Am 8. Januar.

Meine Abschiedspredigt war von den Thränen der meisten Zuhörer begleitet. Nun erst sehe ich, daß ich doch den Gemeinden lieb war. Man hat mir von allen Seiten viel Verbindliches gesagt und mich mit Geschenken überhäuft. Nie habe ich so viele Lebensmittel und Leckerbissen aller Art und so viel Wein im Hause gehabt, als jetzt. Hätte ich ehemals nur den hundertsten Theil davon an manchem Nothtage besessen, ich würde mich für überglücklich gehalten haben. Jetzt schwimmen wir wirklich im Ueberflusse. Aber ein guter Theil davon ist auch schon wieder ausgewandert. Ich kenne einige arme Familien in Erekelade, und Jenny kennt deren noch mehr, als ich. Die lieben Leute freuen sich nun mit uns.

Ich fühlte mein Innerstes von jener Predigt tief angegriffen. Unter Thränen hatte ich sie geschrieben. Es war ja ein Scheiden von meiner ganzen bisherigen Welt, von meinem Berufe, von meiner Bestimmung. Ich bin hinweggestoßen aus dem Weinberge, wie ein unnützer Knecht, und habe doch gearbeitet, nicht wie ein

Miethling, und habe manche edle Rebe gepflanzt, manches verderbliche Reis hinweggeschnitten. Ich bin hinweggestoßen aus meinem Weinberge, wo ich Tag und Nacht gesorgt und gewacht, gelehrt, ermahnt, getröstet, gebetet habe. Ich wich von keinem Krankenbette; ich stärkte Sterbende im letzten Kampfe, mit der heiligen Hoffnung; ich ging den Sündern nach, ich ließ die Armen nicht einsam; ich rief die Verlornen wieder auf den Weg des Lebens. Ach, diese Seelen alle, die wie an meine Seele geknüpft waren, sind von mir losgerissen — warum sollte mein Herz nicht bluten? — Aber Gottes Wille geschehe!

Gern würde ich mich nun dem Herrn Doktor Snart erbieten, das Vikariat ohne allen Lohn beizubehalten, wenn mein Nachfolger nicht das Amt schon übernommen hätte! Ich bin der Armuth von Kindesbeinen an gewohnt, und die Sorgen haben mich nicht verlassen, seit ich aus den Knabenschuhen trat. Ich habe für mich und meine Töchter an Alfreds Kostgeld genug. Wir können für späte Jahre zurücklegen und sammeln, und uns mit unserer einfachen Nahrung begnügen. Ich wollte ja nicht mehr seufzen über Wind und Wetter, die über mein graues Haar gehen, wenn ich meinen Gemeinden noch das Gotteswort zutragen könnte.

Es sei! Ich will nicht murren. Die Thräne, welche auf dies Blatt fällt, ist keine Thräne der Unzufriedenheit. Ich flehe nie um Reichthum und gute Tage, und habe noch nie darum gefleht. Aber Herr, Herr! verstoße Deinen Knecht nicht auf immerdar aus Deinem Dienste, wenn auch seine Kräfte gering sind. Laß mich wieder eingehen in Deinen Weinberg, und unter Deinem Segen Seelen gewinnen.

Am 13. Januar.

Meine Reise nach Trowbridge ist über alle Erwartung gut ausgefallen. Ich kam spät Nachts mit müden Füßen an in dem alten, freundlichen Städtlein, und konnte mich des Morgens erst spät vom Schlaf ermuntern. Nachdem ich mich sauber gekleidet hatte — seit meinem Hochzeittage ging ich nicht so zierlich; die gute Jenny hatte für ihren Vater töchterlich gesorgt — verließ ich das Wirthshaus und ging zum Herrn Withiel. Er wohnt in einem prächtigen, großen Hause.

Er empfing mich anfangs etwas kalt; da ich aber meinen Namen nannte, führte er mich in sein kleines, aber schönes Arbeitsgemach. Hier dankte ich ihm nun für seine große Güte und Nachsicht; erzählte, wie ich zu der Bürgschaft gekommen, und welche harte Schicksale ich bisher getragen. Dann wollte ich ihm meine zwölf Pfund Sterling auf den Tisch legen.

Herr Withiel sah mich lächelnd und mit einer Art Rührung lange schweigend an, reichte mir dann seine Hand, schüttelte die meinige und sagte: „Ich kenne Sie schon. Ich habe mich genau nach Ihnen erkundigt. Sie sind ein Biedermann. Nehmen Sie Ihre zwölf Pfund wieder zu sich. Ich kann es nicht über mein Herz bringen, Sie in Ihren Umständen des Neujahrsgeschenks zu berauben. Lieber füge ich eins bei, das Sie wohl so gütig sind, mir zum Andenken zu nehmen."

Er stand auf, holte aus einem andern Zimmer eine Schrift, schlug sie auf und sagte: „Sie kennen doch diese Bürgschaft und Ihre Unterschrift noch? Ich gebe sie Ihnen und Ihren Kindern."

Ich konnte keine Worte finden, so bestürzt war ich. Meine Augen wurden naß. Er sah wohl, daß ich ihm gern danken wollte, und nicht konnte. Er sagte: „Still, still! Kein Silbchen mehr,

ich bitte Sie; das ist der einzige Dank, den ich von Ihnen verlange. Ich hätte dem unglücklichen Brook gern die Schuld geschenkt, würde er sich nur offen an mich gewendet haben."

Ich kenne keinen großmüthigern Mann, als Herrn Wiethiel. Er war allzugütig. Ich mußte ihm viel von meinem bisherigen Zustande erzählen. Er stellte mich darauf seiner Gemahlin und seinem Herrn Sohn vor. Er ließ aus dem Wirthshause mein Bündlein holen, worin ich die alten Kleider hatte, und behielt mich in seinem Hause. Es war fürstliche Bewirthung. Das Zimmer, in welchem ich des Nachts schlief, die Teppiche, die Betten waren so prachtvoll und köstlich, daß ich mich beinahe fürchtete, davon Gebrauch zu machen.

Am folgenden Tage ließ mich Herr Withiel in seiner schönen Kutsche nach Crekelade zurückführen. Ich schied mit tiefbewegtem Herzen von meinem Wohlthäter. Meine Kinder weinten mit mir vor Freuden, als ich ihnen die Bürgschaft zeigte: „Seht, dies leichte Papier war noch die schwerste Bürde meines Lebens, und sie ist großmuthsvoll vernichtet. Betet für das Leben und die Glückseligkeit unsers Erretters!"

Am 16. Januar.

Gestern war der denkwürdigste Tag meines Lebens.

Als wir Vormittags im Zimmer beisammen saßen, und ich den kleinen Alfred wiegte, Polly aus einem Buche vorlas und Jenny am Fenster saß und nähte, sprang Jenny plötzlich vom Stuhl auf, und sank todtenbleich zurück. Wir waren alle erschrocken, und fragten, was ihr geschehen sei. Sie erzwang ein Lächeln und sagte: „Er kommt!"

Indem ging die Thür auf, und in zierlichen Reisekleidern trat Herr Fleetmann herein. Wir begrüßten ihn Alle recht herzlich,

und freuten uns, ihn so unerwartet bald, und, wie es scheine, in bessern Umständen wieder zu sehen, als das erste Mal. Er umarmte mich; er küßte Polly; er verneigte sich gegen Jenny, die sich noch nicht vom Schrecken erholen konnte. Ihre Bläße entging ihm nicht. Er fragte sehr bekümmert um ihr Befinden. Polly erklärte ihm Alles. Dann küßte er Jenny's Hand, als wolle er abbitten, ihr den Schrecken verursacht zu haben. Es hatte nicht viel damit zu sagen; denn das arme Mädchen glühte bald wieder, wie eine kaum aufgebrochene, junge Rose.

Ich befahl Wein und Kuchen zu bringen, meinen Gast und theuern Wohlthäter stattlicher, als das erste Mal, zu bewirthen. Aber er lehnte es ab; er könne nicht lange bei uns verweilen; er habe Gesellschaft bei sich im Wirthshause. Doch auf Jenny's Bitten gehorchte er, und setzte sich, den Wein mit uns zu theilen.

Da er von der Gesellschaft, mit der er angekommen sei, sprach, glaubte ich, er sei mit einer Gesellschaft Kommödianten, und fragte, ob sie hier in Erekelade zu spielen gedächten; der Ort wäre doch zu armselig. Er lachte laut auf, und sagte: „Wohl, eine Komödie, spielen wollen wir, doch ganz unentgeldlich.“ — Polly war vor Freude außer sich; denn sie hatte schon lange gewünscht, ein Schauspiel zu sehen. Sie sagte es auch sogleich zu Jenny, die den Wein und Kuchen brachte. Polly fragte: „Haben Sie viel Komödianten mit sich, Herr Fleetmann?“ — Er antwortete: „Einen Herrn und ein Frauenzimmer, aber treffliche Spieler!“

Jenny schien voll ungewöhnlichen Ernstes. Sie senkte einen düstern und schweren Blick auf Fleetmann, und fragte ihn: „Sie — auch Sie werden auftreten?“ — Sie sagte das mit der eigenen leisen und doch Mark und Bein durchzitternden Stimme, die ich nur selten, aber immer in den ernstesten Lebenstagen hörte, wenn es eine Entscheidung über Wohl und Wehe galt.

Auch den armen Fleetmann erschütterte dieser wunderbare Ton

des Gerichtsengels. Er sah mit eben so ernstem Blick zu ihr hinauf, schien mit sich selbst wegen der Antwort zu kämpfen — trat endlich einen Schritt näher zu ihr und antwortete: „Miß, bei meinem und Ihrem Gott, darüber können nur Sie entscheiden!“

Jenny senkte die Augen. Er sprach fort. Sie antwortete. Ich weiß nicht, was die Leute trieben. Sie sprachen; Polly und ich hörten ganz aufmerksam zu; wir beide verstanden kein Wort, oder vielmehr, wir hörten Reden ohne Sinn. Und doch schienen Fleetmann und Jenny nicht nur, was sie sagten, wohl zu begreifen, sondern, was mir am sonderbarsten vorkam, Fleetmann schien von Jenny's Antworten angegriffen zu sein, wiewohl sie wahre Nichtswürdigkeiten enthielten. Fleetmann faltete zuletzt die Hände wie zum Gebet inbrünstiglich, sah sogar mit thränenvollen Augen gen Himmel, und sagte, wie mit einer schrecklichen Verzichtung: „Dann bin ich unglücklich!“

Polly hielt es endlich nicht mehr aus. Mit einer komischen Behendigkeit sah sie Eins ums Andere an, und rief endlich: „Ich glaube wahrhaftig, ihr beide fanget die Komödie schon an.“

Er drückte Polly's Hand mit Heftigkeit, und sagte: „Ach, daß es wahr wäre!“

Ich machte dem Wirrwarr ein Ende, goß Wein für Alle ein, und wir tranken zum Wohl unsers Wohlthäters. Fleetmann sagte, indem er anstieß, zu Jenny: „Miß, im Ernst, mein Wohl?“ — Sie legte die Hand auf ihre Brust, schlug die Augen nieder und trank.

Da ward Fleetmann plötzlich heiter. Er ging zur Wiege, betrachtete das Kind darin, und als ihm Polly und ich die Begebenheit erzählt hatten, sagte er lächelnd zu Polly: „Sie haben mich also nicht erkannt, da ich Ihnen das Neujahrsgeschenk überreichte?“

Wir alle riefen mit unglaublichem Erstaunen: „Wer: Sie?“

Nun erzählte er ungefähr folgendermaßen: „Ich heiße nicht Fleetmann, sondern ich bin Baronet Cecil Fayrford. In einem unseligen, vieljährigen, Prozesse hielt meines Vaters Bruder, gestützt auf ältere, zweideutige Verträge, mir und meiner Schwester das gesammte Vermögen unsers verstorbenen Vaters zurück. Wir lebten bis dahin nur kümmerlich von dem, was unsere früher verstorbene Mutter von ihrem wenigen Vermögen hinterlassen hatte. Meine Schwester litt dabei am meisten von der Tyrannei des Oheims, der ihr Vormund war. Derselbe hatte sie schon dem Sohne eines seiner vertrautesten und mächtigsten Freunde zur Gemahlin bestimmt, meine Schwester hingegen sich heimlich dem jungen Lord Sandom zugesagt, dessen Vater aber damals noch lebte, der wider diese Vermählung war. Ohne Vorwissen des Oheims und des alten Lords geschah die Vermählung dennoch in geheimnißvoller Stille. Aber die Frucht dieser Ehe war der kleine Alfred. Es gelang, meine Schwester auf ein Vierteljahr, unter dem Vorwand, ihre Gesundheit herzustellen, und Seebäder zu gebrauchen, unter meiner Aufsicht und Verantwortlichkeit aus dem Hause des Vormunds zu entfernen. Es war darum zu thun, nach ihrer Niederkunft das Kind in gute und unerforschbare Pflege zu geben. Ich hörte zufällig einen rührenden Zug von der Armuth und Menschenliebe des Pfarr-Vikars von Crekelade, und begab mich selbst hieher, mich zu überzeugen. Die Art, wie Sie mich aufnahmen, entschied.

„Ich habe vergessen zu sagen, daß meine Schwester nicht mehr in das Haus des Oheims zurückgekehrt ist. Denn schon vor vier Monaten gewann ich gegen ihn den Prozeß und trat in den Besitz meiner mir rechtmäßig gehörenden, väterlichen Güter. Während der Vormund einen neuen Prozeß gegen mich wegen Auslieferung meiner Schwester angehoben hat, ist vor wenigen Tagen der alte Lord, vom Schlage gerührt, gestorben, und mein Schwager er-

klärt nun seine Vermählung öffentlich. Damit ist der Prozeß vernichtet, auch die Ursache gehoben, das Geheimniß des Kindes länger zu verbergen. Die Eltern sind mit mir gekommen, es abzuholen, so wie ich gekommen bin, Sie selbst mit Ihrer Familie abzuholen, wenn Sie meinen Antrag nicht verschmähen.

„Während des Prozesses, den ich führte, blieb nämlich die Pfarrei unbesetzt, davon meiner Familie das Rektorat gehört. Es ist an mir, die Pfründe, welche über zweihundert Pfund Sterling mit den großen und kleinen Zehnten einträgt, zu vergeben. Sie, Herr Vikar, haben Ihre Stelle verloren. Ich kann nur glücklich sein, wenn Sie in meiner Nähe wohnen, und die Pfarrei annehmen.“

Gott weiß allein, wie mir bei diesen Worten zu Muth ward. Meine Augen verdunkelten sich unter Freudenthränen. Ich streckte meine Hände aus nach dem Manne, der mir ein Bote des Himmels ward. Ich fiel an seine Brust. Dann umschlang ihn Polly mit Freudengeschrei. Jenny küßte dankbar die Hand des Baronets. Er aber riß sich mit sichtbarer Rührung los und verließ uns.

Noch hielten mich meine entzückten Kinder umarmt, noch vermischten sich unsere Thränen und Glückwünsche, als der Baron wieder hereintrat, mit ihm sein Schwager Lord Sandom und dessen Gemahlin. Diese, ein ungemein schönes junges Frauenzimmer, ohne uns zu begrüßen, ging zur Wiege des Kindes. Da kniete sie vor dem kleinen Alfred, küßte seine Wange, und weinte mit ausgelassenem Schmerze und Entzücken. Der Lord hob sie auf, und hatte viele Mühe, sie zu beruhigen.

Nachdem sie sich erholt und sich bei uns Allen wegen ihres Betragens entschuldigt hatte, dankte sie in den rührendsten Ausdrücken erst mir, dann Polly. Diese lehnte allen Dank von sich,

ab, und zeigte auf Jenny, die sich ans Fenster zurückgezogen hatte, und sagte: „Meine Schwester dort ist die Mutter!“

Lady Sandom ging zu Jenny und betrachtete sie lange stumm und angenehm überrascht, sah dann auf ihren Bruder zurück mit einem lächelnden Blicke und schloß Jenny in ihre Arme. Die gute Jenny in ihrer Demuth wagte kaum aufzusehen. „Ich bin Ihre Schuldnerin,“ sagte Mylady; „aber was Sie meinem Mutterherzen wohlgethan, kann ich unmöglich vergelten. Machen Sie mich zu Ihrer Schwester, liebenswürdige Jenny. Denn Schwestern sollen und dürfen nicht gegen einander rechnen.“ — Wie sich beide umarmten, trat der Baronet hinzu. „Da steht mein armer Bruder,“ sagte Mylady: „sind Sie nun meine Schwester, so darf er auch Ihrem Herzen näher stehen, liebe Jenny. Darf er?“

Jenny erröthete und sagte: „Er ist meines Vaters Wohlthäter.“ Die Lady erwiederte: „Wollen Sie nicht die Wohlthäterin meines armen Bruders sein? Blicken Sie ihn freundlich an. Wenn Sie wüßten, wie er Sie liebt!“

Der Baronet nahm Jenny's Hand und küßte sie, und sagte, als Jenny sie sträubend zurückziehen wollte: „Miß, wollen Sie mich unglücklich sehen? Ich bin es ohne diese Hand.“ — Jenny, in Verwirrung, ließ ihm die Hand. Da führte der Baronet meine Tochter zu mir, und bat, ich solle ihn als meinen Sohn segnen.

„Jenny,“ sagte ich, „es geht dir, wie mir. Träumen wir? — Wirst du ihn lieben können? Entscheide du!“

Sie schlug die Augen zum Baronet auf, der in banger Unruhe vor ihr stand, und warf einen großen, durchdringenden Blick auf ihn; dann nahm sie in ihre beiden Hände seine Hand, drückte dieselbe an ihre Brust, blickte gen Himmel und sagte leise: „Gott hat entschieden!“

Ich segnete meinen Sohn und meine Tochter. Beide umarmten sich. Es war eine feierliche Stille. Aller Augen waren naß.

Plötzlich sprang Polly, mit thränenvollen Augen, lachend vor und hing sich an meinen Hals, indem sie rief: „Da haben wir's! Alles Neujahrsgeschenk, siehst du, Bischofsmützen über Bischofsmützen!“

Indem erwachte Alfred.

Es ist umsonst — ich beschreibe diesen Tag nicht. Mein glückliches Herz ist zu voll. Und immer werd' ich gestört.

Die Verklärungen.

Eingang.

Zu der Genesung von unsern im Treffen bei Molite empfangenen Wunden — wir waren unserer vier deutsche Hauptleute — trug nicht wenig die Anmuth, Pracht und Einsamkeit der Villa, die Gastfreundlichkeit und Güte unseres reichen Wirthes Ambrosio Faustino und die Huld seiner liebenswürdigen Gemahlin bei; am meisten aber die angenehme Entdeckung, daß der freigebige Faustino, so wie seine Gemahlin, von deutscher Herkunft waren. Er hatte sonst Faust geheißen, und war durch die seltsamste Verkettung der Umstände zu seiner Niederlassung in Italien, wie zur Verwandlung seines Namens bewogen worden. Die wundersüße Lust, fern vom vaterländischen Boden deutsche Worte wechseln zu können, machte uns alle gegenseitig vertrauter.

Ich hatte Erlaubniß, meine Morgenstunden in Faustino's Büchersaal zuzubringen. Da fand ich in den prächtigen Reihen ausgewählter Werke auch einige Bände italienischer Handschriften, von Faustino selbst geschrieben. Es waren Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, vermischt mit Betrachtungen über Malerei und Bildhauerkunst. Als ich um die Gunst bat, sie lesen zu dürfen, war Faustino nicht nur so gütig, mir sie zu gewähren, sondern er schlug selbst einen der Bände auf, und deutete mit dem Finger, wo ich

lesen sollte. „Lesen Sie nur," sagte er, „und glauben Sie mir, es ist Wahrheit, so unglaublich auch Alles zu sein scheint. Mir selbst, obwohl ich es doch erfahren habe, dünkt es zuweilen Täuschung meiner Einbildungskraft zu sein."

Er theilte mir noch eine Menge kleiner Nebenzüge mit. — Doch genug, dies zur Einleitung. Hier folgt das Bruchstück aus Faustino's oder vielmehr Faust's Denkwürdigkeiten.

Das Abenteuer zu Venzone.

Den zwölften September 1771 war ich bei Spilimbergo über den Tagliamentostrom gegangen. Ich näherte mich mit starken Schritten den deutschen Grenzen, dem Vaterlande, das ich seit manchen Jahren nicht wiedergesehen hatte. Doch mein Gemüth war voll unbeschreiblicher Traurigkeit. Es schien, als triebe mich eine unsichtbare Macht zurück. Es rief in mir beständig: Kehr' um! Wirklich blieb ich auf der elenden Straße ein paar Mal stehen, sah mich nach Italien um, und wollte wieder nach Venedig zurück. Aber wenn ich dann dachte: was treiben? wovon leben? ging ich wieder vorwärts, den finstern Bergen zu, die in Nebel und Regen aufstiegen.

In der Tasche hatte ich nur noch weniges Geld, schwerlich genug, Wien zu erreichen, wenn ich nicht unterwegs betteln, oder Uhr und Wäsche und bessere Kleider, die ich im Tornister trug, verkaufen wollte. Den schönsten Theil meiner Jugendzeit hatte ich in Italien verlebt, um mich in Malerei und Bildhauerei zu vollenden, und es endlich so weit gebracht, daß ich im siebenundzwanzigsten Jahre einsah, ich könne nichts Großes leisten. Zwar meine römischen Freunde hatten oft die Gefälligkeit gehabt mir Muth einzusprechen. Manche meiner Stücke waren mir gelegentlich gut bezahlt worden. Doch das tröstete wenig. Ich selbst mußte

Schöpfungen verachten, die mir kein Genüge thaten. Ich trug das schmerzliche Gefühl, daß ich zu ohnmächtig sei und bleibe, die in mir lebenden Urbilder ins Leben zu rufen mit Pinsel und Meißel. Das brachte mich zum völligen Verzweifeln an mir selbst. Ich wollte nicht Geld, ich wollte die Gewalt der Kunst. Ich verwünschte meine verlornen Jahre, mich selbst. Ich ging nach Deutschland zurück. Noch hatte ich daselbst Freunde. Ich sehnte mich nach einer Einsamkeit, in der ich mich selbst vergessen könnte. Dorfschulmeister oder so etwas wollte ich werden, meinen verwegenen Ehrgeiz zu bestrafen, der nach Nebenbuhlerei mit Raphael und Angelo gestrebt hatte.

Das Regenwetter hatte schon einige Tage gewährt und meine Unbehaglichkeit vermehrt. Der Gedanke ward oft in mir wach: könnte ich nur sterben! — Ein neuer Regenschauer trieb mich abwärts vom Wege unter einen Baum. Da saß ich lange auf einem Felsblock, in großer Schwermuth die zerrissenen Entwürfe und Hoffnungen meines Lebens betrachtend. Ich sah mich in der Einöde eines wilden Gebirgs. Der kalte Regen fuhr in Strömen nieder. Nicht weit von mir brausete ein angeschwollener Gießbach durch die Felsen.

Was soll aus mir werden? seufzte ich. Ich sah nach dem Gießbach, ob er tief genug wäre, wenn ich mich hineinstürzen würde; ich ärgerte mich, nicht schon im Tagliamento meinen Leiden ein Ende gemacht zu haben. Da ergriff mich plötzlich unnennbare Angst — Todesangst. Ich schauderte wieder vor mir selber und meinen Entschlüssen oder Wünschen. Ich sprang auf und rannte im vollen Regen weiter, als wollte ich mir selber entrinnen. Es war schon Abend und ziemlich spät.

Ich kam an ein einzelnes großes Haus, unweit dem Orte Benzone. Die eintretende Dunkelheit, die anhaltenden Regengüsse,

meine eigene Müdigkeit bewogen mich zur Einkehr in dies Gebäude, welches das freundlich einladende Zeichen der Bewirthung für Fremde führte. Indem ich über die Thürschwelle trat, überfiel mich ein heftiges Schaudern, und die gleiche Todesangst, welche ich auf dem Felsblocke im Walde empfunden hatte. Ich blieb unter der Thür, Odem zu schöpfen. Aber eben so schnell erholte ich mich. Wie in der warmen Wirthsstube das Leben der Menschen mich wieder anhauchte, fühlte ich mich leicht, wie ich seit vielen Tagen nicht gewesen. Ohne Zweifel war Alles nur Anwandlung körperlicher Schwäche gewesen.

Man hieß mich willkommen. Wohlgemuth warf ich das Ränzel auf den Tisch. Man zeigte mir eine kleine Nebenkammer, die nassen Kleider mit trockenen zu wechseln. Während des Umkleidens hörte ich hastiges Laufen auf den Treppen, Oeffnen der Stubenthür, schnelles Fragen nach mir und ob ich im Hause übernachten werde: ob ich zu Fuß gekommen, einen Tornister getragen; blonde Haare und dergleichen mehr. Man ging, man kam wieder, und eine andere Stimme that ähnliche Fragen. Ich wußte das nicht zu deuten.

Als ich in die Wirthsstube zurücktrat, betrachteten mich alle Augen neugierig. Ich stellte mich, als bemerkt' ich's nicht. Doch plagte auch mich Neugier, warum man so angelegentlich nach mir geforscht habe, und lenkte das Gespräch auf's Wetter, vom Wetter auf's Reisen und auf die Frage, ob mehr Fremde im Hause wären? Allerdings, hieß es; eine vornehme Herrschaft aus Deutschland, bestehend aus einem alten Herrn, einem bildschönen, todtkranken Fräulein, einer betagten vornehmen Dame, vermuthlich des Fräuleins Mutter, einem Leibarzt, zween Bedienten, und zwei Kammerjungfern. Die Herrschaft sei schon den Mittag angekommen, theils vom schlechten Wetter, theils von der Schwächlichkeit des Fräuleins aufgehalten. Nebenbei erfuhr ich zugleich, daß sowohl der Leibarzt,

als der alte Herr, sich in der Wirthsstube mit großer Eile und beinahe mit Aengstlichkeit oder Erstaunen nach mir erkundigt hätten. Der Wirth versicherte, die Herrschaft kenne mich genau. Ich sollte hinauf gehen, ich würde gewiß alten Freunden und Bekannten begegnen, denn es schiene, als hätten sie mich erwartet.

Ich schüttelte den Kopf, überzeugt, daß hier Irrthum walte. Ich hatte in der ganzen Welt keine vornehme Bekanntschaft, am wenigsten mit Deutschen. Noch mehr bestätigte mich in meinem Glauben ein alter Bedienter der Fremden, welcher kam, sich zu mir an den Tisch setzte und in gebrochenem Italienisch Wein forderte. Da ich ihn deutsch anredete, ward er froh, seine Muttersprache zu hören. Er erzählte mir nun von seiner Herrschaft, was er wußte. Der Herr war ein Graf von Hormegg, welcher seine Tochter nach Italien führte, um ihr eine Luftveränderung zu verschaffen.

Je mehr der Alte trank, desto redseliger ward er. Düster hatte er sich anfangs zu mir gesetzt; bei der zweiten Flasche athmete er heiterer. Als ich ihm sagte, daß ich nach Deutschland zu reisen gedächte, seufzte er tief auf, blickte gen Himmel, und Thränen stiegen ihm in die Augen. „Könnte ich nur mit! könnte ich nur mit!" sagte er leise und inbrünstig zu mir. „Ich halte es nicht länger aus. Auf dieser Familie, glaube ich, ruht irgend ein Fluch. Es gehen da wunderliche Dinge vor. Ich darf's keinem Menschen anvertrauen, und dürfte ich's, Herr, wer würde mir's glauben?"

Die traurige Reisegesellschaft.

Bei der dritten Flasche Weins gab sich indessen der alte Sebald, so hieß er, schon Erlaubniß, offenherzig zu sein.

„Herr Landsmann," sagte er, und sah sich im Zimmer schüchtern um; es war aber außer uns Niemand in demselben, wir saßen allein bei trübe brennender Kerze: „Herr Landsmann, mich macht man nicht blind. Hier ist Unsegen neben Hülle und Fülle des Reichthums — hier wirthschaftet der böse Geist selber, Gott sei uns gnädig! Der Graf ist steinreich, aber er schleicht einher, wie ein armer Sünder; man hört ihn selten sprechen. Er ist seiner Tage nicht froh. Die alte gnädige Frau, der Gräfin Hortensie Gesellschafterin oder Hofmeisterin oder dergleichen, sieht drein, wie das böse Gewissen, in beständiger Furcht. Die Gräfin selbst — nun ja, ein Kind des Paradieses kann wohl schwerlich schöner sein, aber ich glaube, ihr Vater hat sie dem Teufel verkuppelt. Jesus Maria! was war das?"

Der erschrockene Sebald flog hoch vom Sitz auf und ward todtenblaß. Es war nichts als der Regenwind, welcher einen Fensterladen mit Heftigkeit zuschmetterte. Nachdem ich den Landsmann beruhigt hatte, fuhr er fort: „Es ist kein Wunder, man muß in beständigem Todesschrecken leben. Einer von uns wird und soll nächstens wieder sterben. Das habe ich von Jungfer Kathrinen gehört. Gott sei mir barmherzig. Könnte ich mich nicht zuweilen, mit Kamerad Thomas, beim Wein erholen — Herr, am Essen, Trinken und Geld fehlt es uns nicht, nur an frohem Muth — ich wäre längst davon gelaufen."

Es schien mir, Sebald fable, süßen Weins voll.

„Woraus schließt Ihr, daß einer von euch sterben solle?"

„Da ist nichts zu schließen," erwiederte Sebald, „es ist nur allzugewiß. Die Gräfin Hortensie hat's gesagt; aber es darf's nur Niemand nachsagen. Sehen Sie, zu Judenburg hatten wir dieselbe Geschichte vor vierzehn Tagen. Die junge Gräfin verkündete einem von uns den Tod. Keiner glaubte daran, weil wir alle gesund waren. Paff, stürzt, wie wir auf der Landstraße unterwegs sind,

Herr Müller, der Sekretär des Grafen, ein allerliebster Mann, sammt Roß und allem Gepäck von der Höhe der Landstraße über die Felsen in den Abgrund, zehnmal tiefer, als der Kirchthurm. Jesus Marie, das war ein Anblick! Hören und Sehen verging mir. Mann und Roß lagen zerschmettert. Wenn Sie durch das Dorf kommen, wo er begraben liegt, die Leute werden es Ihnen erzählen. Ich mag nicht mehr daran denken. Es ist jetzt nur die Frage, wer von uns wieder geliefert werden soll? Aber geschiehts? — bei meiner armen Seele! so fordere ich vom Grafen auf der Stelle Abschied. Denn mit rechten Dingen geht's nicht zu. Mein alter Hals ist mir lieb; ich möchte ihn nicht im Dienst des Gottseibeiuns brechen."

Ich lächelte seiner abergläubigen Angst. Er aber schwor hoch und theuer, und flüsterte: „Die Gräfin Hortensie wird von einer Legion böser Geister besessen. Vor einem Jahre ist sie mehrmals auf dem Hormegger Schloßdache herumgelaufen, wie unsereins kaum auf ebenem Boden. Sie weissagt. Sie fällt oft unversehens in Entzückungen und sieht den Himmel offen. Sie schaut dem Menschen ins Innerste seines Leibes. Doktor Walter, gewiß ein redlicher Mann, behauptet, sie könne nicht blos durch die Leute hindurch sehen, als wenn sie von Glas gemacht wären, sondern sogar durch Thüren und Wände. Es ist entsetzlich! In ihren vernünftigen Stunden ist sie ganz vernünftig. Aber, leider Gottes! in den unvernünftigen Stunden, wenn jemand anders aus ihr spricht, regiert sie uns. Hätten wir nicht auf der breiten Landstraße bleiben können? — Nun aber, gleich von Villach weg, mußten wir auf Saumrossen und Maulthieren die elendesten Wege über die schrecklichsten Berge. Und warum, weil sie es so wollte. Wären wir auf der großen Landstraße geblieben, Herr Müller, Gott habe ihn selig! würde noch heute sein Glas Wein trinken."

Werbungsversuch.

Das Wiedereintreten der Wirthsleute ins Zimmer, die mir spärliches Nachtessen auftrugen, unterbrach Sebalds Plaudereien. Er versprach mir noch manches Geheimniß zu offenbaren, wenn wir wieder allein sein würden. Er verließ mich. An seine Stelle setzte sich ein kleiner finsterer, hagerer Mann, welchen Sebald beim Weggehen Herr Doktor nannte. Ich wußte also, daß ich wieder ein Mitglied der geheimnißvollen und traurigen Reisegesellschaft vor mir hatte.

Der Arzt sah mir lange schweigend beim Essen zu. Er schien mich zu beobachten. Dann fing er französisch an zu fragen, von wannen ich komme, wohin ich zu reisen gedächte? Als er hörte, ich sei ein Deutscher, ward er freundlicher, und ließ sich mit mir in der Muttersprache ein. Auf meine Gegenfrage vernahm ich, daß der Graf von Hormegg mit seiner kranken Tochter nach Venedig reise.

„Wie wär's," sagte der Doktor, „wenn Sie uns Gesellschaft leisten würden, da Sie doch eigentlich ohne bestimmten Beruf und Zweck nach Deutschland gehen? Sie sind der italienischen Sprache mächtiger, als wir Alle, kennen das Land, die Sitten, die gesunden Gegenden. — Sie würden uns von großem Nutzen sein. Der Graf könnte Sie sogleich an die Stelle seines verstorbenen Sekretärs nehmen; freie Zehrung, behagliches Leben, sechshundert Gulden Gehalt, dazu die bekannte Freigebigkeit des Grafen — —.

Ich schüttelte den Kopf, und bemerkte, daß weder ich den Grafen, noch der Graf mich genug kenne, um vorauszusehen, ob wir einander anständig sein würden. Jetzt machte der Doktor die Lobrede des Grafen. Ich dagegen erwiederte, es würde schwer fallen, dem Grafen eben so viel zu meinem Vortheil zu sagen. —

„O wenn's nur daran liegt!" rief er hastig: „Sie sind ihm schon empfohlen. Verlassen Sie sich darauf."

„Empfohlen? durch wen?"

Der Doktor schien nach Worten zu suchen, um eine Uebereilung gut zu machen. „Ei nun, durch die Nothwendigkeit. Ich darf Ihnen sagen, der Graf würde Ihnen hundert Louisd'or zahlen, wenn Sie — —"

„Nein," erwiederte ich, „in meinem Leben habe ich nicht für den Ueberfluß, sondern nur für das Nothwendige gearbeitet. Von Kindheit auf war ich unabhängigen Lebens gewohnt. Ich bin nichts weniger als reich, aber meine Freiheit verkaufe ich nicht."

Der Doktor schien empfindlich. In der That aber lag voller Ernst in dem, was ich gesagt hatte. Dazu kam, daß ich schlechterdings nicht nach Italien umkehren wollte, um meine Leidenschaft für die Kunst nicht von neuem mächtig werden zu lassen. Dann, ich leugne es nicht, war mir auch die plötzliche Zudringlichkeit des Doktors, und überhaupt das Wesen dieser Reisegesellschaft widerlich, obwohl ich eben nicht glaubte, daß die kranke Gräfin von einer Legion böser Geister besessen sei.

Als alles Zureden nichts vermochte, sondern mich nur widerwilliger machte, verließ mich der Arzt.

Ich stellte nun doch allerlei kleine Ueberlegungen an, erwog meine Armuth gegen das bequemliche Sein im Gefolge eines reichen Grafen, und spielte mit den wenigen Geldstücken in meiner Tasche, welche mein ganzer Reichthum waren. Doch blieb der Erfolg aller Ueberlegungen: „Hinweg aus Italien! die Gotteswelt steht dir offen. Sei standhaft! Nur Friede in der Brust, eine Dorfschulmeisterei und Unabhängigkeit! Ich muß mich erst in mir selber wieder zurecht finden. Ich habe ja Alles verloren — den ganzen Plan meines Lebens. Geld ersetzt das nicht.

———

Neuer Werbungsversuch.

Meine Verwunderung stieg nicht wenig, als ungefähr zehn Minuten nach des Doktors Abschied ein Bedienter des Grafen erschien, und mich im Namen desselben ersuchte, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen. „Was in aller Welt wollen die Leute von mir?“ dachte ich. Aber ich versprach zu kommen. Das Abenteuer fing an, wenn nicht zu belustigen, doch neugierig zu machen.

Ich fand den Grafen in seinem Zimmer allein; er ging mit großen Schritten auf und ab; ein hoher, starker, ansehnlicher Herr, im Aeußern viel Würde, in den Gesichtszügen etwas Angenehmes, doch Düsteres. Er trat mir sogleich entgegen, entschuldigte sich, mich gerufen zu haben, führte mich zu einem Sitz, sagte mir, was er von mir von seinem Doktor gehört habe, und wiederholte dessen Anträge, die ich eben so fest, als bescheiden ablehnte. Er ging nachdenkend, die Hände auf den Rücken geschlagen, zum Fenster, kehrte rasch um, setzte sich nahe zu mir, nahm meine Hand in die seinige und sagte: „Freund, ich rufe Ihr Herz an. Mein Blick müßte mich sehr trügen, wenn sie nicht ein biederer Mann wären. Also offen. Bleiben Sie bei mir. Ich beschwöre Sie darum; nur zwei Jahre bleiben Sie. Zählen Sie dafür auf meine volle Dankbarkeit. Sie werden haben, wessen Sie bedürfen, und am Ende der Zeit zahle ich Ihnen ein Kapital von tausend Louisd'or aus. So werden Sie keine Reue über die in meinem Dienst verlornen paar Jahre empfinden.“

Er sagte das so gütig und so bittend, daß mich sein Ton eben so sehr rührte, und mehr, als die Verheißung von dem ungeheuern Kapital, welches mir, bei geringen Bedürfnissen, für alle Zukunft ein sorgenfreies, unabhängiges Dasein zusicherte. Ich würde den Handel eingegangen sein, wenn ich mich nicht geschämt hätte, zu zeigen, wie ich mich am Ende um schnödes Geld hingäbe.

Aber von der andern Seite däuchte mir zugleich der glänzende Antrag verdächtig.

„Um solche Summen, gnädigster Herr," sagte ich, „stehen Ihnen vortrefflichere Talente zu Gebote, als die meinigen. Sie kennen mich nicht." Ich sprach ihm offen von meinen bisherigen Schicksalen und Beschäftigungen und glaubte damit, ohne zu kränken, sein Anerbieten wie sein Verlangen zu beseitigen.

„Wir dürfen uns nicht wieder trennen!" rief er, und drückte bittlich meine Hand: „Wir dürfen nicht. Denn nur Sie habe ich gesucht. Ihretwillen, verwundern Sie sich immerhin, habe ich die Reise mit meiner Tochter unternommen; Ihretwillen habe ich von Villach her den elenden Weg gewählt, um Sie nicht zu verfehlen; Ihretwillen bin ich in das Wirthshaus eingekehrt."

Ich sah den Grafen mit großen Augen an, und meinte, er habe etwa Laune, sich über mich lustig zu machen. „Wie konnten Sie mich aufsuchen, da Sie mich nicht kannten; da kein Mensch weiß, welchen Weg ich wandere; da ich's selbst noch vor drei Tagen nicht wußte, ob ich auf dieser Straße nach Deutschland gehen würde?"

„Nicht so?" fuhr er fort: „Diesen Nachmittag ruhten Sie in einem Walde. Sie saßen in einer Wildniß, voller Kummer Sie lehnten an einem Felsblock unter einem großen Baum. Sie betrachteten einen Waldstrom. Sie rannten mit Heftigkeit im Regen weiter. Ist's nicht so? Gestehen Sie mir offenherzig. Ist's nicht so?"

Bei diesen Worten verging mir fast die Besinnung. Er sah meine Bestürzung und sagte: „Wohl ist's so! Sie sind der rechte Mann, den ich suche."

„Aber," rief ich, — und, ich leugne es nicht, mich wandelte abergläubisches Grausen an — ich zog meine Hand aus der seinigen: „Aber wer hat mich beobachtet? Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Meine Tochter," erwiederte er, „meine kranke Tochter. Ich glaube es wohl, daß es Ihnen wunderbar scheint. Aber die Unglückliche sagt und sieht in ihrer Krankheit viel wunderbare Dinge. Seit vier Wochen behauptet sie, nur durch Ihre Vermittlung zu vollkommener Gesundheit zurückkehren zu können. Wie Sie jetzt hier vor mir sind, so beschrieb Sie meine Tochter vor vier Wochen. Sie behauptete vor ungefähr vierzehn Tagen, Sie kämen uns, von Gott gesandt, entgegen. Wir mußten aufbrechen, Sie zu finden. Wir reiseten ab. Sie zeigte uns den Weg, welchen wir nehmen sollten, wenigstens die Weltgegend, und zwar auf dem Kompaß. Mit dem Kompaß im Wagen und der Karte in der Hand reiseten wir, ungewiß wohin, wie Schiffer auf dem Meere. Zu Villach deutete sie uns den nächsten Weg zu Ihnen, beschrieb sogar Einzelnheiten desselben, und wir mußten die große Straße verlassen. Aus Hortensiens Munde erfuhr ich diesen Nachmittag, wie nahe Sie schon wären, und zugleich die kleinen Umstände, von denen ich vorhin sprach. Doktor Walter bezeugte mir gleich nach Ihrer Ankunft aus dem Munde des Wirthes, daß Sie vollkommen der Person glichen, die Hortensie vor vier Wochen, und seitdem fast täglich, beschrieben hatte. Jetzt bin ich auch dessen überzeugt. Da nun so viel eingetroffen ist, zweifle ich keinen Augenblick, Sie und kein Anderer, werden mein Kind retten, und mir alles Glück des Lebens zurückgeben können."

Er schwieg und wartete meine Antwort ab. Ich saß lange ungewiß und schweigend; in meinem Leben war mir solche Seltsamkeit nicht begegnet. „Was Sie mir sagen, Herr Graf, ist etwas unbegreiflich, und daher, mit Ihrer Erlaubniß, auch wohl etwas unglaublich. Ich bin, oder vielmehr, ich war nichts, als Künstler. Von Arzneikunst verstehe ich nichts."

„Es ist uns vieles unbegreiflich im Leben; aber nicht alles Unbegreifliche unglaublich, besonders wenn wir die Wirklichkeit

nicht wegleugnen können, und die Erscheinungen vor uns stehen, deren Ursachen uns verborgen liegen. Sie sind kein Arzt. Es mag sein. Aber diejenige Macht, welche meiner Tochter Ihr Dasein in der Welt offenbart hat, zweifeln Sie keinen Augenblick, hat auch Sie zum Retter derselben bestimmt. Ich war in meinen jüngern Jahren Freigeist, der kaum Gott glaubte, und kann nun im Alter noch dahin gelangen, Teufeleien, Hexereien, Gespensterspuk und Koboldsunfug, trotz einem alten Bauernweibe, für möglich zu halten. Erklären Sie sich daraus, lieber Faust, sowohl meine Zudringlichkeit, als meine Anerbietungen. Jene ist einem Vater, der in ewiger Angst um sein einziges Kind lebt, verzeihlich; diese sind für solch eines theuern Lebens Rettung nicht zu groß. Ich sehe ein, alles das muß Ihnen unerwartet, abenteuerlich, romanhaft vorkommen. Aber bleiben Sie bei uns, Sie werden Zeuge vieler unerwarteter Dinge sein! Wollen Sie außer den Reisezerstreuungen Beschäftigung? Es hängt von Ihnen ab, dieselbe zu wählen. Ich werde Ihnen keine Arbeit aufdrängen. Bleiben Sie nur mein treuer Gesellschafter, mein Trost. Es steht mir noch eine schwere Stunde bevor, die vielleicht nahe ist. Eine Person aus unserer Reisegesellschaft wird eines plötzlichen, und wenn ich recht verstanden habe, ungewöhnlichen Todes sterben, vielleicht ich selbst. Meine Tochter hat es vorhergesagt — es wird erfolgen. Ich zittere dem fatalen Augenblick entgegen, den ich mit meinem ganzen Vermögen nicht loskaufen kann. Ich bin ein sehr unglücklicher Mann."

Er sprach noch mehr und ward dabei weichmüthig bis zu Thränen. Ich befand mich in sonderbarer Verlegenheit. Alles, was ich gehört hatte, erregte bald mein Erstaunen, bald meinen gerechten Zweifel. Ich hatte oft Lust, Verdacht in die richtige Urtheilskraft des Grafen zu setzen, oft in meine eigene. Endlich faßte ich frisch den Entschluß, das wunderbare Abenteuer zu bestehen,

es werde daraus, was es wolle. Den Grafen für einen Betrüger halten, dünkte mich ungerecht; und in Gottes weiter Welt war ich ohne Beruf und Versorgung.

„Ich thue auf Ihre freigebigen Anerbietungen Verzicht, Herr Graf!“ sagte ich: „Geben Sie mir so viel, als ich zur Noth bedarf. Ich will Sie begleiten. Mir ist's genug, wenn ich hoffen darf, zu Ihrem Glück und zur Rettung Ihrer Tochter beitragen zu können, wiewohl ich auf keine Weise noch das Wie? begreife. Eines Menschen Leben ist viel werth. Ich will stolz werden, wenn ich einst glauben dürfte, ein Menschenleben gerettet zu haben. Aber von Allem, was Sie mir versprachen, sage ich Sie los. Ich thue nichts für Geld. Hingegen will ich auch dabei meine Unabhängigkeit behaupten. Ich werde in Ihrem Gefolge bleiben, so lange ich Ihnen von einigem Vortheil sein kann, oder ich mein Leben in Ihrem Dienste behaglich finde. — Wollen Sie diesen Vertrag annehmen, so gehöre ich Ihnen. Stellen Sie mich dann Ihrer Kranken vor.“

Des Grafen Augen glänzten vor Freude. Er schloß mich stumm in seine Arme, indem er blos seufzte: „Gottlob!“ Nach einer Weile sagte er: „Morgen sollen Sie meine Tochter sehen. Sie hat sich jetzt schon zur Ruhe begeben. Ich muß sie auf Ihr Hiersein vorbereiten.“

„Auf mein Hiersein vorbereiten?“ fragte ich verwundert. „Sagten Sie mir nicht erst vor wenigen Augenblicken, sie habe Ihnen meine Ankunft angezeigt, meine Person beschrieben?“

„Verzeihen Sie, lieber Faust, ich vergaß Ihnen noch einen einzigen Umstand zu bemerken. Meine Tochter ist gleichsam eine doppelte Person. Was sie im Zustand ihrer Entzückungen, wenn ich so sagen darf, hört, sieht, weiß und sagt, davon ist ihr kein Wort bewußt, wenn sie im natürlichen Zustande ist. Sie erinnert sich aus dem Zeitraum ihrer Entzückung nicht der geringsten Kleinig-

keit, und würde selbst bezweifeln, daß sie das gesprochen und gethan hätte, was wir ihr erzählen, wenn sie nicht alle Ursache hätte, meinen Worten Glauben beizumessen. In den Stunden der Entzückung erinnert sie sich jedes in ähnlichen Zuständen Vorangegangenen, so wie der Begebenheiten, die sie im gewöhnlichen und natürlichen Zustande erlebt hat. Sie hat Sie nur während den Entzückungen gesehen und beschrieben; aber weiß außerhalb derselben nichts von Ihnen, als was wir ihr, als Wiederholung ihrer eigenen Aeußerungen zu sagen wußten. Sie sind ihr daher gänzlich unbekannt. Warten wir nur einen ihrer außerordentlichen Augenblicke ab; ich zweifle nicht, sie werde sich Ihrer dann sogleich erinnern."

In einer mehrstündigen Unterhaltung erfuhr ich vom Grafen noch, wie seine Tochter schon vor Jahren, selbst als Kind schon, Neigung zum Nachtwandeln gehabt habe. In dem Zustande des Nachtwandelns habe sie, ohne sich dessen nachher erinnern zu können, mit geschlossenen Augen das Bett verlassen, sich angekleidet, Briefe an Abwesende geschrieben, oder auf dem Klavier die schwersten Tonstücke gespielt, und hundert andere Kleinigkeiten mit einer Geschicklichkeit verrichtet, die sie im wachenden Zustande weder besessen noch später gewinnen konnte. Der Graf glaubte, daß das, was er jetzt bald Entzückung, bald Verklärung hieß, nichts anderes, denn ein höherer Grad des Nachtwandelns sei, der aber seine Tochter bis zum Sterben schwäche.

Eine schreckliche Begebenheit.

Es mochte ziemlich spät sein, als ich das Zimmer des Grafen verließ. Im Wirthshaus war Niemand, als der alte Sebald, der sich noch beim Weine gütlich that.

„Herr," sagte er, „reden Sie doch ein wenig Deutsch mit

mir, daß ich meine ehrliche Sprache nicht ganz und gar verlerne; es wäre wahrhaftig Schade darum. Sie haben den Herrn Grafen gesprochen?“

„Ich habe ihn gesprochen. Ich werde jetzt mit nach Italien reisen, und in Eurer Gesellschaft bleiben.“

„Vortrefflich! Es thut mir immer wohl, ein deutsches Gesicht mehr in der Nähe zu haben. Denn die Italiener sollen böse Finken sein, wie ich mir habe sagen lassen. Nun, bis auf unsere besessene Gräfin wird Ihnen Alles in der Gesellschaft gefallen. Und da Sie doch nun einmal zu uns gehören, darf ich Ihnen schon offener von unsern Sachen reden. Der Graf wäre ein braver Herr, wenn er nur lachen könnte. Er hat es, glaube ich, nicht einmal gern, wenn man lacht. Was um ihn her ist, macht immer ein Gesicht, wie zum jüngsten Tage. Die alte gnädige Frau wäre auch recht brav, aber sie zankt gern, wenn nicht gleich Alles auf ihren Wink her und hin fliegt. Ich glaube, sie reist blos wegen der schönen gebrannten Wasser nach Italien, denn sie liebt mitunter ein Gläschen Likör. Die junge Gräfin wäre auch nicht übel, wenn sie nicht außer ihrem Stolz eine Armee Teufel im Leib hätte. Wer bei der in Gnaden stehen will, muß auf allen Vieren kriechen. Bücken Sie sich nur fleißig vor ihr. Doktor Walter wäre von uns allen der Beste, wenn er nur die Kunst verstände, den Teufel zu bannen. Daher ist mein Kamerad Thomas ...“

In diesem Augenblick sprang der Wirth herein voller Entsetzen, und rief seinen Leuten: „Hilfe! Hilfe! es brennt!“

„Wo brennt's?“ fragte ich erschrocken.

„Droben in einem Zimmer. Ich sah draußen am Fenster die hellen Flammen!“

Er lief fort. Im Hause entstand Geschrei und Getümmel. Ich wollte hinaus. Sebald, blaß wie ein Leichnam, hielt mich mit beiden Armen. „Jesus Marie! was ist denn wieder geschehen?“

Ich sagte ihm auf Deutsch, er solle Wasser suchen; es sei im Hause Feuer ausgebrochen. „Wieder ein Teufelsstück!“ sagte er, und eilte in die Küche.

Man lief die Treppen auf und ab. Es hieß, das Zimmer, in welchem es brenne, sei verschlossen; man suche Werkzeuge, die Thür aufzusprengen. Sebald war eben so bald, als ich, mit einem Eimer Wassers oben. Als er die Thür erblickte, gegen welche sich Alles drängte, rief er: „Jesus Marie! das ist im Zimmer der alten gnädigen Frau!“

„Sprengt auf!“ rief Graf von Hormegg mit wahrer Todesangst: „Sprengt auf, die Frau von Montluc schläft darin; sie muß sonst ersticken.“

Indem kam der Mann mit einer Axt. Nicht ohne Mühe erbrach er die starke, wohleingefugte Eichenthür. Alles wollte hineindrängen, aber Jeder prallte schaudernd zurück.

Es war finster im Zimmer. Nur im Hintergrunde beim Fenster spielten am Fußboden bläulich-gelbe Flammen, die aber bald erloschen. Ein unaussprechlich starker Gestank wehte uns bei der Eröffnung der Thür entgegen. Sebald schlug ein Kreuz und stürzte im vollen Sprung die Treppe hinab. Einige Mägde thaten, wie er. Der Graf schrie um Licht. Es ward gebracht. Ich ging durch das Zimmer, um die Fenster aufzureißen. Der Graf zündete zum Bett. Es war leer und unberührt, auch nirgends Rauch. Am Fenster war der Gestank so heftig, daß mir übel ward.

Der Graf rief den Namen der Frau von Montluc. Wie er mit der brennenden Kerze näher trat, sah ich zu meinen Füßen — man denke mein Entsetzen! — einen großen, schwarzen Aschenfleck, und daneben einen zur Unkenntlichkeit verbrannten Todtenkopf, einen Arm mit der Hand, — auf einer andern Stelle drei Finger mit goldenen Ringen, und den Fuß eines Frauenzimmers, nur zum Theil verkohlt.

„Großer Gott!“ rief der Graf erblassend: „Was ist das?“ Er betrachtete schaudernd die Ueberbleibsel der menschlichen Gestalt. Er sah die Finger mit den Ringen, und sprang mit lautem Schrei zurück, dem eintretenden Doktor entgegen; „Frau von Montluc ist verbrannt, und doch kein Feuer, kein Rauch! Unbegreiflich!“

Er schwankte zurück, um sich noch einmal von seiner Entdeckung zu überzeugen. Dann gab er die Kerze hinweg, faltete die Hände starr vor sich hin und ging todtenbleich hinaus.

Ich selbst stand da, von dem unerhörten, abscheulichen Schauspiel, wie versteinert. Alles, was diesen Tag begegnet, das Wunderbare, das gesagt worden war, hatte mich so sehr betäubt, daß ich gefühllos den schwarzen Staub, die Kohlen, die ekelhaften Reste eines menschlichen Leichnams zu meinen Füßen betrachtete. Bald hatte sich das Zimmer mit Knechten und Mägden des Wirthshauses angefüllt. Ich hörte ihr Flüstern, ihr Schleichen — es dünkte mich, als stände ich zwischen Gespenstern. Die Ammenmährchen meiner Kinderjahre schienen zur Wirklichkeit anzureifen.

Als ich zu mir selber kam, arbeitete ich mich hinaus aus dem Zimmer — ich wollte hinab in die Wirthsstube. Im gleichen Augenblicke öffnete sich seitwärts eine Thür. Es trat, unterstützt von zwei Frauenzimmern, deren jedes eine brennende Kerze trug, eine junge Dame hervor, im leichten Nachtgewande. Ich blieb wie geblendet bei diesem neuen Anblick stehen. So viel Adel in Gestalt, Bewegung und Zügen des Antlitzes hatte ich weder in der Wirklichkeit, noch in den Schöpfungen der Maler und Bildhauer gefunden. Alles Schaurige des vorigen Augenblicks war fast vergessen; ich war nur Auge und Bewunderung. Die junge Schöne schwankte jenem Zimmer entgegen, wo sich das furchtbare Wunder zugetragen hatte. Als sie die Knechte und Mägde gewahr ward, stand sie still und rief in deutscher Sprache mit gebietender Stimme:

„Treibt mir das Gesindel hinweg!“ Sogleich war einer von des Grafen Bedienten geschäftig, ihren Befehl zu vollstrecken. Er that es mit so unhöflicher Strenge, daß er Alle, und mich mit ihnen, vom Gange hinweg der Treppe zudrängte.

„Hat es jemals Feen gegeben,“ dachte ich, „diese ist eine!“

In der Wirthsstube saß Sebald todtenblaß beim Wein.

„Habe ich's nicht gesagt?“ rief er mir entgegen. „Einer von uns mußte d'ran! Die Besessene oder vielmehr der leidige Satan hat es nicht anders gewollt. Da muß der Eine Hals und Bein brechen, die Andere bei lebendigem Leibe verbrennen. Gehorsamer Diener, ich nehme morgen Abschied, sonst kommt die Reihe auch an meine Wenigkeit. Wer so klug ist, wie ich, reiset nicht mit zur Hölle. In Italien sollen sogar die Berge Feuer speien. Gott bewahre mich, daß ich einem zu nahe käme. Ich müßte gewiß der erste Braten des Molochs sein, denn ich bin viel zu fromm, und doch zu allen Stunden — kein Heiliger.“

Ich erzählte ihm von der jungen Dame.

„Das war sie!“ rief er: „Das war die Gräfin, Gott sei bei uns! die hat vermuthlich schnobern wollen nach dem verbrannten Gericht! Machen sie sich morgen mit mir aus dem Staube. Ihr liebes junges Leben erregt mein aufrichtiges Erbarmen.“

„Also die Gräfin Hortensie?“

„Wer denn anders? Hübsch ist sie, darum hat sich auch der Oberste der Teufel selber in sie vergafft, aber . . .“

Indem ward Sebald zum Grafen gerufen. Er ging oder taumelte davon, indem er einen schweren Seufzer ausstieß.

Die Begebenheit hatte das ganze Haus mit Lärmen erfüllt. Ich saß auf meiner Bank, mir unter den Wunderdingen selbst fremd. Spät nach Mitternacht führte mich der Wirth in ein Kämmerlein, wo er mir das Lager anwies.

Antipathie.

Ich hatte nach den Ermüdungen der vergangenen Tage festen Schlaf bis gegen Mittag. Als ich erwachte, dünkte mich die Geschichte des Gestrigen wie fiebergebornes Hirngespinnst, wie Geschichte eines Rausches. Ich konnte mich nicht von der Wahrheit der Vorfälle überzeugen, und sie nicht bezweifeln. Doch sah ich nun Alles in größerer Heiterkeit des Gemüths. Ich wankte keinen Augenblick länger, dem Grafen von Hormegg Wort zu halten. Vielmehr schien mein Schicksal so ganz neuer und wunderbarer Art zu sein, daß ich ihm mit Lust und Neugier folgte. Denn was hatte ich in Deutschland zu verlieren was überall im Leben? Was konnte ich wagen im Gefolge des Grafen? Am Ende hing es immer von mir ab, den Faden des Romans abzureißen, sobald mir seine Länge widerlich werden würde.

Als ich in die Wirthsstube trat, fand ich sie mit Ortsvorstehern, Polizeibeamten, Kapuzinern und Bauern der benachbarten Gegend angefüllt, welche von Amts wegen oder aus Neugier sich hieher begeben hatten. Kein einziger von ihnen bezweifelte, daß der Tod der verbrannten Dame Wirkung des Teufels gewesen sei. Der Graf hatte zwar die Ueberreste des unglücklichen Frauenzimmers beerdigen lassen durch seine eigenen Leute, aber das ganze Haus mußte laut Gutachten der ehrwürdigen Väter Kapuziner geweiht und gesegnet und damit von den letzten Spuren eines bösen Geistes gereinigt werden. Das machte große Unkosten. Es war Rede davon, daß man uns verhaften und den Gerichten vorstellen müsse; nur war noch Streit darüber, ob wir der weltlichen oder geistlichen Obrigkeit zu überantworten wären. Die meisten Stimmen sprachen dafür, uns nach Udine vor den Erzbischof zu führen.

Der Graf, des Italienischen nicht mächtig, war froh, als er meiner gewahr ward. Er hatte, zur Bestreitung der durch das

außerordentliche Ereigniß veranlaßten Unkosten, vergebens ein schönes Stück Geld geboten. Er ersuchte mich, in seinem Namen die Sache mit den Leuten abzuthun.

Ich trat sogleich mit den Kapuzinern und Vorstehern zusammen; erklärte ihnen, daß ich eigentlich mit den Fremden bisher so wenig in Verhältnissen gewesen wäre, wie sie selbst, und gab ihnen zwei Dinge zu erwägen: entweder wäre das Unglück mit dem Brande sehr natürlich zugegangen; wenigstens ohne Antheil des Grafen — in dem Fall würden sie sich durch Verhaftung eines so vornehmen Herrn Unannehmlichkeit zuziehen; oder er stände wirklich mit bösen Geistern im Bunde — in dem Fall könnte er ihnen, ihrem Kloster, ihrem Orte, aus Rache, einen bösen Possen spielen. Am gerathensten sei, des Grafen Geld zu nehmen und ihn ziehen zu lassen: so hätten sie keine Verantwortung oder Rache zu fürchten, und in jedem Falle gewonnen. Meine Gründe leuchteten ein. Das Geld ward ausbezahlt. Wir empfingen unsere Pferde, stiegen auf und reisten ab. Der Himmel hellte sich auf.

Die Gräfin mit den Frauenzimmern und der übrigen Dienerschaft war schon mehrere Stunden zuvor abgegangen; nur der Graf mit einem Bedienten zurückgeblieben. Unterwegs fing er an, von der schrecklichen Geschichte des gestrigen Abends zu reden. Er sagte, seine Tochter sei davon sehr angegriffen worden. Sie habe einige Stunden an Krämpfen und Zuckungen gelitten, dann aber einen sanften Schlaf gethan, beim Erwachen viel Ruhe gezeigt, doch begehrt, das Unglückshaus auf der Stelle zu verlassen.

Vermuthlich, um mich auf meinen künftigen Stand vorzubereiten, setzte er hinzu: „Ich muß meinem kranken Kinde Vieles nachgeben und verzeihen. Sie ist von unbesiegbarem Eigensinn; jeder Widerspruch treibt sie bei ihrer außerordentlichen Reizbarkeit zum Zorn, und ein kleiner Verdruß ist genug, ihr mehrtägiges Leiden zu verursachen. Ich habe ihr Ihre Ankunft gemeldet. Sie hörte es

gleichgültig an. Ich fragte, ob ich Sie ihr vorstellen dürfte? Ihre Antwort war: „Halten Sie mich für so neugierig? Es hat damit Zeit, bis wir in Venedig sind.“ Doch denke ich immer, wir erhalten unterwegs Gelegenheit genug. Lassen Sie sich, lieber Faust, die Launen meiner Tochter nicht verdrießen; sie ist eine kranke Unglückliche, die wir mit Glimpf behandeln müssen, wenn wir sie nicht ins Grab stürzen wollen. Sie ist mein einziges Gut, meine letzte Freude auf Erden. Der Verlust der Frau von Montluc scheint ihr eigentlich nicht schmerzhaft zu sein, denn sie fing an, ihr seit der letzten Zeit abgeneigter zu werden, ich weiß nicht aus welcher Ursache. Vielleicht war ihr an derselben die kleine, gewiß nie übertriebene Neigung zu starken Getränken zuwider. Auch behauptet Doktor Walter, diese Neigung habe die Selbstentzündung der Frau verursacht, die sonst sehr brav und meiner Tochter und mir sehr anhänglich war. Ich beklage ihren Verlust sehr. Doktor Walter erzählte mir mehrere Beispiele, die doch äußerst selten sein müssen, von Selbstentzündungen menschlicher Körper, wodurch diese in wenigen Augenblicken eingeäschert werden. Er suchte mir die Erscheinung auf sehr natürliche Art zu erklären. Sie trete da ein, wo Fleisch und Knochen derer ganz von Weingeist durchdrungen und gesättigt sind, welche an starken Getränken und gebrannten Wassern zuviel Geschmack haben. Ich verstehe und begreife aber davon nichts. Nur so viel weiß ich, diese Flammenpforte des Todes ist eine der schauderhaftesten.“

So sprach der Graf, und dies ungefähr war der Stoff unserer Unterhaltungen, bis Venedig. Denn die junge Gräfin, so geschwächt ihr Körper auch war, so sehr auch ihr Vater und ihr Arzt dagegen Einwendungen machten, hatte nun einmal die Laune, ohne längern Aufenthalt, als Nachtruhe forderte, ihre Reise bis Venedig in beträchtlichen Tagreisen zu machen. Auch hatte ich nicht die Gnade, ihr vorgestellt zu werden. Ja, ich mußte mich

immer in beträchtlicher Ferne von ihr halten, war leider nichts weniger als des Glücks theilhaftig, ihr zu gefallen.

Sie ward in einer Sänfte getragen. Bediente liefen zu Fuß neben her; die Frauenzimmer fuhren, der Graf desgleichen in einem besondern Wagen. Der Doktor und ich ritten.

Als mich die Gräfin eines Morgens, da sie aus einem Gasthofe trat, um in ihre Sänfte zu steigen, erblickte, sagte sie zum Doktor Walter: „Wer ist denn der Mensch, welcher immer und ewig hinter uns hertrabt?"

„Herr Faust, gnädige Frau."

„Ein widerlicher Bursch; schickt ihn zurück."

„Sie haben ihn selbst verlangt. Seinetwillen geschah die Reise. Betrachten Sie ihn als die Arznei, die Sie sich selbst verordneten."

„Er hat das Ekelhafte mit jeder Arznei gemein."

Ich war nahe genug, dies für mich gar nicht schmeichelhafte Gespräch zu hören, und weiß nicht, welche Miene ich dazu machte. Doch erinnere ich mich sehr gut, daß ich beinah' wegen der Grobheit empfindlich ward. Wäre der Graf nicht so gütig gewesen, ich hätte die grillenhafte Venus auf der Stelle im Stich gelassen. Ich möchte eben nicht behaupten, daß ich ein schöner Mann gewesen, aber doch wußte ich, daß ich den Weibern nicht zu mißfallen pflegte. Allein jetzt nur wie ekelhafte Arznei geduldet zu sein, das war für die Eitelkeit eines jungen Mannes zu hart, und noch dazu eines solchen, der, wäre er Fürst oder Graf gewesen, kein Bedenken getragen haben würde, sich zu den Anbetern der reizenden Hortensie zu gesellen

Inzwischen blieb es dabei. Die Gräfin erreichte Venedig ohne besonderen Unfall und ihre Arznei folgte ihr gehorsam nach. Man bezog einen prächtigen Palast; ich erhielt darin meine besondern Zimmer, sogar meinen eigenen Bedienten. Der Graf von Hormegg

lebte, wie man zu sagen pflegt, auf großem Fuß. Er hatte unter dem venezianischen Adel viele Freunde.

Die Verklärung.

Wir mochten vier Tage zu Venedig gewesen sein, als ich an einem Nachmittage eiligst zum Grafen berufen ward. Er empfing mich mit einer mehr als gewöhnlich heitern Miene.

„Meine Tochter," sprach er, „hat nach Ihnen verlangt. Zwar geht kein Tag vorüber, an welchem sie nicht ihre bekannten Zufälle hat; aber erst heute wieder, und zwar jetzt erst, begehrte sie Ihre Gegenwart. Treten Sie mit mir in ihr Zimmer, doch leise. Jedes harte Geräusch stürzt sie in gefährliche Krämpfe."

„Aber," fragte ich mit heimlichen Grauen, „was wollen Sie, daß ich thun soll?"

„Wer kann es wissen? Erwarten Sie es von der Zukunft, Gott möge Alles leiten."

Wir traten in ein großes, mit grünen seidenen Teppichen umhangenes Prachtzimmer. Die zwei Kammerfrauen lehnten schweigend und ängstlich am Fenster; der Doktor saß auf einem Sopha, die Kranke betrachtend. Diese aber stand fast in der Mitte des Zimmers aufrecht, mit geschlossenen Augen, einen der schönen Arme niederhangend, den andern halb erhoben, starr und unbeweglich, wie eine Bildsäule. Nur das Beben ihres Busens verrieth Odem. Die feierliche Todesstille, welche hier herrschte, dann die götterhafte Gestalt Hortensiens, auf welche alle Blicke gerichtet waren, erfüllten mich mit unwillkürlichem, doch angenehmen Grauen.

Sobald ich hineintrat in das stille Heiligthum, sagte die Gräfin, ohne ihre Augen zu öffnen, ohne ihre Stellung zu ändern, mit unbeschreiblich süßer Stimme: „Endlich, Emanuel! Warum bleibst

du so fern? — O tritt herzu, segne sie, daß sie von ihren Schmerzen genese!"

Vermuthlich machte ich zu dieser Anrede, von der ich nicht wußte, ob sie mir galt, ein etwas albernes Gesicht. Der Graf und der Doktor winkten mir, näher zu treten, und gaben mir ein Zeichen, ich solle gleich einem Priester gegen sie das Zeichen des Kreuzes machen, oder ihr segnend die Hände auflegen.

Ich näherte mich, erhob meine Hände über ihr wunderliebliches Haupt; doch sie anzurühren fehlte es meiner Ehrfurcht an Muth. Ich ließ die Hände langsam wieder sinken. Hortensia's Miene schien Unwillen zu verrathen. Ich hob noch einmal die Hände, und hielt dieselben ausgestreckt gegen sie, ungewiß, was ich anzufangen habe. Ihre Geberden erheiterten sich. Das bewog mich, in dieser Stellung zu bleiben. Meine Verlegenheit aber stieg, als die Gräfin sagte: „Emanuel, noch ist dein Wille nicht, ihr beizustehen. O nur deinen Willen gib, deinen Willen! Du bist ja mächtig, dein Wille vermag Alles."

„Gnädigste Gräfin," sagte ich, „zweifeln Sie an Allem, nur nicht an meinem Willen, Ihnen zu helfen." — Ich sagte das wahrhaftig im höchsten Ernste. Denn hätte sie gefordert, mich für sie ins Meer zu stürzen, ich würde es mit Freuden gethan haben. Mir war's, als stände ich vor einer Gottheit. Dies zarte Ebenmaaß der Glieder, diese Herrlichkeit aller Formen, dies Antlitz, welches einer Ueberirdischen anzugehören schien, hatte meine Seele gleichsam entkörpert. Nie hatte ich das Holdselige und Erhabene so gepaart erblickt. Hortensia's Gesicht war, wie ich es bisher freilich nur flüchtig, oder aus der Ferne, beobachtet hatte, gewöhnlich blaß, leidend und düster; jetzt ein ganz anderes. Eine ungemein feine Röthe überstrahlte ihre Mienen, wie rosenfarbener Wiederschein; in allen Zügen schwamm ein Licht, das der Mensch im gemeinen Leben weder durch Natur noch Kunst haben

kann. Der Ausdruck des Ganzen war ein feierliches Lächeln, und doch kein Lächeln, sondern mehr ein innerliches Entzücken. Mit Recht ward von ihren Begleitern dieser wunderbare Zustand Verklärung geheißen — aber solche Verklärung sah und ahnte noch kein Bildner im Augenblick seiner Begeisterung. Nun denke man sich dazu die bildsäulenhafte Stellung, die Marmorstille der Züge, die wie zum Schlafe geschlossenen Augen. Nie hatte ich, wie hier, grauenvolles Entzücken empfunden.

„O Emanuel!“ sagte sie nach einer Weile: „Nun ist dein Wille ernst. Nun weiß sie, durch dich werde sie genesen. Dein Hauptbaar fliegt in goldenen Flammen; deinen Fingern entströmen silberne Lichtstrahlen; du schwebst in klarer Himmelsbläue. O wie begierig saugt ihr ganzes Wesen diesen Glanz ein, diese heilbringende Lichtfluth.“

Bei solchen etwas dichterischen Redensarten fiel mir unwillkürlich die „Arznei“ ein, mit der ich vor einigen Tagen die traurige Ehre hatte, verglichen zu werden, und ich bedauerte im Stillen, von den Gold- und Silberstrahlen nichts zu bemerken.

„Zürne ihr nicht in deinen Gedanken, Emanuel!“ sagte Hortensie: „Zürne ihr nicht, der Schwachen, und ihrem krankhaften Witze nicht, daß sie dich mit bittern Heilmitteln verglich. Sei edler, als die Unbesonnene, von Schmerzen Verführte, von irdischen Schwächen oft dem Wahnsinn Hingegebene!“

Der Doktor warf mir bei diesen Worten einen lächelnden Blick zu; ich dem Doktor, aber mit der Geberde des Erstaunens, nicht darum, daß die stolze Schöne sich zu einer Abbitte erniedrigte, sondern daß sie meine Gedanken errathen zu haben schien.

„O zerstreue deine Aufmerksamkeit nicht, Emanuel!“ sagte die Verklärte schnell: „Du redest mit dem Arzte. Wende deinen Sinn allein ihr und ihrer Rettung zu. Es thut weh, wenn dein Gedanke einen Augenblick lang von ihr läßt. Beharre im festen

Verlangen, ihr ganzes halbaufgelöstes Wesen mit der wohlthätigen Macht deines Lichtes zu durchströmen. Siehst du, wie dein Wille stark ist? Die erstarrten Fasern erweichen und schmelzen, wie Reif des Winters am Sonnenblick."

Indem sie dies sprach, sank ihr erhobener Arm. Es kam Bewegung und Leben in die Gestalt Sie verlangte einen Sessel. Der Doktor brachte ihr einen, wie im Zimmer standen, mit grünseidenen kostbar gestickten Polstern. „Nicht solchen!" sagte sie. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Den mit gestreifter Leinwand überzogenen Lehnstuhl, welcher im Zimmer Emanuels, vor seinem Schreibtische steht. Den bringt ihr für immer."

Wirklich hatte ich den Lehnstuhl erst vor dem Schreibtische stehen lassen; die Gräfin aber mein Zimmer nie gesehen. Da ich einer der Kammerfrauen den Schlüssel der Stube reichte, sagte Hortensie: „Ist das also der Schlüssel gewesen? Ich erkannte den dunkeln Flecken nicht. Du hast in der linken Tasche deiner Weste noch einen Schlüssel; entferne ihn von dir." Ich that es. — Es war der Schlüssel meines Schranks.

Sobald der Lehnstuhl gebracht war, setzte sie sich, und wie es schien mit Wohlbehagen, in denselben. Mir befahl sie, nahe vor ihr zu stehen, die beiden Hände gegen sie ausgestreckt, die Fingerspitzen in der Richtung gegen ihre Herzgrube.

„Gott, welcher Wonne ist der Mensch fähig!" sagte sie. „Emanuel, gib ihr dein Wort, sie beschwört dich: verlasse sie nicht, bis die Zerrüttung ihres Innern hergestellt, ihre Heilung vollendet ist. Würdest du sie verlassen, sie müßte elendiglich umkommen. An dir hängt ihr Leben."

Ich versprach, mit Entzücken und Stolz Verwahrer und Schutzengel eines so köstlichen Lebens zu sein. „Achte auch nicht," fuhr sie fort, „wenn sie im Zustande des irdischen Wachens dich verkennt. Vergib ihr, denn sie ist eine Unglückliche, die nicht

weiß was sie thut. Alle Laster sind Krankheiten des Sterblichen, welche die Macht des Geistes lähmen."

Sie ward gesprächig, und weit entfernt, meinen Fragen zu zürnen, schien sie dieselben mit Wohlgefallen zu hören. Ich äußerte ihr meine Verwunderung über das Außerordentliche ihres Zustandes. Nie hätte ich gehört, daß eine Krankheit den Menschen gleichsam göttlicher mache; daß er mit geschlossenen Augen das Niegesehene und Weitentfernte kenne, selbst die Gedanken eines Andern wisse. Ich müsse glauben, ihr Zustand, der mit Recht einer Verklärung gliche, sei das Vollendetste aller Gesundheit.

Nach einem minutenlangen Schweigen — immer ging solches ihren Antworten vorher — sagte sie: „Sie ist gesund, wie ein Sterbender, dessen Stoffe aus einander fallen wollen. Sie ist gesund, wie sie sein wird, wenn das Menschliche aufgehört hat, und der Leib zerbricht, diese irdische Lampe des ewigen Lichtes."

„Ihr Zustand," sagte ich, „läßt mir Alles dunkel."

„Dunkel, Emanuel? Aber du wirst es erfahren. Sie weiß Vieles und kann es doch nicht sagen; sie schaut Vieles hell, Vieles dämmerig, und kann es doch nicht nennen. Siehe, der Mensch ist zusammengefügt aus allerlei Wesen, die binden und gestalten sich zusammen, wie um einen einzigen Punkt; und dadurch wird er Mensch. So sind alle Theilchen einer Blume zusammengehalten, wodurch sie eben die Blume wird. Und weil eins das andere hält und bindet, beschränkt eins das andere, und keines ist alles, was es für sich sein könnte, weil alles nur den Menschen machen soll und anderes nicht. Die Natur ist wie ein unendlicher Ozean voll Helligkeit, in welchem sich einzelne dichtere Punkte zusammenziehen. Das sind Geschöpfe. Oder wie ein weiter Glanzhimmel, in welchem Lichttropfen zusammenrinnen zu Sternen. Alles, was in der Welt ist, das ist zusammengeronnen aus dem Aufgelöseten, das überall ist, und sauget immer mehr ein, und

löset sich eben darum wieder in Allem auf, weil es nicht bestehen kann. So ist der Mensch eine aus mannigfaltigen Wesen des Alls erwachsene, umherschwimmende Blume. Aber damit der Mensch sei, haben sich um ihn geringere Wesen legen müssen, die sein Göttliches tragen sollen. Die fremden Dinge oder Wesen aber, die sich um uns anlegen, bilden den Leib. Der Leib ist nur Schale eines himmlischen Leibes. Der himmlischere Leib heißt Seele. Die Seele aber ist Umhüllung des Ewigen. Nun ist die irdische Schale an der Kranken gebrochen, darum strömt ihr Licht aus, ihre Seele tritt mit Allem in Verbindung, wovon sie sonst durch die gesunde Schale getrennt war, und sieht und hört und fühlt außer derselben und inner derselben. Denn nicht der Leib empfindet, er ist nur todter Träger der Seele. Ohne sie sind Auge, Ohr und Zunge dem Steine gleich. Kann nun die irdische Schale der Kranken nicht gesunden, Emanuel, durch dich: so wird sie ganz zerbrechen und abfallen. Dann gehört die Kranke nicht mehr den Menschen, weil sie nichts Menschliches besitzt, sich ihnen mitzutheilen."

Sie schwieg. Ich horchte, als brächte sie Offenbarungen aus fremden Welten. Ich verstand nichts, und mir ahnete doch, was sie dachte. Der Graf und der Arzt hörten sie mit gleichem Erstaunen an. Beide versicherten mich nachher, Hortensie habe nie so heiter, so anhaltend und gleichsam überirdisch geredet, wie diesmal; vielmehr nur abgebrochen, oft unter Schmerzen; oft sei sie in entsetzliche Verzuckungen gerathen, oder viele Stunden lang in Erstarrung gelegen. Auch habe sie höchst selten nur auf Fragen geantwortet. Jetzt schien das Gespräch sie gar nicht zu ermüden.

Ich machte sie auf ihre Schwäche aufmerksam, und fragte, ob langes Reden ihre Kräfte nicht erschöpfe? Sie versicherte: „Gar nicht! Ihr ist wohl. Ihr wird immer wohl sein, wenn Du bei ihr bist. In sieben Minuten wird sie aber erwachen. Sie wird

eine ruhige Nacht genießen; doch morgen Nachmittag um drei Uhr kehrt ihr Schlaf zurück; dann fehle nicht, Emanuel. Fünf Minuten vor drei Uhr werden Krämpfe bei ihr eintreten wollen; dann strecke segnend die Hand gegen sie, mit dem Ernste, ihr Heiland zu werden. Fünf Minuten vor drei Uhr und zwar nach der Wanduhr in deinem Zimmer, nicht nach deiner Taschenuhr, welche drei Minuten von jener verschieden geht. Richte diese fleißig nach jener, damit die Kranke nicht darunter leide."

Sie sagte noch verschiedenes Minderbedeutendes, verordnete, was man ihr nach dem Erwachen zum Trinken, was zum Nachtessen geben solle, wann sie zu Bette gebracht werden müsse und dergleichen. Dann schwieg sie. Die vorige Todesstille herrschte. Allmälig ward ihr Gesicht bläßer, wie es gewöhnlich zu sein pflegte: das Leben der Mienen verschwand. Sie schien erst jetzt einschlafen zu wollen oder wirklich zu schlafen. Denn sie hielt sich nicht mehr aufrecht, sondern sank nachläßig zusammen, und nickte mit dem Kopfe, wie Schlafende pflegen. Dann fing sie an, ihre Arme zu drehen, sich zu strecken. Sie gähnte. Sie rieb die Augen, öffnete sie und ward ungefähr in derselben Minute wach und munter, welche sie vorher bestimmt hatte.

Als sie mich erblickte, schien sie bestürzt. Sie sah sich nach den Andern um. Die Kammerfrau eilte herbei; auch der Graf und Doktor Walter.

„Was ist gefällig?" fragte sie mich mit hartem Tone.

„Gnädige Gräfin, ich erwarte Ihre Befehle."

„Wer sind Sie?"

„Faust, Ihnen zu dienen."

„Ich bin für Ihren guten Willen sehr verbunden, doch erlauben Sie, daß ich allein sein darf!" sagte sie etwas verdrießlich, verneigte sich stolz gegen mich, stand auf und wandte mir den Rücken.

Ich entfernte mich aus dem Zimmer mit seltsam gemischten Empfindungen. Wie himmelweit war die Wachende von der Schläferin verschieden! Weg waren meine Gold- und Silberstrahlen, weg ihr trauliches Du, das so tief in mein Innerstes hineingerufen, und selbst der Name Emanuel, mit welchem sie mich bereichert hatte, galt nicht mehr.

Kopfschüttelnd trat ich in mein Zimmer, wie einer, der Feenmährchen gelesen und sich darin verloren hat, daß er die Wirklichkeit noch für verzaubert hält. Der Lehnstuhl vor meinem Schreibtische fehlte.

Ich setzte einen andern hin, schrieb das Wundermährchen auf, wie ich es erlebt hatte, und von Hortensiens Worten so viel ich wußte; denn ich fürchtete, einst mir selbst nicht zu glauben, wenn ich es nicht schriftlich vor mir hätte. Versprochen hatte ich, alle Härte zu verzeihen, die sie wachend gegen mich äußern würde. Gern ward ihr von mir vergeben. Nur daß sie so schön war — das konnte ich nicht gleichgültig ertragen.

Eine zweite Verklärung.

Der Graf von Hormegg besuchte mich folgenden Tages auf meinem Zimmer, um mir zu erzählen, welche ruhige Nacht Hortensie genossen; wie sie stärker, erquickter sei, als seit langer Zeit „Ich habe," sagte er, „beim Frühstück Alles gesagt, was gestern vorgegangen ist. Sie schüttelte den Kopf; sie wollte mir nicht glauben; sie sagte: so müsse sie Anfälle von Wahnsinn haben. Sie fing an zu weinen. Ich beruhigte sie. Ich sagte ihr, das werde ohne Zweifel ihre vollständige Genesung herbeiführen; denn in Ihnen, lieber Faust, wohne gewiß wunderthuende, Ihnen vielleicht bisher unbekannt gewesene Kraft Gottes. Ich bat sie, Ihnen zu erlauben, ihr auch von Zeit zu Zeit, wenn sie wachend wäre,

Gesellschaft zu leisten, denn ich verspräche mir viel von Ihrer Nähe. Aber ich konnte sie dazu nicht bewegen. Sie versicherte, Ihr Anblick hätte etwas Unausstehliches für sie; nur nach und nach vielleicht könne sie sich an Sie gewöhnen. Was wollen wir machen? Erzwingen läßt sich nichts, ohne ihr Leben in Gefahr zu setzen."

So sprach er, und suchte Hortensien auf alle Weise bei mir zu entschuldigen. Er bewies mir, gleichsam zum Ersatz für Hortensiens beleidigenden Widerwillen, und Eigensinn und Stolz, das rührendste Vertrauen; erzählte von seinen Familienverhältnissen, von seinen Gütern, Prozessen und übrigen Unannehmlichkeiten; begehrte meinen Rath, und versprach mir alle seine Papiere zur Einsicht vorzulegen, damit mein Urtheil in seinen Angelegenheiten desto bestimmter würde. Er hielt schon den gleichen Tag Wort, Eingeweiht in alle, auch in die geheimsten seiner Verhältnisse ward ich ihm täglich vertrauter; und seine Freundschaft schien sich in gleichem Grade zu mehren, als die Abneigung seiner Tochter gegen mich zunahm. Ich führte zuletzt seinen ganzen Briefwechsel, sogar die Verwaltung seiner Einkünfte, die Ordnung des gesammten Hauswesens, daß ich in Kurzem sein Alles ward. Er hing mit unbedingter Zuversicht an mir, von meiner Redlichkeit, meinem guten Willen überzeugt, und schien nur dann unwillig zu werden, wenn er gewahr ward, daß ich, außer dem Nöthigsten, für mich selbst nichts begehrte, sogar seine reichen Geschenke standhaft ausschlug. Doktor Walter und alle männlichen und weiblichen Bedienten des Hauses bemerkten bald, welchen außerordentlichen Einfluß ich eben so schnell, als unerwartet, erlangt hatte. Sie umringten mich mit Höflichkeiten und Schmeicheleien; ich war glücklich durch diese unverdiente, allgemeine Zuneigung. Doch gern würde ich sie hingegeben haben, wenn ich damit nur Duldung von der feindseligen Gräfin hätte erkaufen können. Sie

aber blieb unversöhnlich. Ihre Abneigung schien fast in Haß zu entarten. Sie warnte ihren Vater vor mir, als einem schlauen Abenteurer und Betrüger. Gegen die Kammerfrauen nannte sie mich nur den Landstreicher, der sich in das Vertrauen des Vaters eingenistet habe. Der alte Graf durfte endlich kaum wagen, meiner in ihrer Gegenwart zu gedenken.

Doch ich will der Geschichte und Zeitfolge der Begebenheiten nicht vorgreifen.

Meine Taschenuhr war gerichtet. Wirklich ging sie um drei Minuten von der Wanduhr verschieden. Fünf Minuten vor drei Uhr Nachmittags, nicht früher, nicht später, trat ich unangemeldet in Hortensiens Zimmer. Es waren die gestrigen Zeugen zugegen Sie saß in ihrer, nur allein ihr eigenen Holdseligkeit auf einem Sopha, blaß, leidend, in nachdenkender Stellung. Wie sie meiner gewahr ward, warf sie mir einen verächtlichen Blick zu, stand heftig auf und rief: „Wer gab dem Menschen dort Erlaubniß, ohne Anmeldung und geraden Weges zu mir, . .“

Ein heftiger Schrei und fürchterliche Verzuckungen erstickten ihre Stimme. Sie sank in die Arme der Kammerfrauen. Man brachte den Lehnsessel, welchen sie gestern begehrt hatte. Kaum saß sie in demselben, schlug sie mit geballten Fäusten auf entsetzliche Weise und mit unglaublicher Schnelligkeit ihren Leib, wie ihr Haupt. Ich konnte den grausenhaften Anblick kaum ertragen. Zitternd nahm ich meine gestern vorgeschriebene Stellung ein, die Fingerspitzen meiner beiden Hände gegen sie gerichtet. Sie aber, die Augen krampfhaft verdreht und starr, faßte mit Ungestüm meine Hand, und stieß die Finger derselben mehrmals mit großer Heftigkeit gegen ihre Herzgrube. Ich blieb so. Sie ward bald ruhiger, schloß die Augen und schien einzuschlafen, nachdem sie einen tiefen Seufzer ausgestoßen hatte. Ihr Gesicht verrieth Schmerz. Sie wimmerte einigemal dumpf. Aber auch

der Schmerz schien bald zu weichen. Sie seufzte nur ein paarmal noch leise. Ihre Mienen wurden heiterer und stellten bald wieder den Ausdruck innerer Seligkeit dar, während die Bläße des Angesichts von einer sanften Röthe überflogen ward.

Nach wenigen Minuten sagte sie: „Du treuer Freund, was wäre sie ohne dich?“ Sie sprach diese wenigen Worte mit einer feierlichen Zärtlichkeit, in welcher sich vielleicht nur die Himmlischen begrüßen mögen. Ihre Töne klangen in allen meinen Nerven.

„Ist Ihnen wohl, gnädige Gräfin?“ fragte ich halblaut, denn ich fürchtete noch, sie werde mir die Thür weisen.

„Sehr, o sehr, Emanuel!“ antwortete sie: „So sehr, wie gestern, wohl noch mehr. Aber es scheint, dein Wille ist entschiedener, deine Kraft erhöhter, ihr zu helfen. Sie athmet, sie schwimmt in dem Glanzkreis, der sie umwallt, und ihr Wesen, durchdrungen von dem deinigen, ist in dir aufgelöset. Könnte sie ewig so sein!“

Uns andern prosaischen Zuhörern war diese Redensart sehr unverständlich, doch mir keineswegs unangenehm. Ich bedauerte bloß, daß Hortensie nicht mich, sondern einen Emanuel meinte, und sich vermuthlich täuschte. Doch gereichte es mir zu einigem Trost, als ich nachher vom Grafen erfuhr, daß seines Wissens unter allen ihren Verwandten und Bekannten niemals einer gewesen, der den Namen Emanuel getragen.

Als ihr Vater Fragen an sie richtete, hörte sie ihn gar nicht; denn mitten in seiner Rede redete sie mich an. Er trat ihr daher näher. So wie er neben mir stand, ward sie aufmerksamer. „Wie, lieber Vater, bist du auch hier?“ sagte sie. Nun beantwortete sie auch seine Fragen. Da ich sie fragte, warum sie ihn nicht früher bemerkt hätte? erwiederte sie: „Er stand im Dunkeln; nur bei dir ist Licht. Auch du leuchtest, Vater, doch schwächer, als Emanuel, und nur im Wiederschein von diesem.“ — Da ich

ihr sagte, es wären noch mehr Personen im Zimmer, schwieg sie lange, und nannte nachher alle, auch die Stelle, wo sie sich befanden. Sie hatte aber immer die Augen geschlossen, und doch wußte sie genau zu bezeichnen, selbst was hinter ihr geschah. Ja, sie bemerkte die Zahl der Personen, welche draußen in einer Gondel auf dem Kanal am Palast vorüberfuhren, und hatte nicht geirrt.

„Wie ist es aber möglich, daß Sie dies wissen? Sie sehen es doch nicht!“ sagte ich.

„Hat sie dir nicht gestern schon bezeugt, daß sie krank sei? Daß nicht der Leib die Außenwelt erkenne, sondern die Seele? Fleisch und Blut und Knochenbau ist nur Schale, welche den edeln Kern umfängt. Nun aber ist die Schale zerrissen, und die Lebenskraft will das Mangelnde ergänzen, aber vermag es nicht, ohne Beistand. Darum fordert dich der Geist. Und die Seele, hervorquellend und in das Weltall hinausführend, findet dich, und erfüllet sich mit deiner Kraft. Wenn sie irdisch wacht, sieht sie, hört sie, empfindet sie schneller, lebhafter, aber nur das Aeußere das Nahe, welches zu ihr tritt. Nun aber begegnet sie den Dingen, die sie will und nicht will; sie berührt nicht, sie durchdringt; sie vermuthet nicht, sie weiß. Im Traume kömmst du auch zu den Dingen, sie kommen nicht zu dir; und du weißt sie, und weißt, warum sie so thun. Auch jetzt ist ihr, wie Traum; doch weiß sie wohl, daß sie wache, aber ihr Leib wacht nicht, die äußern Sinne helfen ihr nicht.“

Sie sprach darauf von ihrer Krankheit, von ihren Nachtwandlungen, von einer langen Ohnmacht, in der sie einst gelegen, was in ihr vorgegangen sei, was sie gedacht habe, während die Umstehenden sie als todt beweint hätten. Der Graf von Hormegg hörte ihre Erzählung mit Erstaunen; denn außer vielen Umständen, die er gar nicht gekannt hatte, berührte sie andere

welche während ihrer zehnstündigen Ohnmacht geschehen waren, und um die Niemand wissen konnte, als nur er allein; zum Beispiel, wie er von ihr hoffnungslos hinweggegangen, in seinem Zimmer auf das Knie gefallen sei, und in schmerzlicher Verzweiflung gebetet habe. Er hatte dies Niemandem gesagt; Keiner hatte ihn beobachten können, denn nicht nur hatte er damals die Stubenthür verriegelt gehabt, sondern es war auch finstere Nacht gewesen und sein Zimmer ohne alle Beleuchtung. Nun Hortensie davon redete, läugnete er es nicht. Unbegreiflich blieb, daß sie in der Ohnmacht darum gewußt habe; noch mehr, daß sie sich dessen jetzt erinnerte, da jener Vorfall in Hortensiens frühere Kindheit gehörte. Sie mochte damals kaum acht Jahre gehabt haben.

Auch dies blieb auffallend, daß sie immer von sich selbst in der dritten Person redete, wie von einer Fremden, wenn sie von ihren eigenen Geschichten erzählte, oder von sich, wie sie in den Verhältnissen des bürgerlichen oder gesellschaftlichen Lebens stand. Einmal sagte sie ausdrücklich: „Ich bin keine Gräfin, sondern *sie* ist Gräfin!" Ein andermal: „Ich bin nicht die Tochter des Grafen von Hormegg, sondern *sie* ist es."

So wie ihr ganzes Aeußere in einer Verklärung zu schweben schien, ruhiger, schöner, höher, als gewöhnlich; stimmte damit auch ihre Sprache überein. Diese war, wenn auch noch so leicht und heiter, dennoch feierlicher, als im gemeinen Leben, jeder Ausdruck gewählter, zuweilen dichterisch. Theils dies, theils ihre erhöhte Vorstellungskraft, theils daß sie von Dingen redete oder dieselben aus Gesichtspunkten faßte, welche uns Andern fremd waren, verursachte in ihren Worten nicht selten eine sonderbare Dunkelheit, oft gänzliche scheinbare Zusammenhangslosigkeit.

Dabei redete sie gern, und liebte es, wenn sie gefragt ward, besonders von mir. Zuweilen versank sie aber in ein stilles, langes Betrachten; man las in ihren Gesichtszügen den Ausdruck des

bald unzufriedenen, bald befriedigten Suchens, der Befremdung, der Verwunderung oder des Entzückens. Dann unterbrach sie das tiefe Schweigen von Zeit zu Zeit mit einzelnen Ausrufungen, indem sie lispelte: „Heiliger Gott!"

Einmal fing sie von selbst an: „Nun ist die Welt anders. Es ist ein großes Eins, und das unendliche Eins ist ein geistiges Eins. Es ist gar kein Unterschied zwischen Körper und Geist, denn Alles ist Geist und Alles kann Körper werden, wenn es zusammentritt, daß es als Einzelnes empfunden werden mag. Es ist Alles, wie aus reinstem Aetherduft geformt; Alles lebendig und rege; Alles sich verwandelnd, weil sich Alles vereinen will und Eins das Andere aufhebt. Es ist ein ewiges Gähren des Lebens, ein ewiges Schwanken zwischen Zuviel und Zuwenig. Siehst du, wie aus dem reinsten Himmel Wolken gehen? Sie wallen und schweben, bis das Maß erfüllt ist, und sie, vom Erdball angezogen, ihn als Feuer oder Regen durchdringen. Siehst du die Blume? Ein Lebensfunke ist in das Gewühl der andern Kräfte gefallen; er verbindet sich mit allen, die ihm dienen sollen, gestaltet sie, und der Keim wird Pflanze, bis das Zuviel der dienenden Kräfte seine eigene Macht überwächst und verdrängt. Und wie der Funke von ihnen verstoßen ist, fallen sie auseinander, weil sie nichts mehr zusammenbindet. So ist das Werden und Vergehen des Menschen."

Noch viel Anderes sprach sie, mir ganz Unverständliches. Ihre Verklärung endete, wie das erste Mal. Sie sagte wieder genau die Zeit ihres irdischen Erwachens, so wie die Erscheinung eines ähnlichen Zustandes für den folgenden Tag voraus Mit gleich finstern Mienen verabschiedete sie mich, sobald sie die Augen aufschlug, wie das erste Mal.

Sympathie und Antipathie.

So dauerte es, und immer auf ähnliche Weise, mehrere Monate. Ich möchte und könnte nicht alle denkwürdigen Aeußerungen aufzeichnen. Ihre sonderbare Krankheit litt nur unmerkliche Abänderungen, von denen ich weder behaupten konnte, sie deuten auf Besserung, noch auf Verschlimmerung. Denn wiewohl sie weniger von Krämpfen und Zuckungen duldete, und so lange sie wachte nicht die geringste Unannehmlichkeit zu spüren schien, ausgenommen außerordentliche Reizbarkeit, kehrten doch dagegen ihre unnatürlichen Einschlafungen und Verklärungsstunden häufiger ein, so daß ich des Tages oft zwei- und dreimal zu ihr berufen ward.

Ich ward dadurch wirklicher Sklave des Hauses, denn ich durfte mich nie entfernen, oder nur wenige Stunden. Jedes Versäumniß konnte tödtliche Gefahr bringen. Und ich trug das Joch der Sklaverei so gern! Ich fehlte nie. Meine Seele zitterte froh, wenn der Augenblick kam, da ich zu der schönen Wunderbaren berufen ward. Jeder Tag bekleidete sie mit höherm Liebreiz. Hatte ich sie gesehen, gehört, auch nur eine Stunde lang, hatte ich der Erinnerungen genug, um daran lange in meiner Einsamkeit zu schwelgen. O Trunkenheit der ersten Liebe!

Ja, ich leugne es nicht, Liebe war's; wahrlich aber, ich möchte sagen, keine irdische, sondern überirdische. Mein ganzes Sein war an diese delphische Priesterin neuer Art gebunden, durch eine Ehrfurcht, in der selbst die Hoffnung starb, ihres gleichgültigsten Blickes werth zu sein. Hätte mich die Gräfin gleich dem Geringsten ihrer Aufwärter dulden können, nur ohne Widerwillen, ich hätte gemeint, der Himmel trüge kein höheres Glück. Allein wie in den Zuständen der Verklärung ihre Huld gegen mich zuzunehmen schien, eben so schien ihre Abneigung gegen meine Person zu wachsen, wenn sie mich sah, sobald sie wachend war. Es wuchs diese Ab-

neigung endlich zu bitterm Abscheu. Sie äußerte denselben bei jedem Anlaß, und immer auf eine für mich äußerst empfindliche Art. Sie bat ihren Vater täglich und immer dringender, mich aus dem Hause zu entfernen; sie beschwor ihn darum mit Thränen des Eigensinns; sie behauptete, ich könne nichts zu ihrer Genesung beitragen; und wäre es, so würde alles Gute, welches ich vielleicht während ihrer Bewußtlosigkeit stiften möchte, wieder durch den Verdruß zerstört, den ihr meine Nähe verursache. Sie verachtete mich, als einen gemeinen Gauner, als einen Menschen von allzuschlechter Herkunft, dem nicht gestattet werden müsse, die gleiche Luft mit ihr zu athmen, geschweige so inniges Verhältniß mit ihr, oder so großes Vertrauen bei einem Grafen von Hormegg zu genießen.

Man weiß wohl, Frauenzimmer, zumal schöne, verzärtelte eigensinnige, haben Launen, und nehmen es sich nicht übel, wenn sie zuweilen oder immer mit sich selber in kleinen Widersprüchen sind. Aber niemals hat in einem Sterblichen größerer Widerspruch stattgefunden, als in der schönen Hortensie. Denn was sie wachend gedacht, geredet, gethan, widerrief sie in den Augenblicken ihrer Verklärung. Sie beschwor den Grafen auf nichts zu achten, was sie ihm wider mich vorbringen würde; sie betheuerte, daß meine Entfernung aus dem Hause unfehlbar die Verschlimmerung ihrer Krankheit zur Folge haben und mit ihrem Tode endigen würde. Mich selbst beschwor sie, ihrer Launen nicht zu achten, großmüthig ihr thörichtes Betragen zu verzeihen, und in der Ueberzeugung zu leben, sie werde sich gewiß gegen mich bessern, sobald ihre Krankheit abnähme.

Ich mußte hinwieder in der That eben so sehr, wie jeder Andere, über Hortensiens wunderbare Hinneigung zu mir während ihrer Verklärungszeiten erstaunen. Sie schien gleichsam nur durch mich und in mir zu leben. Sie errieth, nein, sie wußte meine Gedanken, besonders sobald dieselben Bezug auf sie hatten. Es

war nicht nöthig, ihr meine kleinen Zurechtweisungen auszusprechen; sie vollzog dieselben, sobald ich sie zu geben gedachte. So unglaublich es sein mag, es ist darum nicht weniger wahr, daß sie mit ihren Händen sogar unwillkürlich allen Bewegungen der meinigen folgte, nach jeder Richtung. Sie bezeugte, es sei kaum mehr nöthig, daß ich, wie anfangs, die Hand gegen sie ausstrecke; meine Gegenwart, mein Athem, mein bloßes Wollen genüge zu ihrem Wohlsein. Sie verschmähte den Genuß alles Weines, alles Wassers, das ich nicht, wie sie sagte, durch das Auflegen meiner Hände geweiht und durch die aus meinen Fingerspitzen strahlenden Lichtströme heilsam gemacht hätte. Sie ging so weit, den leisesten meiner Wünsche für unwiderstehlichen Befehl zu erklären.

„Sie hat keinen freien Willen mehr," sagte sie eines Tages: „Sobald sie dein Wollen erkennt, Emanuel, ist sie gezwungen, eben so zu wollen. Dein Gedanke beherrscht sie mit übernatürlicher Gewalt. Und gerade in diesem Gehorsam fühlt sie ihr Wohl, ihre Seligkeit. Sie kann nicht dawider. Sobald sie deine Gedanken wahrnimmt, sind es ihre Gedanken und Gesetze."

„Aber wie ist das Wahrnehmen meiner Gedanken möglich, theuerste Gräfin?" sagte ich: „Hinwegläugnen kann ich's nicht, daß Sie oft das Verborgenste in meiner Seele erkennen. Welch eine seltsame Krankheit, die Sie gleichsam allwissend macht! Wer möchte sich nicht diese Vollkommenheiten wünschen, da Krankheit Zustand unserer größten Unvollkommenheit zu sein pflegt."

„Er ist es auch bei ihr!" sagte sie. „Täusche dich nicht, Emanuel. Sie ist sehr unvollkommen, da sie ihrer Selbstständigkeit größern Theil verloren hat. Sie hat ihn an dich verloren. Sie ist nichts mehr, als durch dich. Sie hat ihr Leben nur in dir. Stürbest du heute, dein letzter Odemzug würde auch ihr letzter sein. Deine Heiterkeit ist auch ihre Heiterkeit, dein Schmerz ihr Schmerz!"

„Können Sir mir aber die Möglichkeit eines Wunders erklären, meine Gräfin, das mich in Erstaunen setzt, und allem meinem Nachsinnen unbegreiflich bleibt?"

Sie schwieg lange. Nach einer halben Viertelstunde sagte sie: „Nein. Erklären kann sie es nicht. Kömmt's dir nicht in Träumen von Personen vor, als dächtest du deren Gedanken in gleichem Augenblick, wie die Personen selbst? So ist's bei ihr: und doch lebt die Kranke dabei in Klarheit, sich bewußt, daß sie wache."

„Zwar," fuhr sie fort, „ihr Ich ist immer dasselbe. Aber was den Geist mit dem Leib vereint, ist nicht mehr dasselbe. Ihre Hülle ist an den irdischen Theilen wund, an welche sich die Seele am ersten und innigsten anschließt. Es fließt ihr Leben aus, und wird schwächer, und läßt sich nicht binden. Wärest du, Emanuel, nicht gefunden worden, die Kranke wäre schon aufgelöset. Aber wie die ausgerissene Pflanze, deren Kräfte verdunsten, ohne Ersatz zu finden, wenn ihre Wurzeln wieder in frischen Boden gelegt werden, neues Leben schöpft aus der Erde, neue Zweige treibt und grünen wird: so die Kranke. — Seele und Leben, ins All verströmend, finden in deiner Lebensfülle Nahrung, treiben gleichsam Wurzeln in deinem Wesen; genesen durch dich. Sie ist ein verlöschendes Licht in zerbrochenem Gefäß; aber der vertrocknende Docht des Lebens nährt sich wieder im Oel deiner Lampe. So ist die Kranke nun seelisch in dich hineingewurzelt; lebt von der gleichen Kraft, wie du; darum hat sie Lust und Schmerz, Empfindung, Willen, gleich dir. Du bist ihr Leben, Emanuel."

Die Frauenzimmer konnten sich bei dieser zärtlichen Erklärung des muthwilligen Lächelns so wenig erwehren, als der Doktor.

Am gleichen Tage sagte der Graf von Hormegg zu mir: „Wollen Sie nicht einmal zum Spaß Ihre Allmacht bei Hortensien auf die stärkste Probe setzen?"

„Und wie?"

„Verlangen Sie, als Beweis ihres Gehorsams, daß Hortensie, Sie zu sich rufen lasse, wenn sie wach ist, und Ihnen freiwillig die schönste ihrer in den Blumengeschirren blühenden Rosen zum Geschenk mache.“

„Es ist zu viel; es wäre unbescheiden. Sie wissen, Herr Graf, welchen unüberwindlichen Widerwillen sie gegen den armen Faust hat, so sehr sie auch den Emanuel zu achten scheint.“

„Eben deswegen bitte ich Sie, machen Sie den Versuch; wäre es auch nur, um zu erfahren, ob die Kraft Ihres Willens mächtig genug sei, aus dem Zustand der Verklärungen in den wachenden des gewöhnlichen Lebens herüberzuwirken? Es soll ihr Niemand von dem sagen, was Sie gewünscht haben. Daher soll auch veranstaltet werden, daß außer mir und Ihnen Niemand zugegen sei, wenn Sie den Wunsch äußern.“

Ich versprach, zu gehorchen. Doch gestehe ich, es geschah ziemlich ungern.

Die Rose.

Als ich den folgenden Morgen zu ihr trat, da sie im Schlummer lag, der ihren Verklärungen vorherzugehen pflegte — und früher zeigte ich mich nie, — war nur der Graf allein da. Er mahnte mich mit einem Blick lächelnd an die gestrige Abrede.

Hortensie ging in ihr Verklärungserwachen über und fing sogleich freundliches Gespräch an. Sie versicherte, ihre Krankheit hätte bald den Wendepunkt erreicht; dann würde dieselbe allmälig abnehmen, welches daraus zu erkennen sein werde, daß sie weniger helle Wahrnehmungen im Schlafe hätte. Ich ward verlegener, je mehr mir der Graf zuwinkte, mein Ansuchen vorzubringen. Sie wandte sich unruhig her und hin; sie runzelte die Stirn; sie schien über sich nachzudenken.

Um mich zu zerstreuen oder zu ermuthigen, ging ich schweigend durch das Zimmer zum Fenster, wo Hortensiens Blumen blühten, und tändelte mit den Fingern in den Zweigen eines Rosenstockes. Ich stach mir in der Unachtsamkeit einen Dorn ziemlich tief in die Spitze meines Mittelfingers.

Hortensie that einen lauten Schrei. Ich eilte zu ihr, desgleichen auch der Graf. Sie klagte über einen heftigen Stich an der Spitze ihres Mittelfingers der rechten Hand. Die Erscheinung gehörte zu den Hexereien, deren ich schon in ihrem Umgang gewohnt worden war. In der That glaubte ich da einen kaum sichtbaren bläulichen Punkt zu bemerken; in den folgenden Tagen aber entwickelte sich an dem Orte ein geringes Geschwür, eben so wie bei mir; und das meinige war früher heil.

„Du trägst die Schuld, Emanuel," sagte sie nach einigen Augenblicken: „Du hast dich an den Rosen verwundet. Nimm dich in Acht. Was dir widerfährt, geschieht auch ihr."

Sie schwieg; auch ich. Mein Sinnen war, wie ich ihr den Antrag vorbringen solle. Die Verwundung schien die bequemste Gelegenheit darzubieten. Der Graf winkte mir Muth zu.

„Warum willst du nicht aussprechen," sagte Hortensie, „daß sie dich heute um zwölf Uhr, ehe sie zum Essen geht, zu ihr rufen lasse und dir die neuaufgeblühte Rose schenke?"

Bestürzt hörte ich meinen Wunsch von ihren Lippen. „Ich fürchtete, Sie durch meine Unbescheidenheit zu beleidigen!" sagte ich.

„O Emanuel, sie weiß gar wohl, daß dir der Vater selbst den Wunsch eingegeben!" versetzte sie lächelnd.

„Doch ist es auch zugleich mein innigstes Verlangen!" stammelte ich. „Werden Sie aber auch, um zwölf Uhr, wenn Sie wach sind, noch daran denken?"

„Kann sie denn anders?" erwiederte sie mit gütigem Zulächeln.

Als das Gespräch davon endete, ging der Graf, und ließ die

aufwartenden Kammerfrauen und den Doktor kommen. Ich aber entfernte mich nach ungefähr einer halben Stunde, wie gewöhnlich, sobald die Verklärung in einem wirklichen Schlaf erlosch. Es mochte zehn Uhr vorüber sein.

Hortensie zeigte beim Aufwachen dem Doktor den schmerzenden Finger. Sie glaubte sich denselben durch einen Nadelstich verletzt zu haben, und wunderte sich, keine äußere Verletzung zu finden.

Um eilf Uhr ward sie unruhig; ging im Zimmer auf und ab; suchte allerlei hervor, fing mit den Frauenzimmern an von mir zu sprechen, oder vielmehr nach ihrer Gewohnheit die Fülle ihres Zorns über mich zu ergießen, und ihren Vater mit Vorwürfen zu bestürmen, daß er mich noch immer nicht entlassen habe.

„Der zudringliche Mensch ist's nicht werth, daß ich seinetwillen so viel Worte, ja Thränen verschwendet habe!" sagte sie. „Ich weiß auch nicht, was mich zwingt an ihn zu denken, und mir mit dem verhaßten Gedanken jede Stunde zu verbittern? Es ist mir schon zu viel, daß ich ihn mit mir unter einem Dache weiß, und weiß, daß Sie, lieber Vater, auf ihn so viel halten. Ich möchte schwören, der elende Mensch habe es mir angethan. Doch geben Sie Acht, lieber Vater, ich täusche mich gewiß nicht. Sie werden Ursache haben, Ihre Gutmüthigkeit schwer zu bereuen. Er betrügt Sie und uns Alle."

„Ich bitte dich, mein Kind," sagte der Graf, „quäle dich und ermüde dich nicht immer mit Reden von ihm. Du kennst ihn nicht: du sahst ihn nur ein paar Mal und sehr vorübergehend; wie magst du doch ein Verdammungsurtheil über ihn sprechen? Erwarte, ob ich ihn je auf falscher That ertappen werde. Inzwischen beruhige dich. Es ist genug, daß er dir nicht vor die Augen kommen darf."

Hortensie schwieg. Sie sprach mit den Frauenzimmern von andern Gegenständen. Ihre Unruhe mehrte sich. Man fragte, ob ihr nicht wohl sei. Sie wußte nichts zu antworten. Sie fing an zu

weinen. Man bemühte sich vergebens, die Ursache ihres Kummers zu erforschen, oder ihrer Traurigkeit. Sie verbarg ihr Gesicht in die Polsterkissen des Sopha's, und bat sowohl ihren Vater, als ihre Kammerfrauen, sie allein zu lassen.

Eine Viertelstunde vor zwölf Uhr hörte man sie schellen. Der eintretenden Kammerfrau befahl sie, mir sagen zu lassen, daß ich mich mit dem Glockenschlag Zwölf bei ihr einfinden solle.

Ungeachtet ich mit Neugier dieser Einladung entgegengesehen hatte, kam sie mir dennoch überraschend. Theils das Außerordentliche der Sache selbst, theils Furcht, machte mich eben so bestürzt, als verlegen. Ich trat wohl manchmal vor meinen Spiegel, um zu sehen, ob ich denn wirklich ein Gesicht trage, das geschaffen sei, Grauen zu erwecken. Aber — es schlug zwölf Uhr. Mit laut klopfendem Herzen ging ich und hörte ich mich bei Hortensien melden. Ich ward vorgelassen.

Sie saß nachlässig auf ihrem Sopha, ihr schönes Haupt von schwarzen Locken umnachtet, auf den weißen, zarten Arm gelehnt. Verdrossen stand sie auf, da ich eintrat und mit schwacher, ungewisser Stimme, mit einem Blick, der ihre Gnade anflehte, ihren Befehl zu vernehmen erklärte.

Hortensie antwortete nicht. Sie ging langsam an mir vorüber und sinnig, als suche sie nach Worten. Endlich blieb sie vor mir stehen, warf mir einen verächtlichen Seitenblick zu, und sagte: „Herr Faust, es ist mir, als sollte ich Ihnen ein Anerbieten machen, um Sie zu bewegen, das Haus und Gefolge meines Vaters zu verlassen.“

„Gräfin,“ sagte ich, und der männliche Stolz ward ein wenig in mir laut, „ich habe mich weder dem Herrn Grafen noch Ihnen aufgezwungen. Sie selber wissen es, aus welchen Gründen mich Ihr Herr Vater gebeten hat, in seiner Gesellschaft zu bleiben. Ich that es ungern; aber die Seelengüte des Herrn Grafen, und

die Hoffnung, Ihnen nützlich zu sein, halten mich ab, Ihrem eben geäußerten Befehl zu gehorchen, so wehe es mir auch thut, Ihnen zu mißfallen."

Sie wandte mir den Rücken, und spielte mit einer kleinen Scheere am Fenster neben dem Rosenstock. Plötzlich schnitt sie die jüngst aufgebrochene Rose ab — sie war schön, wenn gleich einfach — reichte sie mir und sagte: „Nehmen Sie das Beste, was ich jetzt bei der Hand habe; ich gebe es Ihnen zur Belohnung, daß Sie mir bisher — auswichen. Kommen Sie nie wieder!"

Sie sprach das in so sichtbarer Verwirrung und geschwind, daß ich's kaum verstand; dann warf sie sich wieder auf's Sopha, und mit weggewandtem Gesicht winkte sie mir, da ich antworten wollte, heftig, mich zu entfernen. Ich ging.

Und wie ich von ihr war, hatte ich auch schon alle Beleidigungen vergessen. Ich flog auf mein Zimmer. Nicht die zürnende, nur die leidende Hortensie in ihrer zarten Jungfräulichkeit schwebte vor mir. Die Rose kam aus ihrer Hand, wie ein Juwel, dessen unendlichen Werth alle Kronen der Welt nicht aufwiegen konnten. Ich drückte die Blume an meine Lippen. Ich beklagte die Hinfälligkeit der Blüthe. Ich sann, wie ich sie mir, als das Theuerste aller meiner Besitzungen, am sichersten bewahren könnte; trocknete sie, wohl entfaltet, in den Blättern eines Buches, und ließ sie zwischen runde, krystallene Glasscheiben, von einem goldenen Rand umfangen, legen, damit ich sie wie ein Amulet, an goldener Halsschnur auf der Brust tragen könnte.

Die Wechselbriefe.

Inzwischen war diese Begebenheit für mich der Anlaß mancher Unannehmlichkeit. Hortensiens Haß sprach sich von da an entschiedener gegen mich aus, als jemals. Ihr Vater, allzugutmüthig,

hielt umsonst Schutzreden. Sowohl seine Ueberzeugung, daß ich ein redlicher Mann sei, als meine Brauchbarkeit in den geheimen Geschäften seines Hauses, dann auch, wie er fest glaubte, meine Unentbehrlichkeit zur Rettung seiner Tochter, waren stark genug, ihn lange gegen alle Einflüsterungen taub zu machen, die meinen Sturz bezweckten. Bald war er nur noch der Einzige im ganzen Hause, der mich freundlicher Worte und Blicke würdigte. Ich bemerkte, wie sich gemach alle Frauenzimmer, selbst Doktor Walter, endlich auch die niedrigsten Hausdiener scheu von mir entfernten, und mich mit einer gewissen Kälte behandelten. Ich erfuhr von dem treuherzigen Sebald, der mir wirklich ergeben blieb, daß es auf meine Vertreibung abgesehen sei, und die Gräfin geschworen habe, Jeden aus dem Dienste zu jagen, der sich unterfinge, mit mir eine Art Umgangs zu pflegen. Ihr Befehl war um so wirksamer, nicht nur, weil vom Hausarzt und Haushofmeister bis zum untersten Küchenbuben Jeder sich glücklich pries, ein Diener dieses reichen Hauses zu sein, sondern weil Alle mich im Grunde nur als einen Ihresgleichen betrachteten und mein unbeschränktes Ansehen beim Grafen beneideten.

Allerdings mußte mir solche Lage unangenehm werden. Ich lebte zu Venedig in einem der glänzendsten Häuser einsamer, als in der Wüste; ohne Freund, ohne vertrauliche Gesellschaft. Ich wußte, meine Schritte und Tritte waren beobachtet. Dennoch ertrug ich das mit Geduld. Der edle Graf litt durch Hortensiens Laune nicht minder, als ich. Er selbst suchte oft Trost bei mir. Ich war der beredteste Fürsprecher meiner schönen Verfolgerin, die mich in ihren Verklärungsstunden mit eben so vieler, fast möchte ich sagen zärtlichen, Zuneigung behandelte, als außer diesen Stunden mit den Wirkungen ihres herben Hasses und Stolzes plagte. Es schien, als würde sie abwechselnd von zwei feindseligen Dämonen beherrscht, einem Engel des Lichts und einem Engel der Finsterniß.

Als endlich aber auch der alte Graf sogar lauer zu werden anfing und zurückhaltender, da ward mir das Verhältniß unerträglich. Ich habe es erst später vernommen, wie er von allen Seiten gequält worden ist, wie besonders Doktor Walter seinen Glauben an mich in vielfältig wiederholten, kleinen, boshaften Bemerkungen zu erschüttern gesucht, und wie tiefen Eindruck einst Hortensiens Vorwurf auf ihn gemacht, da sie sagte: „Haben wir uns nicht Alle abhängig von diesem unbekannten Menschen gemacht? Man sagt, mein Leben stehe in seiner Gewalt. Gut, man besolde ihn anständig für seine Bemühungen; mehr verdient er nicht. Aber er ist auch Mitwisser unserer Familiengeheimnisse. Wir sind in unsern wichtigsten Angelegenheiten in seinen Fesseln, so daß, wenn ich auch gesund wäre, wir ihn kaum ohne Nachtheil wegschicken könnten. Wer verbürgt seine Verschwiegenheit? Seine anscheinende Uneigennützigkeit, seine ehrliche Miene kommen uns wahrlich einst theuer zu stehen. Der Graf von Hormegg wird Sklave seines Dieners, und ein Fremdling ist durch Schlauheit unser Aller Tyrann geworden. Dieser gemeine, bürgerliche Kerl ist nicht nur der Vertraute eines Grafen, dessen Geschlecht mit fürstlichen Häusern verwandt ist, sondern der Allesmacher und das Haupt der Familie.“

Den Stolz des alten Herrn noch mehr zu empören, schienen sich sämmtliche Untergebene verschworen zu haben, seine Befehle mit einer gewissen Verlegenheit zu vollziehen, als ob sie Furcht hätten, mir zu mißfallen. Einige trieben die schlaue Frechheit so weit, Besorgnisse laut werden zu lassen, ob der Befehl, den er gäbe, auch mit meiner Einwilligung geschehe? — Das wirkte auf den Grafen nach und nach so viel, daß er mißtrauischer gegen sich selbst ward, und glaubte, die Grenzen der Klugheit überschritten zu haben.

Ich bemerkte es, so sehr er auch seine Sinnesänderung zu verbergen suchte. Dieß verdroß mich. Ich hatte mich nie zur Kennt-

niß seiner Angelegenheiten gedrängt; er hatte sie mir nach und nach mitgetheilt, meinen Rath begehrt, denselben befolgt, und dabei jedesmal gewonnen. Er hatte mir freiwillig das gesammte Rechnungswesen seiner Einkünfte übertragen; durch mich war er aus der größten Verwirrung in solche Klarheit versetzt worden, daß er selbst gestand, diese Einsicht in seinen Haushalt nie gehabt zu haben. Nun war er im Stande, zweckmäßigere Verfügungen, sowohl über seine Gelder, als über seine Güter zu treffen. Auf meinen Rath hatte er zwei alte verwickelte Familienprozesse, deren Ende nicht abzusehen war, durch gütlichen Vergleich abgethan, und bei diesem Vergleich mehr baaren Vortheil gewonnen, als er selbst vom Gewinn der Prozesse gehofft hatte. Vielmals hatte er mir im Uebermaß seiner Dankbarkeit oder Freundschaft beträchtliche Schenkungen aufdringen wollen; ich hatte sie jedesmal abgelehnt.

Einige Wochen lang ertrug ich's, von Allen gehaßt oder verkannt zu sein. Endlich aber empörte sich mein Stolz. Ich sehnte mich aus dieser unangenehmen Stellung hinweg, mit der sich Niemand mehr Mühe geben wollte, mich zu versöhnen. Nur Hortensie, eben sie, die alles Unheils Stifterin war, blieb die Einzige, welche in ihren Verklärungen mich unabläßig ermahnte, durchaus dessen nicht zu achten, was sie in wachen Stunden wider mich unternähme. Da verachtete sie sich selbst, da liebkosete sie mich mit den schmeichelndsten Reden, als wollte sie in diesen Augenblicken mir allen Verdruß vergüten, den sie mir gleich nachher mit verdoppeltem Eifer verursachte.

Graf von Hormegg ließ mich eines Nachmittags in sein Kabinet rufen. Er trug mir auf, ihm die Verwaltungsbücher zu geben, so wie auch die neuangekommenen Wechsel von zweitausend Louisd'or, welche Summe er, wie er mir sagte, in die Bank von Venedig legen wollte, da sich sein Aufenthalt in Italien durch

das ganze Jahr verlängern dürfte. Ich nahm Gelegenheit, ihn zu bitten, die gesammten mir übertragenen Geschäfte einem Andern anzuvertrauen, da ich entschlossen sei, sobald die Gesundheitsumstände der Gräfin es erlauben würden, sein Haus und Venedig zu verlassen. Ungeachtet er die Empfindlichkeit, mit der ich redete, bemerkte, erwiederte er doch nichts darauf, als daß er mich ersuchte, seine Tochter und ihre Genesung nicht zu versäumen; was aber die übrigen Geschäfte beträfe, wolle er mich gern von denselben entladen.

Dies war mir genug. Ich sah, er wünschte selbst, mich entbehrlich zu machen. Ich ging mißmuthig in mein Zimmer, und nahm alle Papiere zusammen, die er gefordert und nicht gefordert hatte. Aber die Wechsel fand ich nicht; ich mußte sie zwischen Papieren verlegt haben. Ich erinnerte mich dunkel, daß sie von mir in ein besonderes Papier eingeschlagen, und mit andern Sachen auf die Seite gethan worden waren. Mein Suchen blieb vergebens. Der Graf, sonst gewohnt, seine Wünsche von mir auf's schnellste vollzogen zu sehen, mochte sich allerdings verwundern, daß ich diesmal säumte. Folgenden Morgens erinnerte er mich wieder daran. „Vermuthlich haben Sie vergessen," sagte er, „daß ich Sie gestern um die Verwaltungsbücher und die Wechsel bat." Ich versprach, sie bis Mittag zu überbringen. Ich durchsuchte die Schriften Blatt für Blatt. Umsonst. Der Mittag kam; ich hatte die verwünschten Wechsel nicht gefunden. Ich entschuldigte mich beim Grafen, daß ich die paar Blättchen verlegt haben müßte, was mir sonst nicht leicht begegnet wäre; vermuthlich habe ich bei dem ängstlichen, hastigen Suchen entweder Vieles übersehen, oder die Papiere für andere gehalten und in andere geschoben. Ich bat um Frist bis folgenden Tag, denn nur verlegt, aber nicht verloren könnten sie sein. Der Graf machte zwar ein unzufriedenes Gesicht; doch setzte er hinzu: „Es hat ja keine Eil, übereilen Sie sich nicht."

Was ich von Zeit erübrigen konnte, wandte ich nun zum Suchen an. Es dauerte bis in die Nacht. Folgenden Morgens fing ich von neuem an. Meine Angst stieg. Ich mußte endlich glauben, die Wechsel seien verloren, gestohlen, oder von mir selbst vielleicht in einem Augenblick der Zerstreuung als unnützes Papier gebraucht. Außer meinem Bedienten, der aber weder lesen noch schreiben konnte, und nicht einmal den Schlüssel zu meiner Stube hatte, kam Niemand in diese. Der Kerl versicherte, daß er niemals beim Reinigen des Zimmers Jemand habe eintreten lassen, noch weniger selbst irgend ein Papier angerührt hätte. Außer dem Grafen waren nie Fremde zu mir gekommen, da ich bei meiner eingezogenen Lebensart keine Bekanntschaft in Venedig gemacht hatte. Meine Verlegenheit steigerte sich zu wahrer Todesangst.

Der seltsame Verrath.

Als ich am gleichen Morgen zur Gräfin ging, um ihrer Verklärung beizuwohnen, und ihr in ihrem Zustande die vorgeschriebenen Dienste zu leisten, glaubte ich im Gesicht des Grafen einen kalten Ernst zu bemerken, der mehr, als Worte, sprach. Der Gedanke, daß er vielleicht in mir Redlichkeit und Treue beargwohne, vergrößerte meine Unruhe. So trat ich vor die eingeschlafene Hortensie, und im gleichen Augenblick fiel mir bei, daß mich vielleicht ihre wunderbare Sehergabe belehren könnte, wohin die Papiere gekommen wären. Nur daß ich vor dem Doktor Walter und den Frauenzimmern das Geständniß einer mir zur Last fallenden Nachlässigkeit oder Unordnung thun sollte, war mir peinlich.

Während ich noch mit mir selber kämpfte, was ich zu thun habe, klagte die Gräfin über unleidliche Kälte, welche von mir gegen sie wehe, und ihr Schmerzen verursachen würde, wenn es

nicht ändere. „Du wirst von einer Unruhe gepeinigt. Deine Gedanken, dein Wille sind nicht bei ihr!“ sagte sie.

„Theure Gräfin,“ versetzte ich, „es ist kein Wunder. Vielleicht sind Sie mit Ihrer Eigenschaft. auch das Verborgenste zu erspähen, vermögend, mir meinen Frieden wieder zu geben. Ich habe unter meinen Papieren vier Wechsel verloren, die Ihrem Herrn Vater gehören.“

Der Graf von Horrmegg runzelte die Stirn. Doktor Walter rief: „Ich bitte Sie, behelligen Sie die Gräfin nicht in diesen Umständen mit dergleichen Dingen.“

Ich schwieg. Aber Hortensie schien nachsinnend, und sagte nach einer guten Weile: „Du, Emanuel, hast die Wechsel nicht verloren; sie sind dir genommen worden. Beruhige dich! Nimm aus der Gräfin Strickbeutel den Schlüssel, öffne den Wandschrank dort. Im Schmuckkästchen liegen die Wechsel.“

Sie zog aus dem Beutel einen kleinen vergoldeten Schlüssel hervor, reichte ihn mir, und wies mit der Hand zum Wandschrank. Ich eilte dahin. Eine der Kammerfrauen, Namens Eleonore, sprang vor den Schrank, und wollte das Oeffnen desselben verwehren. „Ihro Gnaden, Herr Graf,“ rief sie ängstlich, „werden doch keinem Manne erlauben, in den Sachen der gnädigen Gräfin zu wühlen!“ Ehe sie aber noch die Worte beendigt hatte, war sie von mir schon mit starker Hand weggeschoben, der Schrank offen, das Schmuckkästchen aufgethan, und — siehe! die verwünschten Wechsel lagen oben auf. Ich ging mit freudeleuchtendem Gesicht zum alten Grafen, der vor Erstaunen sprachlos und unbeweglich war. „Von dem Uebrigen habe ich die Ehre, Ihnen nachher zu sprechen!“ sagte ich zum Grafen, und trat mit leichtem Herzen zu Hortensien, der ich den Schlüssel zurück gab.

„Wie du verwandelt bist, Emanuel!“ rief sie mit Geberden

des Entzückens: „Du bist eine Sonne geworden, du wandelst in einem Meer von Strahlen.“

Der Graf rief mir in heftiger Bewegung zu: „Befehlen Sie in meinem Namen der Gräfin, Ihnen zu sagen, wie sie zu diesen Papieren gekommen!“

Ich gehorchte. Eleonore sank ohnmächtig auf einen Stuhl nieder. Doktor Walter eilte zu ihr, und war eben im Begriff, sie aus dem Zimmer zu führen, als Hortensie zu reden anfing. Da befahl der Graf, mit einer ihm ungewöhnlichen Strenge des Tons, Schweigen und Stille. Keiner durfte sich regen.

„Aus Haß, geliebter Emanuel, ließ dir die Kranke die Wechsel nehmen. Sie sah deine Noth schadenfroh genug voraus, und hoffte dich zur Flucht zu bewegen. Aber es wäre ihr doch nicht gelungen. Denn Sebald stand in einer Ecke des Korridors, während Doktor Walter mit dem Nachschlüssel in dein Zimmer ging, dir die Wechsel nahm, welche du zu Briefen aus Ungarn gethan hattest, und sie beim Herausgehen Eleonoren gab. Sebald würde Alles verrathen haben, sobald ruchbar geworden wäre, daß dir Papiere von Wichtigkeit entfremdet seien. Doktor Walter, der die Wechsel bei dir gesehen, machte der Kranken den Antrag zur Entwendung derselben. Eleonore erbot sich zur Hilfe. Die Kranke selbst munterte sie beide dazu auf, und konnte die Zeit kaum erwarten, bis man ihr die Papiere brachte.“

Doktor Walter stand, bei diesen Worten außer sich, an Eleonorens Stuhl gelehnt. Sein Gesicht war aschfarben. Er zuckte dabei, gegen den Grafen lächelnd, die Achsel, und sagte: „Daraus lernt man, daß die gnädige Gräfin in ihren Entzückungen auch irre reden kann. Erwarten wir ihr Erwachen, und es wird sich offenbaren, wie die Papiere in ihre Hände gerathen sind.“

Der Graf von Hormegg antwortete nichts, sondern läutete einem Kammerdiener und befahl, den alten Sebald herbeizurufen.

Dieser kam. Er ward befragt, ob er je gesehen, daß Doktor Walter während meiner Abwesenheit zu mir ins Zimmer gegangen sei?

„Ob in Abwesenheit des Herrn Faust, weiß ich nicht; doch mag es wohl am Abend des letzten Sonntags gewesen sein, denn er schloß wenigstens die Thür auf. Fräulein Eleonore muß es besser als ich wissen, denn sie blieb an der Treppe stehen, bis der Herr Doktor zurückkam, und ihr einige Zettel gab, worauf beide leise mit einander redeten und sich trennten."

Sebald wurde nach diesem entlassen. Auch der Doktor und die halb ohnmächtige Eleonore mußten sich auf den Wink des Grafen entfernen. Hortensie aber schien heiterer als jemals. „Fürchte dich nicht vor dem Haß der Kranken," sagte sie mehrmals, „sie will über dich wachen, wie dein Schutzgeist."

Die Folge dieses merkwürdigen Morgens war, daß Doktor Walter sowohl als Fräulein Eleonore, nebst zwei andern Bedienten, noch denselben Tag vom Grafen von Hormegg verabschiedet und aus dem Hause verwiesen wurden. Zu mir hingegen kam der Graf, und bat nicht nur wegen des Vergehens seiner Tochter, sondern auch wegen seiner eigenen Schwäche um Verzeihung, mit welcher er boshaften Einflüsterungen gegen mich Gehör und halben Glauben gegeben. Er umarmte mich, nannte mich seinen Freund, mich den einzigen, welchen er in der Welt habe, und dem er sich mit unbeschränktem Vertrauen eröffnen könne. Er beschwor mich, ihn und seine Tochter nicht zu verlassen.

„Ich weiß," sagte er, „was Sie leiden, was Sie unsertwillen aufopfern. Aber rechnen Sie mit Zuversicht auf meine lebenslängliche Erkenntlichkeit. Wenn die Gräfin wieder zu vollkommener Gesundheit gelangt sein wird, werden Sie sich auch gewiß besser bei uns gefallen, als bisher. Sehen Sie mich nur an! Gibt es auf Erden einen verlassenern, unglücklichern Mann,

als mich? Nichts als Hoffnung hält mich aufrecht. Und all' meine Hoffnung ruht nur auf Ihrer Güte und der Ausdauer Ihrer Geduld. Was habe ich schon erlebt, was muß ich noch erleben! Denn die außerordentlichen Zustände der Gräfin rauben mir manchmal fast den Verstand. Ich weiß nicht mehr, wo ich lebe, und ob mich nicht das Schicksal zum Helden eines Feenmährchens gemacht hat."

Der Schmerz des guten Grafen rührte mich. Ich söhnte mich mit ihm und eben dadurch mit meiner sonst nicht reizenden Lage aus. Hingegen schwächte die unedle Gemüthsart der Gräfin meine Begeisterung um Vieles, in der ich bisher für sie gelebt hatte.

Bruchstücke aus Hortensiens Reden.

Durch die gefällige und aufmerksame Fürsorge des Grafen geschah, daß ich Hortensien niemals mehr wachend sah, wozu ich auch selbst wenig Neigung in mir fühlte, ja nicht einmal erfuhr, wie sie von mir dachte oder sprach, was ich mir indessen wohl vorstellen konnte. Im Hause herrschte feste Ordnung. Der Graf hatte sein Ansehen wieder gewonnen. Niemand wagte mehr, mit Hortensien wider ihn oder mich Partei zu machen, seit bekannt geworden, wie sie selbst ihre und aller Mitschuldigen Anklägerin geworden.

So sah ich denn die wunderbare Schöne nie anders, als in denjenigen Augenblicken, da sie, erhaben, über sich selbst, ein Wesen besserer Welten zu sein schien. Aber diese Augenblicke gehörten zu den feierlichsten, oft zu den rührendsten meines eigenen Lebens. Hortensiens unaussprechliche Anmuth im Aeußern war durch den Ausdruck der zarten Unschuld und eines engelhaften Entzückens erhöht. Die strengste Anständigkeit herrschte überall in ihrem Aeußern. Nur Wahrheit und Güte waren auf ihren Lippen; und

ungeachtet ihre Augen geschlossen waren, in denen sich sonst das Gemüth am hellsten zu verkünden pflegte, las man auch die leisesten Bewegungen desselben in dem feinen Spiel ihrer Mienen, wie in den mannigfaltigen Biegungen ihrer Stimme.

Was sie sprach von Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, so weit der geschärfte Seherblick ihres Geistes reichte, erregte bald durch die Eigenheit ihrer Ansichten, bald durch das Unbegreifliche unser Erstaunen. Sie selbst konnte uns über das Wie? keine Auskunft geben, obwohl ich sie zuweilen darum ersuchte, und sie sich durch langes Nachsinnen darum bemühte. Sie erkannte durch wirkliche Anschauung, wie sie sagte, alle innern Theile ihres Leibes, die Lage der edeln und unedeln Eingeweide, des Knochenbaues, der Muskeln und Nervenverzweigungen; sie erkannte das Gleiche in mir, und in Jedem, dem ich nur die Hand gab. Ungeachtet sie ein sehr gebildetes Frauenzimmer war, hatte sie doch vorher über den Bau des menschlichen Körpers keine, oder nur höchst verworrene und oberflächliche Kenntniß gehabt. Ich sagte ihr von vielen Dingen, die sie sah und genau beschrieb, den Namen; sie hingegen berichtigte meine eigenen Vorstellungen, wo sie irrig waren.

Am meisten zogen mich ihre Offenbarungen über die Natur unsers Lebens an. Denn das mir durchaus Unerklärliche ihres Zustandes lenkte mich am öftersten zu Fragen darüber. Ich zeichnete mir jedesmal, wenn ich von ihr ging, den Inhalt ihrer Antworten auf, obgleich ich Vieles hinweglassen mußte, was sie mir in zu wenig verständlichen Ausdrücken und Bildern gegeben hatte.

Ich will hier nicht Alles melden, was sie zu verschiedenen Zeiten sprach, sondern nur ausheben und in einem bessern Zusammenhang darstellen, was sie über Dinge offenbarte, die meine Theilnahme oder Neugier erregten.

Als ich ihr einmal bemerkte, daß sie viel verlöre: sich in ihrem

natürlichen, wachenden Zustande durchaus nichts von dem erinnern zu können, was sie in den kurzen Zeiten ihrer Verklärung gedacht, gesehen und gesprochen habe, erwiederte sie: „Sie verliert nichts, denn das irdische Wachen ist nur ein Theil ihres Lebens, das zu gewissen einzelnen Zwecken ausgeht; es ist nur beschränktes Außenleben. Aber in dem wahren, unbeschränkten, innern, reinen Leben bin ich mir sowohl dessen bewußt, was in diesem vorgeht, als was im wachenden Zustande vorgegangen ist.

„Das innere, reine Leben und Bewußtsein dauert, wie bei jedem andern Menschen, ununterbrochen fort, auch in der tiefsten Ohnmacht, wie im tiefsten Schlafe, der nur eine Ohnmacht anderer Art von anderen Ursachen ist. Beim Schlafe, wie in der Ohnmacht, zieht sich die Seele von ihrer Thätigkeit aus den Sinnenwerkzeugen auf den Geist zurück. Man ist seiner auch dann bewußt, wenn man von außen bewußtlos scheint, weil die entseelten Sinne schweigen.

„Wenn du plötzlich vom festesten Schlafe emporgerissen wirst ins Wachen, wird dir dunkle Erinnerung vorschweben, als habest du vor dem Erwachen etwas gedacht, oder wie du meinst, geträumt; doch weißt du nicht, was es gewesen. Der Nachtwandler liegt im festen Schlaf der äußern Dinge; er hört und sieht nicht mit Augen und Ohren; dennoch ist er sich seiner nicht nur in ganzer Vollkommenheit bewußt, und weiß genau, was er denkt, redet oder beginnt, sondern er erinnert sich auch genau aller Dinge aus dem äußern Wachen, und kennt noch den Ort, wohin er wachend die Stecknadel gelegt.

„Mag auch das äußere, beschränkte Leben seine Unterbrechungen und Pausen erleiden, das wirkliche, innere Bewußtsein hat keine Pausen und bedarf derselben nicht.

„Die Kranke weiß sehr wohl, daß sie dir, o Emanuel, jetzt vollkommener scheint, aber ihre Geistes- und Seelenkräfte sind in

der That nicht erhöheter und herrlicher als sonst, aber weniger durch Schranken der äußern Sinne gebunden oder gelähmt. Ein vortrefflicher Werkmeister arbeitet mit mangelhaften Werkzeugen mangelhafter, als er sollte. Selbst die geläufige menschliche Sprache ist langsam und schwerfällig, weil sie weder alle Eigenthümlichkeiten der Gedanken oder Gefühle, noch den schnellen Wechsel und Lauf der Vorstellungen, sondern nur einzelne Glieder der fortschwebenden Gedankenkette darstellen kann.

„Im reinen Leben, obgleich die äußern Sinnenwerkzeuge ruhen, ist vollständigere und genauere Erinnerung des Vergangenen, als im irdischen Wachen. Denn beim irdischen Wachen strömt das All durch die aufgeschlossenen Pforten der Wahrnehmung zu gewaltsam und beinahe betäubend ein. Darum, Emanuel, du weißt es, suchen wir selbst während des irdischen Wachens Einsamkeit und Stille, und ziehen uns von außen gleichsam zusammen, und mögen nicht sehen, nicht hören, wenn wir ernst und tief nachzudenken begehren. Je entfernter der Geist vom Außenleben sein kann, je mehr er sich seinem reinen Zustande naht, abgeschieden von Sinnenthätigkeit, je heller und sicherer denkt er. Wir wissen, daß sehr merkwürdige Empfindungen oft in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen geschahen, wenn die äußern Pforten halb geschlossen waren, und das Geistesleben von fremden Einmischungen ungestörter blieb.

„Nicht S c h l a f ist eine Unterbrechung des sich vollkommen bewußten Lebens, sondern das irdische W a c h e n ist als solche Unterbrechung anzusehen, oder vielmehr nur als Beschränkung desselben. Denn weil beim Wachen die Seelenthätigkeit gleichsam in bestimmte Bahnen und Schranken gewiesen ist, und die Reize der Außenwelt von der andern Seite zu gewaltig einwirken; weil ferner beim irdischen Wachen selbst die Aufmerksamkeit des Geistes zu zerstreut, und zur Hütung des Körpers nach allen einzelnen äußern

Theilen desselben hingezogen ist, verschwinden die Erinnerungen des reinen Lebens. Ja Emanuel, das Schlafen ist eigentlich das volle Wachsein des Geistes; das irdische Wachsein gleichsam ein Schlummer, gleichsam eine Betäubung des Geistes. Der irdische Schlaf ist ein geistiger Sonnenuntergang für das Aeußere, aber ein heller Sonnenaufgang in der innern Welt.

„Doch selbst in den Zerstreuungen des irdischen Wachens erblicken wir zuweilen noch Spuren eines andern von uns gelebten Lebens; nur wissen wir sie nicht immer zu deuten. So sieht man an hohen Gebirgen in Sommernächten noch Spät- oder Frühroth einer Sonne und eines Tages, der bei uns fehlt, aber andern Gegenden des Erdballs zu Theil wird. Wunderschnell erscheinen oft in außerordentlichen Fällen Gedanken und rettende Entschlüsse im Menschen, ohne vorangegangene Ueberlegung, ohne Nachdenken. Wir wissen nicht, von wannen sie stammen. Es fehlt Zusammenhang zwischen unsern bisherigen Vorstellungen und diesem plötzlichen, gebieterischen Einfall. Dann pflegt der Mensch zu sagen: Es ist, als hätte mir ein guter Geist oder eine Gottheit den Gedanken eingegeben. — Zu andern Zeiten sehen und hören wir im alltäglichen Leben etwas, das uns schon einmal dagewesen zu sein scheint, und doch können wir es nicht ergründen, wie? oder wann? oder wo? und wir wähnen, es sei wundersame Wiederholung, oder Aehnlichkeit mit einer Traumsache.

„Das ist nicht außerordentlich, Emanuel, daß unser bewußtvolles Sein nicht endet, daß es, wir schlafen oder wir wachen, immerdar fortschreitet; denn was da ist, wie soll es aufhören? Aber wunderbar ist der Wechsel, und die Ebbe und Fluth, das Hin- und Herwandeln des Lebens vom Innern zum Aeußern, vom Aeußern zum Innern.

„Der Geist, angethan von der Seele, wie die Sonne angethan von ihren durch das Weltgebäu fliegenden Strahlen, kann

ohne Leib bestehen, wie die Sonne ohne fremde Weltkörper. Aber die Weltkörper sind ohne die Sonne todt, bahnenlos aufgelöst; der Leib ist ohne die Seele Staub.

„Der Leib hat eigenes Leben, wie jede Pflanze lebt, doch muß durch den Geist erst die irdische Lebenskraft geweckt werden. Diese regt und bewegt sich nach eigenen Gesetzen, unabhängig von der Seele. Ohne unser Wollen und Wissen, und ohne Wollen und Wissen des Körpers wächst er, verdaut er die Nahrungen, läßt er das Blut umlaufen, verwandelt er seine Säfte mannigfach. Er athmet ein und athmet aus, verdünstet und zieht unsichtbare Erhaltungsbedürfnisse aus dem Luftmeer an. Aber gleich andern Pflanzen ist er von äußern Stoffen abhängig, von denen er sich nährt. Sein Zustand ändert mit Tagen und Nächten, wie der Zustand jeder Blume; er erhebt sich oder erschlafft; seine Lebenskraft verzehrt sich, wie ein unsichtbares Feuer, welches neue Nahrung fordert.

„Nur bei hinreichender Fülle pflanzischer Lebenskraft ist der Leib geeignet, daß die Seele enge Verbindungen mit ihm eingeht, außerdem ist er ein sehr fremdartiges Wesen. Wird seine Kraft allzusehr verzehrt oder erschöpft, zieht sich das seelische Leben zurück von den äußern Theilen zum Innern. Das nennen wir Schlaf, Unterbrechung der Sinnenthätigkeit. Die Seele tritt wieder in die Verbindungen mit den äußern Theilen, wie sich die Kraft zum Pflanzenthum ergänzt hat. Nicht der Geist wird müde oder erschöpft, sondern der Körper, nicht die Seele durch Ruhe gestärkt, sondern der Körper. So ist beständig Ebbe und Fluth, Hervorströmen mit Rückzug des seelischen Wesens in uns, ungefähr gleichförmig mit dem Wechsel von Tag und Nacht.

„Den größten Theil unsers Daseins wachen wir äußerlich — wir sollen es — denn der Leib ward uns auf Erden als Bedingung unserer Thätigkeit gegeben. Der Leib und seine Triebe geben

unserer Thätigkeit bestimmte Richtungen. Es ist etwas Großes, Wunderbares in dieser Haushaltung Gottes.

„Mit dem Alter des Leibes verliert derselbe das Vermögen, seine Lebenskraft im hinreichenden Maße herzustellen, um in allen Theilen die innige Verbindung mit der Seele zu unterhalten. Das Werkzeug, ehemals geschmeidig und gelenksam, erstarrt und wird dem Geiste unbrauchbarer. Die Seele zieht sich zurück in das Innere. Dem Geiste bleibt die innere Regsamkeit, bis ihn Alles an der Verbindung mit dem Körper hindert; dies geschehe nun durch die zerstörende Macht des Alters oder der Krankheit. Die Entbindung des Geistes vom Körper ist Wiedereintritt der Freiheit des erstern. Er verkündet sich nicht selten durch Vorhersagung der Todesstunde und andere Weissagung.

„Je gesunder der Leib, um so inniger geht die Seele, mit allen Theilen desselben, Verbindungen ein, um so gebundener ist sie, um so weniger auch zur Weissagung fähig; es sei denn, daß der Geist in außerordentlichen Augenblicken der Entzückung sich gleichsam selber entfessele. Dann wird er Seher der Zukunft.

„Der Rückzug der Seele von der Außenwelt wird zu einem eigenen Zustande des menschlichen Wesens. Es ist der Traum. Beim Einschlummern veranlaßt ihn der letzte Reiz der Sinne und die erste Thätigkeit des freien, innern Lebens; beim Erwachen mischt sich darin der letzte Strahl der innern Welt mit dem ersten Licht der Außenwelt. Es ist schwer zu entwirren, was jener oder dieser als wahres Eigenthum angehört; immer aber sind Träume darum lehrreich zu beobachten. Da sich der Geist auch in seiner innern Thätigkeit mit dem beschäftigt, was ihm im äußern Leben anziehend gewesen, kann man sich das Treiben der Nachtwandler erklären. Wenn die Nachtwandler, bei wieder aufgeschlossenen äußern Sinnen, sich auch nichts mehr von dem erinnern, was sie während ihres außerordentlichen Zustandes gethan: kann es

ihnen doch nachher wieder im Traum vorkommen. So bringen sie aus der innern Welt Manches zum Bewußtsein nach außen. Der Traum ist der natürliche Vermittler, die Brücke zwischen äußerm und innerm Leben."

Veränderungen.

Ungefähr dies waren die vorzüglichsten Ideen, welche sie entweder freiwillig, oder durch Fragen gereizt, äußerte; zwar nicht in der Ordnung, wie ich sie hier stellte, doch wenig in Rücksicht des Ausdrucks von dem ihrigen verschieden. Vieles, was sie sagte, war mir unmöglich wiederzugeben, weil es mit dem Zusammenhang des Gesprächs das Zartere seiner Bedeutung einbüßte; Vieles mir gänzlich unverständlich.

Auch war es wohl meine Schuld, daß ich versäumte, sie zur rechten Zeit auf manches mir Dunkelgebliebene zurückzuführen. Denn ich bemerkte bald, daß sie nicht in allen Stunden ihrer Verklärung mit gleicher Helligkeit erkannte und sprach; daß sie Unterhaltungen, wie diese, immer weniger liebte, und endlich ganz davon abbrach, und fast nur von häuslichen Dingen oder ihren Gesundheitsumständen redete.

Von diesen behauptete sie fortdauernd, daß sie sich besserten, wiewohl man lange keine besondern Spuren davon erblickte. Sie fuhr fort, wie ehemals, uns anzuzeigen, was sie während ihres Wachens essen und trinken müsse, und was ihr zuträglich, was ihr nachtheilig sein werde. Fast vor allen Arzneien bezeugte sie Abscheu, dagegen verlangte sie täglich eiskalte Bäder, endlich Bäder im Meerwasser. Je näher der Frühling rückte, je kürzer wurden ihre Verklärungszeiten.

Ich will hier keineswegs die Krankheitsgeschichte Hortensiens beschreiben: daher nur mit wenigen Worten sagen, daß sie im

siebenten Monate seit meiner Herkunft schon so weit hergestellt war, daß sie nicht nur Besuche von Fremden empfangen, sondern sogar erwiedern, und Kirchen, Schauspiele und Bälle besuchen konnte, wenn gleich nur jedesmal auf wenige Stunden. Der Graf von Hormegg war außer sich vor Freude. Er überhäufte seine Tochter mit Geschenken, und bildete um sie einen mannigfaltigen, weiten, kostbaren Kreis von Zerstreuungen. Verbunden mit den ersten Häusern von Venedig, oder von ihnen wegen seines Reichthums, wie wegen der Schönheit seiner Tochter gesucht, konnte es nicht fehlen, daß sich ihm bald jeder Tag der Woche zu einem Feste verwandelte.

Er hatte bisher in der That wie ein Einsiedler gelebt, vom Unglück Hortensiens gebeugt, und von dem mit ihrer Krankheit verknüpften Wunderbaren in einer gespannten, ängstlichen Stimmung erhalten. Dadurch war er allein auf Umgang mit mir beschränkt worden. Ohnehin von geringer Festigkeit der Denkart und durch meinen Einfluß auf Hortensiens Leben in einer Art abergläubiger Ehrfurcht für meine Person, hatte er sich gern gefallen lassen, was ich verfügte. Er räumte mir, wenn ich so sagen darf, freiwillig eine gewisse Herrschaft über sich ein und gehorchte meinen Wünschen mit einer Ergebung, die mir selbst mißfiel, die ich jedoch nie mißbrauchte.

Jetzt änderte sich seine Stellung gegen mich eben so bald, als ihm Hortensiens Genesung ein sorgenfreies Gemüth und den lang entbehrten Genuß glänzender Lustbarkeiten gewährte. Zwar behielt ich alle Rechtsame über die Verwaltung seiner Haus- und Familienangelegenheiten, wie er mir sie ehemals aus blindem Zutrauen oder aus Bequemlichkeit übergeben hatte; aber er wünschte, ich sollte seine Geschäfte unter irgend einem Namen in seinem Dienste führen. Da ich mich fest weigerte, in seinem Solde Angestellter zu werden, sondern den ersten Bedingungen treu blieb,

unter welchen ich zu ihm getreten war, schien er nur aus der Noth eine Tugend zu machen. Er stellte mich den Venezianern als Freund vor; doch sein Stolz erlaubte nicht, Freund eines Bürgerlichen zu sein; er gab mich überall als einen vom besten und reinsten deutschen Adel an. Ich wollte mich anfangs gegen die Lüge sträuben, aber mußte den Bitten seiner Schwachheit nachgeben. So galt ich in den Kreisen der Venezianer, und durfte nirgends fehlen. Zwar blieb der Graf noch Freund, wie ehemals, doch ich war bald nicht mehr sein einziger. Wir lebten nicht mehr, wie sonst, ausschließlich bei und für einander.

Noch merkwürdiger aber war die Verwandlung Hortensiens bei ihrer Genesung. In ihren Verklärungsstundeu blieb sie, wie immer, die Gütige; aber der alte Haß und Widerwille schien in den übrigen Zeiten des Tages sich allmälig zu verlieren. Den Ermahnungen ihres Vaters gehorsamer, oder im Gefühle eigener Dankbarkeit gezwungen, that sie sich Gewalt an, mich nicht durch Blicke und Worte zu beleidigen. Es ward mir von Zeit zu Zeit erlaubt, ihr, wenn auch nur für wenige Augenblicke, als Hausgenosse, als Freund des Grafen, als wirklicher Arzt, meine ehrerbietigste Aufwartung zu machen. Ich konnte sogar endlich, ohne Gefahr, einen Ausbruch ihres Zorns zu erregen, mich in Gesellschaften befinden, wo sie war. Ja, so weit brachte es Anstrengung oder Gewohnheit, daß sie mich mit Gleichgültigkeit endlich an der Tafel leiden konnte, wenn der Graf allein speisete oder Gastmahle hielt. Immer aber sah ich auch dann noch ihren Stolz durchschimmern, mit dem sie auf mich herabblickte, und außer dem Wenigen, was Anstand und allgemeine Höflichkeit forderten, empfing ich selten von ihr ein Wort.

Ich selbst, wiewohl ich mich bei größerer Freiheit behaglicher fühlte, war doch meines Lebens nur eigentlich halbfroh. Die Zerstreuungen, in welche ich mit hineingezogen ward, belustigten

mich, ohne meine Zufriedenheit zu vergrößern. Ich sehnte mich oft aus dem Geräusch nach einer Einsamkeit, die mir besser zusagte. Auch war mein unveränderlicher Entschluß, eben so schnell die ehemalige Freiheit wieder zu erneuern, als die Heilung der Gräfin vollendet sein würde. Ich sehnte mich begierig dem Augenblick entgegen. Denn ich empfand nur zu tief, daß die Leidenschaft, welche mir Hortensiens Schönheit einflößte, mein Unglück werden könnte. Ich hatte dagegen gekämpft, und Hortensiens Stolz, wie ihr Abscheu vor mir, hatten mir den Kampf erleichtert. Ihrem hochadeligen Selbstgefühle setzte ich mein bürgerliches Selbstgefühl entgegen, ihren boshaften Verfolgungen das Bewußtsein meiner Unschuld und ihrer Undankbarkeit. Gab es Augenblicke, in welchen mich die Anmuth ihres Aeußern rührte, — wer konnte auch gegen so vielen Zauber unempfindlich bleiben? — gab es doch weit mehr Augenblicke, in welchen ihr beleidigendes Betragen mein Innerstes empörte. Es setzte sich in meinem Herzen eine Bitterkeit an, die fast an Widerwillen grenzte. Ihre Gleichgültigkeit gegen mich war eben so sehr Zeuge eines für Dankbarkeit unempfänglichen Gemüths, als ihr ehemaliger Abscheu. Ich mied Hortensia endlich emsiger, als sie mich; und konnte sie mich mit Gleichgültigkeit anblicken, in meinem ganzen Wesen mußte sie erkennen, wie groß meine Verachtung gegen sie sei.

So hatte sich also mit Hortensiens allmäligem Genesen ganz unvermerkt und sonderbar genug das Verhältniß zwischen uns allen geändert. Ich hatte keinen innigern Wunsch, als recht bald Verbindungen zu entkommen, die mir der Freude wenig gaben, und keinen bessern Trost, als den Augenblick, da Hortensiens vollkommene Gesundheit meine Person entbehrlich machen würde.

Prinz Carlo.

Unter denjenigen, welche sich zu Venedig am innigsten uns anschlossen, war ein junger, reicher Herr, der, aus einer der vornehmsten Familien Italiens, den Titel eines Prinzen führte. Ich will ihn Carlo nennen. Er war von angenehmer Gestalt, von feinen Sitten, geistvoll, gewandt und einnehmend. Die Beweglichkeit seiner Gesichtszüge, wie der feurige Blick seiner Augen, verriethen ein reizbares Gemüth. Er trieb ungeheuern Aufwand, und war mehr eitel, als stolz. Eine Zeit lang hatte er in französischen Kriegsdiensten gelebt. Derselben müde, war er im Begriff, die vorzüglichsten Städte und Höfe Europas zu besuchen. Die zufällige Bekanntschaft, welche er mit dem Grafen von Hormegg gemacht, fesselte ihn länger, als es in seinem ersten Plan lag, an Venedig. Denn er hatte Hortensien gesehen und sich unter die Menge ihrer Anbeter gemischt. Bald schien er alles Andere über ihre Eroberung zu vergessen.

Sein Rang, sein Reichthum, seine zahlreiche und glänzende Dienerschaft, sein gefälliges Aeußere schmeichelten Hortensiens Stolz und Eigenliebe. Ohne ihn vor Andern durch besondere Gunst auszuzeichnen, sah sie ihn doch gern in ihren Umgebungen. Ein einziger vertraulich-freundlicher Blick war genug, ihn zu den kühnsten Hoffnungen zu erheben.

Der alte Graf von Hormegg, nicht minder geschmeichelt durch des Prinzen Bewerbungen, kam demselben auf halbem Wege entgegen, zog ihn überall vor, und verwandelte bald die bloße Bekanntschaft in wahrhaft herzlichen Umgang. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß der Graf den Prinzen insgeheim zu seinem Eidam erkoren habe. Nur Hortensiens Kränklichkeit und die Furcht vor ihren Launen schienen den Vater wie den Liebhaber noch von nähern Eröffnungen abzuhalten.

Der Prinz hatte aus den vertrauten Gesprächen des Grafen von Hortensiens Verklärungen gehört. Er brannte vor Begierde, sie in diesem wunderbaren Zustande zu sehen; und die Gräfin, welche sehr gut wußte, daß sie in demselben nichts weniger als unvortheilhaft erschiene, gab ihm, was sie sonst jedem Fremden verweigert hatte, Erlaubniß, einer solchen Stunde beizuwohnen.

Er kam an einem Nachmittage, da wir wußten, daß Hortensie in den merkwürdigen Schlaf sinken werde; denn sie selbst sagte es jedesmal in einer Verklärung vorher. Mich wandelte, ich kann es nicht leugnen, beim Eintritt des Prinzen in das Zimmer, noch eine kleine Eifersucht an. Bisher war ich der Glückliche gewesen, welchem sich die Gräfin in den wunderbaren Verherrlichungen ihrer äußern Anmuth und Schönheit am liebsten zugewandt hatte.

Carlo nahte sich leise über den weichen Teppich, auf seinen Fußzehen schwebend. Er glaubte, sie schlummere wirklich, da er ihre Augen geschlossen sah. Furchtsamkeit und Entzücken lag in seinen Mienen, als er die reizende Gestalt erblickte, die zugleich in ihrem ganzen Wesen etwas Fremdartiges zeigte.

Hortensie hob endlich an zu reden. Sie unterhielt sich mit mir in ihren gewöhnlichen liebevollen Ausdrücken. Ich war wieder, wie immer, ihr Emanuel, dessen Gedanke und Wille ihr ganzes Wesen beherrschte; — eine Sprache, die dem Prinzen sehr unangenehm tönte, und mir nie schmeichelhafter gewesen war. Doch schien Hortensie unruhiger und ängstlicher zu werden. Sie äußerte einige Male, sie leide Schmerzen, doch möge sie nicht erkennen, wodurch. Ich winkte dem Prinzen, daß er mir die Hand reiche. Kaum war es geschehen, schauderte Hortensie heftig, und rief finster: „Wie kalt! Weg mit diesem Bock da! Er tödtet mich!“ Sie bekam Verzuckungen, wie sie seit langer Zeit nicht gehabt. Carlo mußte eilfertig das Haus verlassen. Er war vor Entsetzen außer sich. Nur erst nach geraumer Zeit genas Hortensie von

ihren Krämpfen. „Führet mir nie wieder jenes unreine Wesen zu!" sprach sie.

Dieser Vorfall, der mich selbst sehr erschreckt hatte, brachte unangenehme Wirkungen. Der Prinz betrachtete mich von dem Augenblick als seinen Nebenbuhler, und warf tödtlichen Haß auf mich. Der Graf von Hormegg, welcher sich ganz von ihm leiten ließ, schien selbst argwöhnisch gegen Hortensiens Empfindungen zu werden. Es war der bloße Gedanke, daß die Gräfin Neigung zu mir gewinnen könnte, seinem Stolze der unerträglichste. Beide, der Prinz und der Graf, schlossen sich fester an einander; hielten mich von der Gräfin entfernter, ausgenommen in Zeiten ihres Wunderschlafes; verabredeten die Vermählung, und der Graf eröffnete die Wünsche des Prinzen seiner Tochter. Diese, wiewohl durch die Aufmerksamkeit des Prinzen geschmeichelt, forderte doch, bis zu völliger Wiederherstellung der Gesundheit, ihre Erklärung zurückbehalten zu dürfen. Inzwischen ward Carlo allgemein als Verlobter der schönen Gräfin angesehen. Er war ihr beständiger Begleiter, und sie die Königin aller seiner Feste.

Ich bemerkte sehr bald, daß ich anfing überlästig zu sein; daß ich mit Hortensiens Genesung in mein altes Nichts zurücksinken würde. Mein ehemaliger Mißmuth kehrte zurück, und nichts machte mir meine Lage erträglich, als daß Hortensie allein, nicht nur in ihren Verklärungen, sondern auch bald außer denselben, mir Gerechtigkeit widerfahren ließ. Nicht nur war ihr alter Widerwille gegen mich in Gleichgültigkeit übergegangen, sondern in demselben Maß, wie ihre körperliche Gesundheit erblühte, verwandelte sich diese Gleichgültigkeit in eine aufmerksame, schonende Achtung, in eine leutselige Freundlichkeit, wie man sie von Hohen gegen Niedere gewohnt ist, oder gegen Personen, die man täglich zu sehen pflegt, die zur Haushaltung gehören, und denen man sich für ihre geleisteten Dienste verpflichtet fühlt. Sie behandelte mich wie ihren

wirklichen Arzt, fragte gern um meinen Rath, um meine Erlaubniß, wenn es den Genuß irgend einer Lustbarkeit antraf, erfüllte pünktlich meine Vorschriften, und konnte sich selbst überwinden, den Tanz zu verlassen, sobald die Stunde vorüber war, in der ich ihn ihr als unschädlich gestattet hatte. Es kam mir zuweilen vor, als wäre die Herrschaft meines Willens zum Theil in ihr Wachen übergegangen, seit er anfing, während ihrer Verklärung, schwächer auf ihre Seele zu wirken.

Die Träume.

Auch Hortensiens Stolz, Eigensinn und Laune verschwanden von ihr immer mehr, wie böse Geister. In ihrer Gemüthsart beinahe so liebenswürdig, wie zur Zeit der Entzückungen, fesselte sie durch äußere Schönheit nicht minder, als durch Liebe, Demuth und dankbare Güte.

Und dies Alles machte mein Unglück. Wie konnte ich, täglicher Zeuge so vieler Vollkommenheiten, gleichgültig bleiben? Ich wünschte in vollem Ernst, daß Sie mich wie ehemals verachten, beleidigen, verfolgen möchte, damit ich desto leichter von ihr scheiden, und sie wieder verachten könnte. Ich verging in meiner Leidenschaft schweigend, hoffnungslos. Ich wußte voraus, meine künftige Trennung müsse mich zum Grabe führen.

Was meinen Zustand verschlimmerte, war von Zeit zu Zeit ein Traum, den ich von ihr träumte, und der mehrmals wiederkehrte, und immer in derselben oder doch ähnlichen Gestalt. Bald saß ich in einem fremden Zimmer, bald am Ufer des Meeres, bald unter überhangendem Felsgestein einer Höhle, bald auf einem bemooseten Eichstamm in einer großen Einsamkeit, mit tiefbewegter Seele. Dann kam Hortensie, blickte auf mich voll gütigen Mitleids und sprach: „Warum so traurig, lieber Faustino?“ und damit ward ich

jedesmal wach; denn der Ton, mit dem sie mir das sprach, erschütterte mich durch und durch. Der Ton aber klang mir den ganzen Tag nach. Ich hörte ihn im Geräusche der Stadt, im Gewühl der Gesellschaften, durch die Gesänge der Gondeliers, in der Oper — überall. Einige Male des Nachts, wenn ich diesen Traum hatte, wachte ich hell auf, sobald nur Hortensiens Mund sich zu der gewohnten Frage öffnete; und dann glaubte ich die Stimme wirklich außer mir zu hören.

Traum pflegt sonst in der Welt Traum zu sein; aber in dem wunderhaften Kreis, in den ich durch mein Schicksal hineingebannt war, hatte es auch mit dem Traum eine ungewöhnliche Bewandtniß.

Wie ich eines Tages im Zimmer des Grafen von Hormegg Rechnungen geordnet, und ihm einige Briefe zur Unterschrift vorgelegt hatte, ward er abberufen, um einen vornehmen Venezianer zu empfangen, der ihn besuchen wollte. Ich glaubte, er werde sogleich zurückkommen. Ich warf mich auf einen Stuhl am Fenster, und versank in meinen Trübsinn. Indem rauschten Schritte. Die Gräfin, welche ihren Vater aufsuchte, stand neben mir. Ich erschrak von Herzen, ohne zu wissen, warum, und erhob mich ehrerbietig.

„Warum so traurig, lieber Faustino?“ sagte Hortensie mit ihrer eigenthümlichen, mein ganzes Sein vergeistigenden Lieblichkeit, und mit derselben Stimme, deren Klang so rührend aus meinen Träumen tönte. Indem lächelte sie; wie überrascht, oder sich über ihre eigene Frage verwundernd, rieb sie sinnend die Stirn, und sagte nach einer Weile: „Was ist denn das? Ich glaube, das ist schon einmal da gewesen! Es ist doch sonderbar. Ich habe Sie wirklich schon einmal so, gerade so, wie diesen Augenblick, gefunden, und Sie eben so gefragt. Ist das nicht seltsam?“

„Nicht seltsamer, als ich's erlebte,“ sagte ich; „denn nicht einmal, sondern vielmal habe ich den Traum gehabt, daß Sie mich

fanden, und mir mit den gleichen Worten die Frage zu thun die Güte hatten."

Indem trat Graf von Hormegg herein, und unterbrach unser kurzes Gespräch. Aber mir verursachte diese an sich unwichtig scheinende Begebenheit großes Nachdenken, und doch war mein Grübeln umsonst, wie die Spiele der Einbildungskraft mit der Wirklichkeit zusammenschmelzen könnten? Sie hatte also das Gleiche geträumt, wie ich, und das Gleiche mußte sich im Leben erfüllen.

Die Feerei hatte damit noch lange kein Ende.

Fünf Tage nach diesem Vorfalle gaukelte mir der Schlafgott vor, ich sei zu einem Mahle eingeladen. Es war ein großes Fest und Tanz. Die Musik machte mich traurig; ich blieb einsamer Zuschauer. Aus dem Gewühl der Tanzenden kam plötzlich Hortensie zu mir, drückte mir heimlich und innig die Hand, lispelte: „Sein Sie fröhlich, Faustino, sonst bin ich's nicht!" sah mich mit einem Blicke mitleidiger Zärtlichkeit an und verlor sich wieder im Getümmel.

Der Graf von Hormegg machte am Tage darauf eine Lustfahrt nach dem Landgute eines Venezianers. Ich mußte ihn begleiten. Unterwegs sagte er mir, auch die Gräfin sei dort. Als wir ankamen, fanden wir große Gesellschaft. Abends ward prächtiges Feuerwerk abgebrannt, dann getanzt. Der Prinz eröffnete mit Hortensien den Ball — es war mir, als ich das edle Paar erblickte, wie Dolchstich. Ich verlor alle Lust zur Theilnahme am Ball. Um mich selbst zu vergessen, wählte ich eine Tänzerin und mischte mich in die schwebenden, schönen Schaaren. Aber mir war, als hinge Blei an meinen Füßen, und ich freute mich, als ich dem Gewühl entschlüpfen konnte. An eine Thüre gelehnt, sah ich den Tanzenden zu; nicht ihnen, nur Hortensien, die wie eine Gottheit dahin schwebte.

In diesem Augenblick gedachte ich des Traumes der vergangenen Nacht; im gleichen Augenblicke lösete sich ein Tanz auf; im

gleichen Augenblick trat, in ihren Freuden glühend, doch schüchtern, Hortensie zu mir, drückte heimlich flüchtig meine Hand und lispelte: „Lieber Faustino, sein Sie fröhlich, daß ich's auch sein kann." Sie sprach es so theilnehmend, freundschaftlich, und ein Blick von ihren Augen — ein Blick — — ich verlor Besinnung und Sprache. Hortensie war, ehe ich mich erholte, schon wieder verschwunden. Sie schwebte wieder in den Reihen der Tänzer, aber immer und immer suchten ihre Augen nur mich auf, und immer und immer hingen ihre Blicke an mir. Es war, als hätte sie die Laune, mich durch ihre Aufmerksamkeit um mein Restchen Verstand zu bringen. Die Paare stoben, nach Ende des Tanzes, aus einander, und ich verließ meinen Platz, in der Absicht, im Saal einen andern Stand zu suchen, um mich zu überzeugen, ob ich mich getäuscht, oder ob die Blicke der Gräfin mich auch da suchen würden.

Schon sammelten sich neue Paare zum neuen Tanze, als ich an den Sitzen der Frauenzimmer vorüberstreifte. Eine der Damen erhob sich in dem Augenblick, da ich ihr nahte; es war die Gräfin. Ihr Arm lag in dem meinen. Wir traten in die Reihen. Ich zitterte, und wußte nicht, wie mir geschehen war, denn nimmermehr hätte ich Verwegenheit genug gehabt, Hortensien zum Tanz aufzufordern, und doch kam es mir fast vor, als habe ich sie in der Zerstreuung aufgefordert. Sie war aber unbefangen, achtete meiner kaum, und durchschweifte mit ihren glänzenden Blicken das prachtvolle Gewühl. Ein Augenblick und die Musik begann. Ich schien von allem Irdischen entbunden, geisterhaft auf den Wellen der Töne zu schweben. Ich wußte nicht, was um mich her geschah; wußte nicht, daß wir beide die Aufmerksamkeit aller Zuschauer gefesselt hatten. Was lag mir auch an der Bewunderung der Welt. Nach Beendigung des dritten der Tänze führte ich die Gräfin zu einem Sessel, damit sie ruhe. Ich stammelte ihr flüsternd meinen Dank.

Sie verneigte sich nur freundlichhöflich, wie gegen den Fremdesten. Ich zog mich zurück unter die Zuschauer.

Der Prinz sowohl als Graf von Hormegg hatten mich mit Hortensien tanzen gesehen, hatten das allgemeine Flüstern des Beifalls gehört. Der Prinz brannte vor Eifersucht — er verhehlte es selbst Hortensien nicht. Der Graf nahm mir die Kühnheit übel, seine Tochter aufgefordert zu haben, und machte ihr folgenden Tages Vorwürfe, so leichtsinnig ihres Ranges zu vergessen. Beide behaupteten, wie alle Welt, in ihrem Tanz sei Seelenvolleres, Leidenschaftlicheres gewesen. Weder der Graf noch der Prinz zweifelten, ich hätte der Gräfin eine ihrer unwürdige Neigung zu mir eingeflößt. Ungeachtet der Verstellung beider, sah ich bald deutlich, daß ich Gegenstand ihres Hasses und ihrer Furcht sei. Ich ward immer seltener, zuletzt nicht mehr in Gesellschaften gezogen, in welchen sich Hortensie befand. Ich schwieg.

Die beiden Herren gingen inzwischen in ihrer Besorgniß wirklich zu weit. Die Gräfin zwar leugnete ihnen keineswegs, daß sie gegen mich Gesinnungen der Dankbarkeit empfände; aber alles Andere war ein Vorwurf, der sie empörte. Sie gestand, daß sie mich schätze, daß in der That ihr aber einerlei sei, ob ich in Venedig oder Constantinopel tanze. „Es steht Ihnen frei, ihn zu verabschieden," sagte sie zu ihrem Vater, „sobald meine Genesung vollendet ist."

Das Amulet.

Mit Schmerzen erwarteten Carlo und der Graf diesen Augenblick, meiner los zu werden und die Vermählung Hortensiens herbeizuführen. Mit Ungeduld erwartete ihn Hortensie, um ihrer Gesundheit froh werden zu können, und zugleich den Argwohn ihres

Vaters zu beruhigen. Auch ich sah diesem Augenblick mit nicht geringerm Verlangen entgegen, denn alle Andern. Nur fern von Hortensien, unter fremden Umgebungen, unter andern Zerstreuungen hoffte ich mein Gemüth zu heilen. Ich fühlte mich unglücklich.

Nicht unerwartet verkündete eines Tages die Gräfin, als sie im Wunderschlaf lag, die Nähe ihrer vollkommenen Herstellung.

„In den heißen Tropfbädern von Battaglia," sprach sie, „wird sie die Gabe der Entzückung ganz verlieren. Führet sie dahin. Ihr Genesen ist nicht mehr fern. Jeden Tag ein Bad in der Morgenstunde, gleich nach dem Erwachen. Nach dem zehnten Bade, Emanuel, scheidet sie von dir. Sie sieht dich nie wieder, wenn es dein Wille ist. Aber laß ihr ein Andenken. Sie kann ohne dasselbe nicht gesunden. Du trägst auf deiner Brust seit langer Zeit eine dürre Rose zwischen Glas in Gold eingefaßt. So lange sie dasselbe unmittelbar auf der Magengegend ihres Leibes, in Seide gewickelt, trägt, kehrt der krankhafte Zustand nicht zurück. Nicht später, nicht früher, als in der siebenten Stunde nach Empfang des dreizehnten Tropfbades, übergib es ihr. Bis dahin trage es unaufhörlich. Dann ist sie gesund."

Sie wiederholte öfters und mit sonderbarer Aengstlichkeit dies Verlangen; vorzüglich legte sie großen Werth auf die Stunde, da ich ihr mein einziges Kleinod überreichen sollte, von dessen Dasein sie nie gehört hatte.

„Tragen Sie wirklich dergleichen?" fragte mich der Graf erstaunt und wegen der geweissagten Gesundheitsvollendung seiner Tochter hochentzückt. Als ich es bejahte, fragte er weiter, ob ich einigen Werth auf den Besitz dieser Kleinigkeit lege? Ich versicherte, es sei mein Theuerstes, und daß ich lieber sterben, als es mir entreißen lassen würde. Doch zur Rettung der Gräfin wolle ich auch dies opfern.

„Vermuthlich ein Andenken von geliebter Hand?" fragte lächelnd

und forschend der Graf, dem daran gelegen schien, zu erfahren, ob mein Herz schon in einer Liebe vergeben sei.

„Es kommt von einer Person, die mir für Alle gilt.“

Der Graf, eben so sehr von meiner Großmuth gerührt, als zufrieden, daß ich mich zu dem Opfer entschlossen, von welchem Hortensiens bleibende Gesundheit abhing, vergaß für einen Augenblick den bisherigen Groll, und umarmte mich, was lange nicht mehr geschehen war. „Sie machen mich zu Ihrem größten Schuldner!“ rief er.

Sein Dringendstes war, Hortensien, sobald sie mich nach ihrem Erwachen entfernt hatte, dasjenige zu erzählen, was sie im Wunderschlafe verlangt habe; dabei verschwieg er ihr auch sein Gespräch mit mir über das Amulet nicht, welches so großen Werth für mich habe, weil es ein Andenken derjenigen Person sei, die ich über Alles liebe. Er legte darauf großen Nachdruck, um, falls Hortensie — denn sein Argwohn war geblieben — wirklich Neigung zu mir empfände, diese mit der Entdeckung zu tödten, daß ich längst in den Fesseln einer andern Schönheit seufze. Hortensie vernahm Alles mit so harmloser Unbefangenheit, und freute sich ihrer baldigen Heilung so aufrichtig, daß der Graf von Hormegg einsah, sein Verdacht habe dem Herzen der Tochter Unrecht gethan. Er hatte in der Freude seines Gemüths nichts Angelegentlicheres, als mir wieder die Unterredung mit der Gräfin zu beichten, und zugleich dem Prinzen von Allem Meldung zu thun, was vorgefallen sei. Ich bemerkte auch von Stund an im Betragen des Grafen, wie des Prinzen, gegen mich etwas Ungezwungenes, Gütiges, Verbindliches. Man entfernte mich von Hortensien nicht mehr mit voriger Aengstlichkeit, sondern behandelte mich mit einer Aufmerksamkeit und Schonung, wie einen Wohlthäter, welchem Jeder das Glück seines Lebens schuldig wäre.

Es wurden sogleich Anstalten zur Abreise nach den Bädern von

Battaglia getroffen. An einem schönen Sommermorgen verließen wir Venedig. Der Prinz war voraus, um Alles zum Empfang seiner angebeteten Braut vorzubereiten.

Durch die anmuthigen Ebenen von Padua nahten wir uns den euganeischen Bergen, an deren Fuß das Städtchen mit seinen Heilquellen liegt. Unterwegs liebte die Gräfin, oft zu Fuß zu gehen. Dann mußte ich ihr Führer sein. Ihre Herzlichkeit bezauberte eben so sehr, als ihr zarter Sinn für das Edle im menschlichen Sein und für das Schöne in der Natur. „Ich könnte wohl recht glücklich sein," sagte sie oft, „wenn ich meine Tage in irgend einer anmuthigen Gegend Italiens unter einfachen Geschäften des häuslichen Lebens zubringen könnte. Die Unterhaltungen in den Städten lassen das Gemüth leer; sie sind mehr betäubend, als vergnügend. Wie selig würd' ich sein, wenn ich einfach leben dürfte, ungereizt von den Erbärmlichkeiten der Paläste, wo man sich um ein Nichts quält; wenn ich reich genug wäre, um mich her Glückliche zu machen, und ich in meinen Schöpfungen Quellen meiner Seligkeit fände! Doch man muß nicht Alles wollen."

Mehr als einmal, und in Gegenwart ihres Vaters, sprach sie von der großen Verbindlichkeit, die sie gegen mich, als ihren Lebensretter, habe. „Wüßte ich nur, wie vergelten?" sagte sie: „Ich zerbreche mir schon lange den Kopf, etwas Ihnen recht Angenehmes zu erfinden. Das müssen Sie nun schon zugeben, daß mein Vater Sie in die Lage setzt, vollkommen unabhängig von andern Menschen zu leben. Das aber ist doch das Wenigste; ich bedarf für mich selbst einer andern Genugthuung."

Ein anderes Mal und öfters brachte sie die Rede auf meinen Entschluß, daß ich sie und ihren Vater gleich nach ihrer Genesung verlassen wolle. „Es wird uns leid sein, Sie zu verlieren!" sagte sie dann mit Gemüthlichkeit: „Wir werden Ihren Verlust als den Verlust eines treuen Hausfreundes und Wohlthäters, be-

klagen. Doch können und wollen wir Ihnen Ihren Entschluß nicht durch Bitten erschweren, bei uns zu verweilen. „Ihr Herz ruft Sie anderswohin!“ setzte sie dann mit etwas schalkhaftem Lächeln hinzu, wie eingeweiht in ein Geheimniß meines Herzens: „Wenn Sie nur glücklich sind, bleibt uns nichts zu wünschen übrig. Und ich zweifle nicht, Liebe wird Sie glücklich machen. Doch vergessen Sie uns darum nicht ganz, und gönnen Sie uns von Zeit zu Zeit eine Nachricht von Ihrem Befinden.

Was ich bei solchen Aeußerungen empfand, kann ich eben so wenig aussprechen, als daß ich hier noch sagen möchte, was ich gewöhnlich zu erwiedern pflegte. Meine Antworten waren verbindlich und voll kalter Höflichkeit; denn Ehrfurcht gebot, mein Herz nicht zu verrathen. Und doch gab es auch wohl Augenblicke, da mich die Gewalt meiner Gefühle übermannte, und ich mehr sagte, als ich wollte. Es geschah wohl, daß, wenn ich etwas mehr als schmeichelnd und verbindlich sprach, Hortensie mich mit dem hellen Blick der verwunderten Unschuld anschaute, als begriffe und verstände sie mich nicht. Ich überzeugte mich, daß Hortensie mich dankbar schätzte, mich glücklich und zufrieden zu sehen wünschte, ohne mir deswegen einen geheimen Vorzug vor andern Sterblichen zu gewähren. Nur aus reinem Wohlwollen und mir Freude zu machen, hatte sie auf dem Balle sich zum Tanze zu mir gesellt. Sie selbst gestand, sie habe immer erwartet, daß ich sie auffordern sollte. Ach, wie hatte meine Leidenschaft daraus schon vermessene Hoffnungen geschaffen! Wohl vermessene Hoffnungen; — denn hätte Hortensie wirklich mehr als allgemeines Wohlwollen gegen mich gefühlt, was würde es mir haben nützen können? Ich würde nur unglücklicher durch ihr Unglück geworden sein.

Während mich im Stillen die Flamme verzehrte, war in ihrer Brust ein reiner Himmel voll Ruhe. Während ich hätte zu ihren Füßen hinsinken und gestehen mögen, was sie mir sei, wandelte

sie, ohne die leiseste Ahnung meines Zustandes, neben mir hin, und suchte meinen Ernst durch Scherze zu zerstreuen.

Die Entzauberung.

Durch Veranstaltung des Prinzen waren für uns Zimmer in einem Schlosse der Marchesen von Este zum Empfang bereitet. Dies Schloß, nahe am Städtchen auf einem Hügel, bot mit den größten Bequemlichkeiten zugleich die lieblichsten Aussichten in die Ferne und schattenreiche Lustgänge in der Nähe an. Zu den Tropfbädern aber mußte man sich jedesmal in die Stadt begeben; auch war für die Gräfin daselbst ein eigenes Haus eingerichtet worden, wo sie die Morgen zubrachte, so lange sie baden sollte.

Ihr Wunderschlaf war in Battaglia nach den ersten Bädern schon sehr kurz und dunkel. Sie redete nur noch selten, antwortete nicht einmal immer, und schien eines ganz natürlichen Schlafs zu genießen. Da sie nach dem siebenten Bade im Schlafe sprach, befahl sie, daß man sie nach dem zehnten Bade nicht mehr in diesem Hause lassen sollte. Wirklich verfiel sie nach dem zehnten Bade noch einmal in den Schlaf; doch sagte sie nichts, als: „Emanuel, ich sehe dich nicht mehr!" Dies waren die letzten Worte, welche sie im Zustande ihrer Verklärungen geredet hat. Seitdem hatte sie wohl noch einige Tage einen etwas unnatürlich festen Schlaf, aber ohne darin des Wortes mächtig zu sein.

Endlich kam der Tag ihres dreizehnten Tropfbades. Bisher war Alles aufs pünktlichste erfüllt worden, was sie sonst in Verklärungsstunden befohlen und vorausgesagt hatte; nun war es um das Letzte zu thun. Der Graf von Hormegg und der Prinz kamen schon früh Morgens zu mir, um mich an die baldige Ablieferung meines Amulets zu mahnen. Ich mußte es ihnen zeigen. Sie

verließen mich den ganzen Morgen keinen Augenblick, als wären sie, nun dem längst ersehnten Ziele so nahe, plötzlich mißtrauisch geworden, ich könne wegen meines Opfers andern Sinnes werden, oder das Heiligthum durch Zufall verloren gehen. Sobald Nachricht kam, die Gräfin sei im Tropfbade, wurden die Minuten gezählt. Sobald die Gräfin nach dem Bade einige Stunden geruht hatte, wurde sie von uns auf das Schloß begleitet. Sie war ungemein heiter und beinahe muthwillig. Darauf vorbereitet, daß sie in der siebenten Stunde das Geschenk von mir annehmen und dann lebenslänglich tragen müsse, freute sie sich wie ein Kind auf die Gabe, und neckte mich scherzend mit der Treulosigkeit, die ich an meiner Auserwählten verübe, deren Geschenk ich einer Andern gäbe.

Es schlug zwei Uhr. Die siebente Stunde war da. Wir befanden uns in einem heitern Gartensaal. Der Graf, der Prinz, die Kammerfrauen der Gräfin waren anwesend.

„Und nun nicht länger gezögert!" rief der Graf: „Der Augenblick ist da, welcher der letzte von Hortensiens Leiden und der erste meines Glückes ist."

Ich zog das theure Medaillon von der Brust, auf der ich es so lange getragen; und löste die goldene Schnur von meinem Hals; drückte, nicht ohne wehmüthige Empfindung, einen Kuß auf das Glas und überreichte es der Gräfin.

Hortensie nahm es, und indem ihr Blick auf die getrocknete Rose fiel, sah man plötzlich ein feuriges Roth ihr Antlitz überfliegen. Sie verneigte sich sanft gegen mich, als wollte sie mir danken; aber in ihren Gesichtszügen erkannte man eine Bestürzung oder Verwirrung ihres Gemüths, die sie zu verhehlen bemüht schien. Sie stammelte einige Worte und entfernte sich dann plötzlich mit ihren Kammerfrauen. Der Graf und der Prinz waren gegen mich ganz Dankbarkeit. Sie hatten für den Abend ein

kleines Fest auf dem Schlosse veranstaltet. Aus Este und Rovigo waren einige adelige Familien dazu eingeladen worden.

Inzwischen warteten wir lange und vergeblich auf die Wiedererscheinung der Gräfin. Erst nach einer Stunde vernahmen wir, sie sei, sobald sie das Medaillon angelegt habe, vom Schlafe überfallen worden, und schlafe wirklich süß und fest. Es vergingen zwei, drei und vier Stunden. Die eingeladenen Gäste hatten sich bei uns versammelt; aber Hortensie erwachte nicht. Der Graf, in großer Unruhe, begab sich selber zu ihrem Bette. Da er sie aber tief und ruhig schlummernd fand, scheute er sich, sie zu stören. Das Fest ging vorüber ohne Hortensiens Gegenwart; doch wo sie fehlte, war nur halbe Lust. Hortensie schlief noch, als man nach Mitternacht aus einander schied.

Aber auch folgenden Morgens war sie noch in gleich festem Schlaf; kein Geräusch erweckte sie. Der Graf gerieth in Todesangst. Meine Unruhe war nicht geringer. Es wurden Aerzte herbeigerufen. Diese jedoch versicherten, die Gräfin schlafe einen gesunden, erquickenden Schlaf; die Farbe ihres Gesichtes wie ihr Puls verkündeten das volle Wohlsein. Mittag und Abend kamen; Hortensie erwachte nicht. Es gehörten die wiederholtesten Versicherungen der Aerzte dazu, daß die Gräfin sich offenbar wohl befände, um uns zu beruhigen. Die Nacht kam und verfloß. Jubel erscholl am andern Morgen durch das ganze Schloß, als die Frauenzimmer Hortensiens frohes Erwachen meldeten. Jedermann eilte hin und wünschte der Genesenen Glück.

Neuer Zauber.

Warum soll ich es nicht sagen? Während der allgemeinen Freude stand ich allein traurig — ach, mehr als traurig, in meinem Zim-

mer. Die Verpflichtungen, welche ich ehemals gegen den Grafen von Hormegg eingegangen war, hatten ihre Erfüllung. Ich konnte abreisen, wann ich wollte. Ich hatte Verlangen und Entschluß dazu oft genug geäußert. Man erwartete nichts Anderes von mir, als daß ich mir selber Wort halten werde. Aber — — — nur in ihrer Nähe athmen zu können, schien mir das beneidenswürdigste aller Loose; nur einen ihrer Blicke zu empfangen, die schönste Nahrung der Lebensflamme. Fern von ihr wohnen, schien mir Verurtheilung zum Tode.

Gedachte ich aber ihrer nahen Vermählung mit dem Prinzen, und der Wankelmüthigkeit des schwachen Grafen — gedachte ich meiner eigenen Ehre, meines Bedürfnisses, frei zu sterben, da regte sich männlicher Stolz und Trotz; es blieb entschieden, sobald als möglich von hinnen zu ziehen. Ich schwor, zu fliehen. Ich sah die Endlosigkeit meines Unglücks; doch war mir lieber, lebenslang der Freude Valet zu sagen, als mir selber verächtlich zu werden.

Ich fand Hortensien im Schloßgarten. Ein sanfter Schauder durchbebte mich, da ich ihr näher trat, um ihr meine Glückwünsche zu bringen. Sie stand sinnend vor einem Blumenbeet, getrennt von ihren Frauenzimmern. Sie schien frischer und blühender, als ich sie je gesehen, und von einem neuen Leben durchglüht. Erst als ich sie anredete, ward sie meiner gewahr.

„Wie erschrecken Sie mich!“ sagte sie lächelnd und bestürzt, und eine höhere Röthe überflog ihre Wangen.

„Auch ich, meine theure Gräfin, wollte Ihnen meine Freude, meinen Glückwunsch . . .“

Mehr sagen konnte ich nicht; denn meine Stimme zitterte, meine Gedanken verwirrten sich, ich konnte ihren Blick nicht ertragen, der in das Innerste meines Herzens dringen wollte. Mühsam stammelte ich noch eine Entschuldigung, sie gestört zu haben.

Ihre Blicke waren schweigend auf mich geheftet. Nach einer

langen Pause sagte sie: „Sie sprechen von Freude, Lieber; aber sind Sie auch froh?“

„Herzlich, daß ich Sie gerettet weiß von der Krankheit, an der Sie so lange litten. Nun, in wenigen Tagen darf ich von hier aufbrechen, und mir, wenn es möglich ist, in andern Gegenden selber angehören, da ich Niemandem mehr angehöre. Mein Gelübde ist gelöst.“

„Ist es also Ihr Ernst, lieber Faust, uns zu verlassen? Ich hoffe es nicht. Wie können Sie sagen, daß Sie Niemandem angehören? Haben Sie uns nicht durch alle Pflichten der Erkenntlichkeit an sich gebunden? Was zwingt Sie, von uns zu scheiden?“

Ich legte die Hand auf mein Herz und senkte den Blick zur Erde; denn zu reden war mir unmöglich.

„Sie bleiben bei uns, Faust? Nicht so?“

„Ich darf nicht.“

„Und wenn ich Sie bitte, Faust?“

„Um Gotteswillen, gnädige Gräfin, bitten Sie nicht, befehlen Sie nicht. Mir kann nur wohl sein, wenn ich — nein, ich muß von hier.“

„Bei uns ist Ihnen nicht wohl? Und doch zieht Sie kein anderer Beruf, keine andere Pflicht von uns?“

„Pflicht gegen mich selbst.“

„Gehen Sie denn, Faust, ich habe mich in Ihnen geirrt. Ich glaubte, auch wir würden Ihnen etwas werth sein.“

„Gnädige Gräfin, wenn Sie wüßten, was Ihre Worte anstiften, Sie würden meiner voll Erbarmen schonen.“

„So muß ich schweigen, Faust. Gehen Sie, aber Sie thun ein schweres Unrecht!“

Indem sie diese Worte sagte, wandte sie sich von mir. Ich wagte es, ihr nachzugehen und sie zu bitten, mir nicht zu zürnen. Aus ihren Augen fielen Thränen. Ich erschrak. Mit gefalteten

Händen beschwor ich sie, mir nicht zu zürnen. „Gebieten Sie mir," sagte ich, „ich will gehorchen. Befehlen Sie, daß ich bleibe? Meine innere Ruhe, mein Glück, mein Leben opfere ich mit Freuden diesem Befehl!"

„Gehen Sie, Faust, ich erzwinge nichts. Sie sind ungern bei uns."

„O Gräfin, bringen Sie keinen Menschen zur Verzweiflung."

„Faust, wann wollen Sie fortreisen?"

„Morgen, heute."

„Nein, nein, Faust!" sagte sie leiser und trat näher zu mir: „Ich setze keinen Werth auf meine Gesundheit, Ihr Geschenk, wenn Sie — — — Faust! Sie bleiben noch; nur einige Tage wenigstens!" Sie lispelte dies mit so weicher, flehentlicher Stimme und sah mich dazu mit ihren nassen Augen so mahnend an, daß ich aufhörte, Herr meines Willens zu sein.

„Ich bleibe."

„Aber gern?"

„Mit Entzücken."

„Gut! — Nun lassen Sie mich einen Augenblick, Faust. Sie haben mich recht betrübt. Aber verlassen Sie den Garten nicht; ich will mich nur erholen." — Mit diesen Worten ging sie von mir und verlor sich zwischen den blühenden Orangenbäumen.

Lange blieb ich auf derselben Stelle, wie ein Träumender. Solche Sprache hatte ich nie von der Gräfin gehört. Es war nicht Sprache der Höflichkeit bloß. Alles bebte in mir unter der Vorstellung: ich habe in ihrem Herzen einigen Werth. Diese Aufforderungen noch zu bleiben, diese Thränen — — und, was sich nicht beschreiben läßt, das eigene Etwas, die wunderbare Sprache in ihrer Haltung, in ihren Bewegungen, in ihrer Stimme — eine Sprache ohne Worte, die doch mehr sagte, als Worte ausdrücken — — ich

verstand von Allem nichts, und verstand Alles. Ich bezweifelte und war voller Ueberzeugung.

Nach einer halben Viertelstunde, da ich in den Gartengängen auf und ab wandelte, und mich zu den übrigen Frauenzimmern gesellt hatte, kam die Gräfin lebhaft und fröhlich gegen uns. In ihrer zarten Gestalt, von weißen Gewändern umschwebt, vom vollen Sonnenglanz umflossen, schien sie ein Wesen aus Raphaels Malerträumen. In der Hand trug sie einen Strauß von Nelken, Rosen und veilchenfarbenen Vanilleblüthen. „Ich habe Ihnen," sagte sie zu mir, „ein paar Blumen gepflückt, lieber Faust; verschmähen Sie sie nicht. Ich gebe sie Ihnen mit ganz anderm Gemüth, als einst während meiner Krankheit die Rose. Ich sollte Sie, mein lieber Leibarzt, nur gar nicht daran erinnern, wie ich Sie mit meinen kindischen Launen gequält habe. Aber ich erinnere mich recht pflichtgemäß daran, um bei Ihnen wieder Alles gut zu machen. O, und wie viel habe ich gut zu machen! Geben Sie mir nun den Arm und Fräulein Cäcilien den andern." So hieß eine ihrer Gesellschafterinnen.

Wie wir umhergingen unter leichten Plaudereien und Scherzen, kam auch ihr Vater, der Graf, und bald nachher der Prinz. Nie war Hortensie liebenswürdiger gewesen, als an diesem ersten Tage ihrer wiedererlangten Gesundheit. Mit zärtlicher Ehrfurcht redete sie zu ihrem Vater, mit freundlicher Traulichkeit zu ihren Gesellschafterinnen, mit feiner Höflichkeit und Güte zum Prinzen; zu mir aber nie anders als mit Bezeugung ihrer Dankbarkeit. Nicht daß sie mir in Worten dankte, sondern in der Art, wie sie zu mir sprach. Es war, sobald sie sich zu mir wandte, in ihren Worten und Tönen etwas unbeschreiblich Herzliches, in ihren Blicken und Mienen etwas Schwesterlichvertrautes, Gutmüthiges, um meine Zufriedenheit Sorgsames. Diesen Ton änderte sie auch weder in Gegenwart des Vaters, noch des Prinzen. Sie führte

ihn mit einer Sicherheit, als wenn es nicht anders sein solle und dürfe.

Es verflossen in Festen und Freuden einige reizende Tage. Hortensiens Stimme änderte sich gegen mich nicht. Ich selbst, immer zwischen kalten Gesetzen der Ehrerbietung und Flammen der Leidenschaft, fand in Hortensiens Umgang endlich eine Ruhe, eine innere Selbstständigkeit wieder, der ich entbehrt hatte, seit ich diese Wunderbare kannte. Ihre Natürlichkeit und Wahrheit machte mich wahrer, natürlicher; ihre Traulichkeit gleichsam brüderlicher. Sie verhehlte keineswegs ein Herz voll reinster Freundschaft gegen mich — um so weniger barg ich meine Empfindungen, wenn ich gleich nicht das Innerste zu verrathen wagte. Und doch — o wer konnte so vielem Reiz widerstehen! — ward es verrathen.

Die Badegäste zu Battaglia pflegen an schönen Abenden meistens vor einem großen Kaffeehause versammelt zu sitzen, in freier Luft, um Erfrischungen zu genießen. Da herrscht ungezwungene Unterhaltung. Man sitzt auf Stühlen in Halbkreisen umher an der offenen Straße. Man hört links und rechts Mandolinen und Zithern schwirren und Gesänge nach italienischer Sitte. Auch in dem großen Hause tönt Musik. Fenster und Thüren sind beleuchtet. — Die Gräfin kam eines Abends, da uns der Prinz früher als gewöhnlich verlassen hatte, auf den Einfall, jene Versammlung der Badegäste zu besuchen. Ich war schon auf meinem Zimmer, und saß träumend über mein Schicksal, den Blumenstrauß mit beiden Händen haltend. Das Licht brannte dunkel; die Thür meines Zimmers stand halb offen. So sahen mich im Vorübergehen Hortensie und Cäcilie. Beide beobachteten mich lange. Dann traten sie leise herein — aber ich gewahrte sie nicht, bis sie dicht vor mir standen, und mir erklärten, ich müsse sie in die Stadt begleiten. Nun weideten sie sich scherzend an meiner Bestürzung. Hortensie erkannte den Blumenstrauß. Sie nahm ihn vom Tisch,

auf welchen ich ihn geworfen hatte, und steckte ihn, so welk er auch war, vor ihren Busen. Wir gingen nach Battaglia hinab und mischten uns in die Gesellschaft.

Da geschah es, daß Cäcilie, im Gespräch mit Personen ihrer Bekanntschaft, von uns kam. Es zürnten weder Hortensie noch ich. An meinem Arm wandelte sie in dem regen Getümmel auf und ab, bis sie müde ward. Wir setzten uns auf ein Bänkchen unter einer seitwärts stehenden Ulme. Der Mond fiel durch die Zweige auf Hortensiens schönes Gesicht, und auf die welken Blumen an ihrem Busen.

„Wollen Sie mir wieder rauben, was Sie mir gegeben hatten?" fragte ich, indem ich auf den Strauß deutete.

Sie sah mich lange mit wunderbarem, sinnigem Ernst an; dann sagte sie: „Es ist mir immer, als wenn ich Ihnen nichts geben und nichts nehmen könnte. Ist Ihnen nicht zuweilen eben so?"

Diese Antwort und Gegenfrage, so leicht und ruhig hingeworfen, versetzte mich in Verlegenheit und Schweigen. Ich wagte aus Ehrfurcht kaum den holden Sinn darin zu berühren. Sie wiederholte die Frage noch einmal.

„Allerdings, leider auch mit mir ist's oft so!" sagte ich. „Wenn ich die Kluft erblicke zwischen Ihnen und mir, und den Abstand, welcher mich fern von Ihnen hält, dann wird's mir so. Wer kann den Göttern geben und nehmen, das ihnen nicht immer gehörte?"

Sie sah mich mit großen Augen der Verwunderung an. „Was reden Sie von Göttern, Faust? Auch sich selber kann man nichts geben, nichts nehmen."

„Sich selber?" erwiederte ich mit ungewisser Stimme. „Sie wissen also, daß Sie mich zu Ihrem Eigenthum gemacht haben?"

„Ich weiß selbst nicht, wie es ist!" gab sie zur Antwort, und senkte die Augen.

„Aber ich, theure Gräfin, aber ich weiß es. Der Zauber, wel-

cher über uns waltet, hat sich nicht verloren, sondern nur die Richtung verändert. Einst beherrschte ich in Ihren Verklärungen Ihren Willen; nun beherrschen Sie den meinigen. Ich lebe nur in dem Gedanken an Sie; ich kann nichts, ich bin nichts ohne Sie. Zürnen Sie immerhin meinem Geständnisse, frevelvoll vor der Welt, aber nicht vor Gott. Denn es ist, was ich thue, Ihr eigenes Gebot. Kann ich mich vor Ihnen verbergen? Ist es ein Verbrechen, daß meine ganze Seele an Ihr Wesen gefesselt ist, o Gräfin, so ist es nicht mein Verbrechen."

Sie wandte das Gesicht ab und hob die Hand, um mir zu bedeuten, daß ich schweige. Ich hatte im gleichen Augenblick die meinigen erhoben, um meine Augen zu bedecken, die sich in einer Thräne verdunkelten. Da sanken die erhobenen Hände in einander. Wir schwiegen; der Gedanke lösete sich in gewaltigen Empfindungen auf. Ich hatte meine Leidenschaft verrathen — aber Hortensie hatte mich begnadigt.

Cäcilie störte uns auf. Wir gingen schweigend zum Schloß zurück. Als wir schieden, sagte die Gräfin leise und traurig: „Ich bin durch Sie gesund geworden, um bald kränker zu werden!"

Petrarca's Wohnung.

Am folgenden Tag, da wir uns wieder fanden, war eine Art heiliger Scheu zwischen uns. Ich wagte kaum, sie anzureden; sie kaum, mir zu antworten. Unsere Blicke begegneten sich oft, beide voll Ernstes. Sie schien mich durchforschen zu wollen; ich suchte in ihren Augen zu lesen, ob sie meiner gestrigen Verwegenheit nicht zürne im nüchternen Augenblick. Es verflossen mehrere Tage, wir sahen uns nie wieder allein. Wir hatten ein Geheimniß unter uns, und fürchteten es durch einen Wink zu entweihen. Hortensiens ganzes Wesen war feierlicher, ihr Frohsinn gemäßigter,

als gehöre sie nicht mit vollem Herzen den gewöhnlichen Umgebungen an.

Inzwischen zog ich wohl zu viel von ihrem veränderten Benehmen auf Rechnung jener entscheidenden Stunde unter der Ulme. Denn Prinz Carlo hatte, wie ich erst später erfuhr, förmlich um die Hand der Gräfin angehalten, dies aber ein unangenehmes, gespanntes Verhältniß zwischen ihr und dem Prinzen und ihrem Vater bewirkt. Um diese beiden nicht zu beleidigen, und Zeit zu gewinnen, hatte Hortensie sich Bedenkfrist erbeten, und zwar auf einen so unbestimmten Zeitraum und mit einer so harten Bedingung, daß Carlo fast verzweifeln mußte, seinen Wunsch gekrönt zu sehen. „Nicht daß ich dem Prinzen abgeneigt bin," so lautete die Erklärung, „aber ich will noch meiner Freiheit froh sein. Ich werde einst selbst und freiwillig mein Ja oder Nein geben; wird mir aber, ehe ich es begehre, der Antrag wiederholt, so werde ich ihn bestimmt und auf immer verwerfen, selbst wenn ich den Prinzen wirklich liebte."

Der Graf kannte aus frühern Zeiten den unbeugsamen Sinn seiner Tochter, doch hoffte er darum schon das Beste, weil Hortensie die Bewerbung des Prinzen nicht geradezu abgelehnt hatte. Carlo hingegen war etwas mißmuthig. Er sah sich durch diese Erklärung zum ewigen Liebhaber verdammt, und ohne bestimmte Hoffnungen. Doch hatte er Eigenliebe genug, zu glauben, er werde durch treues Ausharren endlich Hortensiens Herz bewegen. Ihre Vertraulichkeit gegen mich war ihm zuweilen unbehaglich, doch schien er sie nicht zu fürchten; er fand sie eben deswegen gefahrlos, weil sie offen war und unbefangen. Hortensie behandelte auch ihn auf gleiche Weise. Er hatte sich gewöhnt, mich als Hausfreund und vertrauter Rath sowohl der Tochter, als des Vaters zu sehen, und da ihm der Graf das Geheimniß meiner bürgerlichen Herkunft entdeckt hatte, konnte er von mir um so weniger

Nebenbuhlerei besorgen. Ja, er selbst bequemte sich, mich zum Vertrauten zu machen, und erzählte mir eines Tages die Geschichte seiner Werbung um Hortensiens Hand, und die Antwort der Gräfin. Er beschwor mich, ihm meine freundschaftlichen Dienste zu gewähren, und nur, wenn auch noch so entfernt, zu lauschen, ob Hortensie einige Neigung für ihn habe. Ich mußte es versprechen. Jeden Tag fragte er, ob ich Entdeckungen gemacht habe? Immer konnte ich mich entschuldigen, nicht Gelegenheit gefunden zu haben, die Gräfin allein zu sehen.

Vermuthlich diese Gelegenheit herbeizuziehen, veranstaltete er selbst eine kleine Lustfahrt nach Aquaio, drei Meilen von Battaglia, wohin oft Badegäste zum Grabmal und Wohnhaus Petrarca's zu wallfahren pflegten. Hortensie achtete von allen Dichtern Italiens diesen zarten, Alles vergeistigenden Sänger frommer Liebe am höchsten. Sie hatte sich schon lange auf diese Wallfahrt gefreut. Wie aber der Augenblick der Abreise erschien, blieb Carlo nicht nur unter einem leichten Vorwande zurück, sondern wußte auch den alten Grafen abzuhalten, Hortensien zu begleiten. Er versprach indessen, unfehlbar nachzukommen. Beatrix und Cäcilie, die Gesellschafterinnen der Gräfin, fuhren allein mit ihr; ich folgte dem Wagen zu Pferde.

Ich führte die Frauenzimmer zum Kirchhof des Dorfes, wo ein einfacher Grabstein die Asche des unsterblichen Dichters bedeckte, und übersetzte ihnen die lateinische Inschrift. Hortensie stand in tiefem Ernst vor dem Stein. Sie seufzte. „Doch stirbt nicht Alles!" sagte sie, und ich glaubte zu fühlen, wie sie meinen Arm leise an sich zog. „Stürbe Alles," sagte ich, „wäre nicht das Leben des Menschen Grausamkeit des Schöpfers, und die Liebe der schwerste Fluch des Lebens?"

Wir gingen schwermuthsvoll vom Kirchhofe. Ein alter, freundlicher Mann führte uns von da zu einem nicht entfernten Reben-

hügel, auf welchem Petrarca's Wohnung stand, an welche sich ein kleiner Garten schmiegte. Man hat daraus über die Ebene eine heitere Aussicht. Im Hause zeigte man auch Petrarca's Hausgeräth, mit ehrfurchtsvoller Treue aufbewahrt; seine Tische, an denen er las und schrieb, seine Sessel, auf denen er ruhte — selbst das Geschirr seiner Küche.

Immer übt der Anblick solcher Ueberbleibsel einen Einfluß auf das Gemüth — er wirft den Zwischenraum von Jahrhunderten in sein Nichts, und stellt das Längstvergangene in die Gegenwart hin. Mir war es, als sei der Dichter nur hinausgegangen; er werde die kleine braune Thür seines Zimmers öffnen, und uns begrüßen. Hortensie fand eine zierliche Ausgabe von Petrarca's Sonetten auf einem Winkeltisch. Sie setzte sich müde hinzu, lehnte ihr schönes Haupt auf die Hand und las aufmerksam, indem sie mit den Fingern der unterstützenden Hand ihren Augen ein verheimlichendes Obdach machte. Beatrix und Cäcilie gingen, Erfrischungen für die Gräfin zuzubereiten. Ich blieb schweigend am Fenster. Petrarca's Liebe und Hoffnungslosigkeit war mein Schicksal; eine andere Laura saß da, nicht durch den Zauber der Muse göttlich, aber göttlich durch sich selbst.

Hortensie nahm ein Tuch, ihre Augen zu trocknen. Ich erschrak, sie weinen zu sehen. Ich nahte mich ihr schüchtern, und wagte doch nicht, sie anzureden. Sie stand plötzlich auf, lächelte mich an mit Thränen im Blick, und sagte: „Der arme Petrarca, das arme Menschenherz! Aber Alles zieht vorbei, Alles. Er hat seit Jahrhunderten ausgeklagt. Doch sagt man, er habe in späteren Jahren sich selbst überwunden. Ist es gut, sich zu überwinden? Heißt es nicht sich selbst verwüsten?"

„Und wenn die Nothwendigkeit gebietet?"

„Hat die Nothwendigkeit Gewalt über das Menschenherz?"

„Aber Laura war die Gemahlin Hugo's von Sade — ihr Herz

durfte ihm nicht gehören. Sein Loos war, einsam zu lieben, einsam zu sterben. Er aber hatte die Gabe des Gesanges, und die Musen trösteten ihn. Er war unglücklich, — wie ich."

„Wie Sie?" setzte Hortensie mit kaum hörbarer Stimme hinzu. „Unglücklich, Faust?"

„Ich habe nicht die göttliche Gabe des Gesanges. Darum wird mein Herz brechen, das Keiner tröstet. Gräfin, theure Gräfin — darf ich Ihnen mehr sagen, als ich gesagt habe? Aber ich will Ihrer Achtung würdig bleiben, und nur durch männlichen Muth kann ich es. Gewähren Sie mir eine Bitte, nur eine einzige, bescheidene Bitte."

Hortensie schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

„Eine Bitte, theure Gräfin, für meine Ruhe."

„Was soll ich?" flüsterte sie, ohne aufzublicken.

„Bin ich gewiß, daß Sie mir die Bitte nicht verweigern?"

Sie betrachtete mich mit großen, ernsten Blicken, und sagte dann mit unbeschreiblicher Würde: „Faust, ich weiß nicht, was Sie bitten werden; aber wie viel es auch sei — ja, Faust, ich bin Ihnen mein Leben schuldig, mein Vertrauen — ich erfülle Ihre Bitte. Reden Sie."

Ich ergriff ihre Hand, ich sank zu ihren Füßen, ich drückte ihre Hand an meine brennenden Lippen — ich verlor beinahe Bewußtsein und Sprache. Hortensie, wie gefühllos in sich selbst versunken, stand mit gesenkten Blicken da.

Endlich gewann ich die Macht zu reden wieder. „Ich muß hinweg von hier. Lassen Sie mich fliehen. Ich darf nicht länger weilen. Lassen Sie mich fern von Ihnen mein Leben in irgend einer Einsamkeit vollenden. Ich muß hinweg. Ich störe den Frieden Ihres Hauses. Carlo hat Ihre Hand gefordert."

„Sie wird ihm nie!" unterbrach mich die Gräfin mit festem Ton.

„Lassen Sie mich fliehen. Selbst Ihre Güte häuft die Menge meines Elends an.“

Hortensie war in einem heftigen Kampf mit sich selber. „Sie thun ein fürchterliches Unrecht. Aber ich darf es ja nicht mehr verhindern!“ rief sie und brach in ein heftiges Weinen aus. Sie schwankte und suchte den Sessel. Indem ich aufsprang, sank sie schluchzend an meine Brust. Nach einigen Augenblicken ermannte sie sich wieder. Sie fühlte sich von einem meiner Arme umschlungen, und wollte sich demselben entziehen. Aber ich, den Himmel an meiner Brust, vergaß die Gebote aller Ehrerbietung, umschlang sie fester und seufzte: „Diese Minute und nun genug!“ — Ihr Widerstand erstarb. Sie richtete ihre Augen zu mir auf, und mit einem Antlitz, von welchem, wie einst, Verklärungsröthe schimmerte, lispelte sie zu mir: „Faust, was beginnen Sie?“

„Werden Sie mich auch in der Ferne nicht vergessen?“ fragte ich zurück.

„Kann ich es denn?“ seufzte sie und schlug die Augen nieder.

„Leben Sie wohl, Hortensie!“ stammelte ich. Meine Stirn sank an die ihrige nieder.

„Emanuel! Emanuel!“ flüsterte sie. Meine Lippen hingen an den ihrigen. Ich fühlte zart und dunkel ihren Gegenkuß, ihrer Arme einen um meinen Hals. Es verschwanden Minuten, Viertelstunden.

Ich ging, ein Trunkener, schweigend an ihrer Seite aus Petrarca's Wohnung, den Steg am Hügel hinab. Drunten warteten zwei Diener, die uns zur Laube unter wilden Lorbeersträuchen führten, wo ein kleines Mahl bereit stand. Im Augenblicke rollte auch der Wagen des Prinzen herbei. Carlo und der Graf stiegen aus.

Hortensie war sehr ernst, in ihren Antworten kurz. Sie schien in beständiges Nachdenken verloren. Ich sah ihr an, daß sie sich Gewalt anthat, wenn sie mit dem Prinzen reden sollte. Gegen

mich behielt sie unverwandelt das Herzliche und Zutrauliche ihres Benehmens. Zum andern Mal ward Petrarca's Wohnung besucht, weil der Graf von Hormegg sie sehen wollte. Als wir in das Zimmer traten, welches das Geständniß unserer Herzen zum Heiligthum geweiht hatte, setzte sich Hortensie wieder auf den Sessel neben dem Tisch in die gleiche Stellung zum Buche, wie das erste Mal; blieb auch so, bis wir wieder gingen. Da stand sie auf, legte die Hand auf die Brust, sah mich mit einem durchdringenden Blicke an, und eilte dann schnell hinaus.

Der Prinz hatte diese Bewegung, diesen Blick bemerkt. Eine dunkle Röthe zog über sein finsteres Gesicht; er ging mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Haupte hinaus. Alle Freude war aus unserer Gesellschaft gewichen. Jedem schien daran gelegen zu sein, bald wieder das Schloß zu erreichen. Ich zweifelte nicht, Carlo's Eifersucht habe Alles errathen, und fürchtete von seiner Rachsucht weniger für mich, als für den Frieden der Gräfin.

Darum, sobald wir heimgekommen waren, beschloß ich, Alles zur schleunigen Abreise für den folgenden Morgen einzurichten. Ich entdeckte dem Grafen von Hormegg meinen unwiderruflichen Entschluß, übergab ihm alle Papiere, und beschwor ihn, der Gräfin nichts zu sagen, bis ich abgereiset sein würde.

Traurige Trennung.

Schon längst hatte ich auf diesen Fall vom Grafen erhalten, daß mich der alte wackere Sebald begleiten könne, der seine Entlassung gefordert hatte, um seine deutsche Heimath wiederzusehen. Sebald wirbelte und tanzte vor Freude in der Stube herum, als er hörte, der Augenblick des Scheidens sei da. Jedem ein Roß, jedem ein Mantelsack dazu, das war unsere ganze Ausrüstung zur Reise.

Ich hatte beschlossen, vor Ankunft des folgenden Tages in aller Stille abzuziehen. Niemand im Schlosse wußte darum, als Sebald und der Graf; Niemand sollte davon wissen. Hortensien wollte ich ein paar Zeilen des Dankes, der Liebe und des ewigen Lebewohls hinterlassen. Der alte Graf schien zwar überrascht, doch nicht ganz unzufrieden. Er umarmte mich aufs zärtlichste, dankte mir für meine geleisteten Dienste, und versprach, binnen einer kleinen Stunde auf mein Zimmer zu kommen, um mir noch einige nützliche Papiere zu übergeben, die mir für die Zukunft ein sorgenfreies Leben schaffen und, wie er sich ausdrückte, nur eine Zahlung auf Rechnung seiner lebenslänglichen Schuld sein sollten. Ich wollte ein mäßiges Reisegeld nicht ausschlagen, um Deutschland erreichen zu können — denn ich war in der That fast ohne Geld, — aber mehr anzunehmen weigerte sich mein Stolz.

Sobald ich zurück auf mein Zimmer kam, ward eingepackt. Sebald eilte zu den Rossen, und besorgte alles Nöthige, jeden Augenblick aufbrechen zu können. Ich schrieb inzwischen an Hortensien. Was ich litt, wie ich mit mir selber kämpfte, wie oft ich vom Schreiben aufsprang, um meinen Schmerz auszuweinen, mag ich hier nicht schildern. Zerrissen lag mein Leben, glücklos meine Zukunft. Der Tod ist süßer und leichter, als das Ueberleben aller Hoffnung.

Mehrmals zerriß ich, was ich geschrieben. Ich hatte noch nicht vollendet, als ich auf eine Art gestört wurde, die ich am wenigsten erwarten konnte.

Zitternd und athemlos stürzte Sebald zu mir ins Zimmer, nahm hastig die gepackten Mantelsäcke und rief: „Herr Faust, es ist ein Unglück geschehen. Man will Sie ins Gefängniß schleppen. Man will Sie umbringen. Fliehen wir, ehe es zu spät ist.“ Ich fragte vergebens nach der Ursache seines Schreckens. Ich erfuhr nur, der alte Graf sei in Wuth, der Prinz in Ra-

ferei, Jedermann im Schlosse gegen mich empört. — Ich erwiederte kalt, daß ich keine Ursache habe, mich zu fürchten, noch weniger als Verbrecher zu fliehen. „Herr!“ rief Sebald: „ohne Unglück entkömmt man dieser Unglücksgesellschaft nicht: über die waltet ein böser Stern. Das habe ich lange gesagt. Fliehen Sie!“

Indem traten zwei Jäger des Grafen zur Thür herein und ersuchten mich, auf der Stelle zu Seiner Gnaden zu kommen. Sebald blinkte und winkte mit den Augen, ich sollte zu entwischen suchen. Ich konnte mich wegen seiner Furchtsamkeit des Lächelns nicht erwehren, und folgte den Jägern. Doch befahl ich Sebalden, die Pferde zu satteln; denn daß sich etwas Außerordentliches zugetragen haben müsse, und besonders der Prinz, vermuthlich aus Eifersucht, mir einen Handel angezettelt habe, bezweifelte ich jetzt selbst nicht mehr.

Es verhielt sich folgendermaßen. Carlo war, als ich den Grafen Hormegg kaum verlassen hatte, stürmisch zu diesem gekommen, und hatte ihm trocken hin erklärt: ich habe sein Haus entehrt und mit der Gräfin geheime Liebschaft. Hortensiens Gesellschafterin, Beatrix nämlich, die vom Prinzen vielleicht durch seine Geschenke, vielleicht durch Zärtlichkeiten gewonnen war, hatte, als sie mit Cäcilien die Wohnung Petrarca's verlassen, ungeduldig über Hortensiens und mein Zurückbleiben, den Rückweg dahin genommen gehabt, und uns in jener Umarmung erblickt. Natürlich war die Zofe bescheiden genug, uns nicht zu stören, aber eilfertig genug, dem Prinzen die wichtige Begebenheit eben so bald zu verrathen, als man ins Schloß zurückgekommen war. Der Graf von Hormegg, welcher Alles, nur dies nicht glauben konnte, weil es ihm das unnatürlichste aller Verbrechen zu sein schien, daß ein gemeiner bürgerlicher Mensch, ein Maler, die Liebe einer Gräfin von Hormegg gewonnen hätte, behandelte anfangs die Sache als Gespensterseherei der Eifersucht.

Der Prinz war aber zu seiner Rechtfertigung genöthigt, die Verrätherin zu verrathen, und Beatrix, so sehr sie sich auch sträubte, das Geschehene zu bekennen.

Der Zorn des alten Grafen kannte nun keine Grenzen, und doch war ihm das Ereigniß so ungeheuer, daß er die Tochter selbst darüber vernehmen wollte. Hortensie erschien. Der Anblick der bleichen, von Zorn und Schrecken entstellten Gesichter erregte ihr Entsetzen. „Was ist hier geschehen?" rief sie, halb außer sich. Mit fürchterlichem Ernst sagte der Graf: „Das sollst du sagen." Dann nahm er mit erzwungener Ruhe und Güte ihre Hand in die seinige und sagte: „Hortensie, man beschuldigt dich, du befleckest die Ehre unsers Namens durch — nun, es muß ausgesprochen sein — durch eine Liebelei mit dem Maler, dem Faust. Hortensie, leugne es, sprich nein! gib deinem Vater die Ehre und Ruhe wieder. Du kannst es. Widerlege alle boshaften Zungen; widerlege, was Blendwerk, Mißverständniß, Täuschung war, wenn man dich heute in Faust's Armen gesehen haben will. Hier steht der Prinz, dein künftiger Gemahl. Reiche ihm die Hand, bezeuge ihm, Alles sei verruchte Lüge, was wider dich und Faust gesagt worden. Faust's Gegenwart soll unsern Frieden nicht länger stören. Diese Nacht verläßt er uns auf immer." Der Graf sprach noch länger. Es schien ihm darum zu thun, da ihn Hortensiens Erröthen und Erblassen nicht mehr an der Wahrheit des Vorgefallenen zweifeln ließ, der Sache eine vortheilhaftere Wendung zu geben, die zugleich den Prinzen versöhnen und Alles in das gute Geleis bringen könne. Er war auf nichts weniger gefaßt, als was Hortensie, da er schwieg, nun wirklich erklärte.

Mit der ihr eigenthümlichen Würde und Entschlossenheit, und eben so sehr durch die Verrätherei Beatricens, die noch gegenwärtig war, als durch die Vorwürfe und durch die Nachricht von meiner plötzlichen Abreise in der bevorstehenden Nacht zu den heftigsten

Empfindungen gereizt, wandte sie sich zuerst gegen Beatricen. „Unglückliche!“ rief sie, „dir stehe ich nicht gegenüber. Meine Dienerin darf nicht meine Anklägerin sein. Ich habe mich vor dir nicht zu rechtfertigen. Verlaß dies Zimmer und dies Schloß. Nie tritt wieder vor meine Augen.“ — Beatrix wollte ihr weinend zu Füßen fallen. Es war vergebens. Sie mußte gehorchen und sich entfernen.

Darauf wandte sich die Gräfin an ihren Vater und verlangte, daß er mich rufen lasse. Der Graf eilte hinaus. Ich ward gerufen. Auch Hortensie entfernte sich einen Augenblick, und kam fast zu gleicher Zeit mit mir zurück.

„Lieber Faust,“ sagte sie zu mir, und ihre Wangen brannten von einer unnatürlichen Röthe: „Sie und ich stehen hier als Verklagte oder als Verurtheilte.“ Sie erzählte darauf, was geschehen war. Dann fuhr sie fort: „Man erwartet meine Rechtfertigung. Ich habe mich vor Niemanden als vor Gott zu rechtfertigen, dem Richter der Herzen. Ich habe hier nur die Wahrheit zu bekennen, weil mein Vater sie fordert, und meinen unabänderlichen Willen zu erklären, weil das Schicksal es begehrt und ich zum Unglück geboren bin. Faust, ich wäre Ihrer Achtung unwürdig, wenn ich nicht höher stehen könnte, als jedes Unglück.“ — Dann trat sie zum Prinzen und sagte: „Ich schätze Sie, aber ich liebe Sie nicht. Meine Hand wird nie die Ihrige; nähren Sie keine Hoffnung weiter. Nach dem, was jetzt geschehen ist, muß ich Sie bitten, uns auf immer zu meiden. Erwarten Sie nicht, daß mein Vater meinen Willen zwingen könnte. Das Leben ist mir gleichgültig. Seine erste Gewaltthat würde keine andere Folge haben, als daß er den Leichnam seiner Tochter zur Erde bestatten lassen müßte. Mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen — Ihnen aber, mein Vater, muß ich bekennen, daß ich liebe — diesen Faust liebe, aber ich kann nicht dafür. Er ist Ihnen verhaßt; er

ist nicht unsers Standes. Er soll von uns scheiden. Meine irdischen Verbindungen mit ihm sind aufgehoben. Aber mein Herz bleibt ihm. Sie, mein Vater, werden daran nichts ändern, denn jeder Versuch dazu ist der Schluß meines Lebens. Ich sage es Ihnen vorher; ich bin auf meinen Tod gefaßt, denn er endet nur mein Unglück."

Sie schwieg. Der Graf wollte reden; ebenso der Prinz. Sie winkte ihnen, zu schweigen. Sie trat zu mir, zog einen Ring von ihrer Hand, gab ihn mir und sagte: „Mein Freund, ich scheide von Ihnen, vielleicht auf immer. Nehmen Sie diesen Ring zur Erinnerung an mich. Dieses Gold und diese Diamanten werden eher Staub werden, als meine Liebe und Treue aufhören. Vergiß mein nicht!" Indem sie dies sagte, legte sie ihre Arme auf meine Schultern, drückte einen Kuß auf meine Lippen, ward todtenbleich und kalt, und sank mit geschlossenen Augen zur Erde.

Der Graf von Hormegg stieß einen durchdringenden, fürchterlichen Schrei aus. Der Prinz rief Hilfe. Ich trug die schöne Leiche zu einem Ruhebett. Kammerfrauen eilten herbei; Aerzte wurden gerufen. Ich lag bewußtlos auf den Knien vor dem Ruhebett, und hielt die kalte Hand der Entseelten an meine Wange. Der Graf riß mich auf. Er glich einem Rasenden. „Du hast sie gemordet!" donnerte er mich an: „Flieh, Elender, und laß dich nicht wieder erblicken!" Er stieß mich hinaus zur Thür. Auf seinen Wink faßten mich die Jäger und schleppten mich die Stiegen hinab vor das Schloß. — Sebald stand vor dem Stall. Sobald er meiner gewahr ward, eilte er auf mich zu und riß mich mit sich zu den gesattelten Rossen im Stalle. Da verließen mich Kraft und Besinnung. Ich lag, wie mir Sebald nachher sagte, wohl eine Viertelstunde leblos am Boden. Ich hatte mich kaum erholt, hob er mich auf eins der Pferde. Wir trabten davon.

Ich ritt wie im Schlafe, und mehrmals war ich in Gefahr, hinabzustürzen. Erst allgemach gewann ich volles Bewußtsein und Kräfte.

Nun war das Vergangene klar vor mir. Ich gerieth in Verzweiflung. Ich wollte umkehren zum Schlosse und Hortensiens Schicksal wissen. Wir hatten noch keine halbe Stunde gemacht. Sebald beschwor mich bei allen Heiligen, meinen wahnsinnigen Vorsatz aufzugeben. Es war vergebens. Ich hatte das Roß kaum umgewendet, sah ich einige Reiter im vollen Galopp mir entgegensprengen. „Verfluchter Mörder!" hörte ich eine Stimme rufen. Es war Carlo's Stimme. Es fielen sogleich einige Schüsse auf mich. Indem ich nach den Pistolen griff, stürzte das Pferd unter mir getödtet zur Erde. Ich sprang ab. Carlo mit gezogenem Degen ritt gegen mich an, und indem er mich niederstoßen wollte, jagte ich ihm einen Schuß durch den Leib. Wie er sank, ergriffen ihn seine Begleiter. Sebald verfolgte sie auf ihrer Flucht und schickte ihnen noch einige Kugeln nach. Dann kehrte er zurück, nahm den Mantelsack vom todten Pferde, ließ mich zu sich auf das seinige steigen, und so eilten wir in schnellem Trabe davon.

Diese Mörderei war in der Nähe eines kleinen Waldes vorgefallen, den wir bald erreichten; die Sonne war schon untergegangen. Wir ritten die ganze Nacht hindurch, ohne zu wissen wohin. Als wir bei Tagesanbruch bei einem Dorfwirthshause hielten, unserm Pferde Ruhe zu gönnen, fanden wir es vom Sattel so wund geschunden, daß wir alle Hoffnung aufgaben, es ferner zu benutzen. Wir verkauften es um ein Spottgeld, und setzten unsere Flucht zu Fuß auf sichern Nebenwegen fort, indem wir unser Gepäck selbst trugen.

Neue Abenteuer.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen glänzend auf die Diamanten von Hortensiens Ring. Ich küßte ihn weinend. Sebald hatte mir schon in der Nacht gesagt, daß er von einem der Knechte, während ich im Stalle neben dem Pferde in Ohnmacht gelegen habe, gehört habe, die Gräfin sei für todt gehalten worden, aber wieder zum Leben gekommen. Diese Nachricht hatte mich gestärkt und wieder aufgerichtet. Mein Schicksal war mir vollkommen gleichgültig. Hortensiens Seelenhoheit hatte mich begeistert. Ich war stolz auf mein Unglück. Mein vorwurfsloses Gewissen erhob mich über alle Furcht. Ich hatte nur einen Schmerz: getrennt zu sein auf ewig von dem, was ich ewig lieben mußte.

Wir machten erst Ruhetag, als wir Ravenna erreicht hatten. Es war ein langer Ruhetag: denn ich, von den erschütternden Begebenheiten und den ungeheuren Anstrengungen erschöpft, war krank. Zwei Wochen lang lag ich im Fieber. Sebald stand Todesangst aus; denn er fürchtete mit Recht, daß die Ermordung des Prinzen uns nothwendig in die Hände der Gerichte bringen werde. Er hatte sich und mir andere Namen gegeben, andere Kleider geschafft. Meine gute Natur mehr als die Kunst des Arztes stellte mich bald genug wieder her; doch blieb eine große Schwäche in allen meinen Gliedern zurück. Da wir aber beschlossen hatten, von Rimini zu Schiffe nach Triest zu reisen, hoffte ich mich noch unterwegs zu erholen.

Mit großem Schrecken trat eines Abends Sebald zu mir, und sagte: „Herr, hier ist unsers Bleibens nicht länger. Draußen steht ein Fremder, und will Sie sprechen. Wir sind verrathen. Er fragte erst nach meinem Namen, und da ich den nicht leugnen konnte, nach Ihnen.“

„Laß ihn herbeikommen!“ sagte ich.

Es kam ein wohlgekleideter Mann, der nach den ersten gewechselten Höflichkeiten sich nach meiner Gesundheit erkundigte. Da ich ihn versicherte, daß ich wieder ganz wohl sei, sagte er: „Desto besser. Ich möchte Ihnen einen guten Rath geben. Sie wissen, welche Geschichte Sie mit dem Prinzen Carlo gehabt haben. Er ist außer Gefahr, hat Ihnen aber den Tod geschworen. Darum machen Sie sich sogleich aus dem Staube. Sie möchten über Triest nach Deutschland. Thun Sie das nicht. Es ist kein Schiff für Triest in Rimini, sondern nur ein neapolitanisches da, das nach Neapel zurückgeht. Sie sind gerettet, wenn Sie auf dem Meere sind, außerdem in wenigen Stunden des Todes oder gefangen. Hier haben Sie einen Brief an den neapolitanischen Kapitän. Er ist mein guter Freund. Er wird Sie mit Freuden aufnehmen. Nur machen Sie sich sogleich nach Rimini und von da nach Neapel.

Ich war nicht wenig betroffen, diesen Fremdling so gut unterrichtet zu sehen. Auf meine Fragen an ihn und wie er zu der Kenntniß gekommen war, lächelte er, und erwiederte nur: „Mehr weiß ich nicht, mehr kann ich Ihnen also auch nicht sagen. Ich wohne hier in Ravenna, und bin Schreiber des Gerichts. Retten Sie sich!“ Dann verließ er uns plötzlich.

Sebald behauptete steif und fest, der Mensch müsse den Teufel im Leib haben, sonst könnte er nicht um unsere Heimlichkeiten wissen. Da der Fremde draußen noch mit den Wirthsleuten sprach, erfuhren wir nachher auch von diesen, daß der Unbekannte hiesiger Gerichtsschreiber, ein braver, ehrlicher Mann, wohlhabend und vermählt sei. Am unbegreiflichsten war mir, daß dieser Geheimnißvolle unsern Plan so genau kannte, über Triest nach Deutschland zu gehen, den doch außer uns Keiner wissen konnte. Das Räthsel aber löste sich bald, als mir Sebald gestand, er habe während

meiner Krankheit einen Brief an seinen ehemaligen Kameraden Kaspar von Battaglia geschrieben und ihn um Nachricht gebeten, ob der Prinz wirklich getödtet worden sei? Auf Antwort wartete er vergebens. Der Brief war ohne Zweifel in Carlo's Hände oder in die seiner Leute gefallen, oder der Inhalt sonst verrathen worden.

Nun gerieth Sebald erst in Angst. Er bestellte ohne anders einen Lohnkutscher nach Rimini und noch in der Nacht reiseten wir dahin. Mir selbst war bei diesen Verumständungen nicht wohl zu Muth. Ich wußte dicht, ob wir der Gefahr entflöhen oder entgegen eilten. Der Gerichtsschreiber konnte eben so gut ein Mann des Prinzen sein. Inzwischen erreichten wir nicht nur Rimini, sondern fanden auch den neapolitanischen Kapitän. Ich übergab ihm den Brief des Gerichtsschreiber — doch leugne ich nicht, daß ich denselben vorher geöffnet und gelesen hatte — und ward bald mit ihm wegen der Ueberfahrt nach Neapel einig. Der gute Wind kam. Die Anker wurden gelichtet.

Es waren außer uns noch einige Reisende auf dem Schiffe, unter andern ein junger Mann, dessen Anblick mir anfangs nicht gelegen war; denn ich erinnerte mich, ihn in den Bädern von Battaglia einmal, doch nur sehr vorübergehend gesehen zu haben. Es beruhigte mich aber, da ich aus seinen Gesprächen schließen konnte, daß er mich nie beachtet hatte, und ich ihm vollkommen fremd sei. Er hatte Battaglia erst seit drei Tagen verlassen, und wollte nach Neapel zurück, wo er, wie er sagte, eine beträchtliche Handlung trieb. Er erzählte von den Bekanntschaften, die er in den Bädern von Battaglia gemacht, und kam nebenbei auch auf die deutsche Gräfin zu sprechen, die ein Wunder von Anmuth und Schönheit wäre. Wie schlug mein Herz! Von Verwundung oder Tod des Prinzen schien er gar nichts zu wissen. Die Gräfin, deren Namen ihm aber unbekannt war, sei schon vier Tage vor

ihm abgereist, sagte er; wohin? darum hatte er sich nicht bekümmert.

So mangelhaft auch diese Nachrichten waren, dienten sie doch nicht wenig zu meiner Beruhigung. Hortensie lebte, Hortensie war gesund. „Möchte sie glücklich sein!“ war mein Seufzer. Die Seefahrt war Allen langweilig; mir nicht. Ich suchte die Einsamkeit. Ich durchwachte manche Nacht auf dem Verdeck in Träumen von Hortensien. Der junge Kaufmann — er nannte sich Tufaldini — bemerkte meine Schwermuth und gab sich viele Mühe, mich zu erheitern. Er hörte, ich sei ein Maler; er liebte die Kunst mit Leidenschaft und lenkte beständig das Gespräch darauf, weil mich nichts, als dies, zerstreuen oder gesprächig machen zu können schien. Seine Theilnahme und Freundschaftlichkeit ging endlich so weit, daß er mir Wohnung und Tisch in seinem Hause zu Neapel anbot, was ich um so weniger ablehnte, da ich in Neapel durchaus fremd, und mein und Sebalds gesammter Geldvorrath, besonders nach Abzug der Reisekosten, sehr zusammengeschmolzen war.

Neues Wunder.

Die Güte und Sorgfalt des edeln Tufaldini war in der That beschämend für mich. Aus einem Reisegesellschafter hatte er mich zu seinem Freund gemacht, ungeachtet ich wenig oder nichts gethan hatte, seine Liebe zu gewinnen oder zu verdienen. Als Freund stellte er mich seiner betagten, ehrwürdigen Mutter und seiner jungen, reizenden Gattin vor. Man räumte mir und Sebalden von den besten Zimmern ein, und behandelte mich gleich den ersten Tag nach unserer Ankunft wie einen alten Hausgenossen. Dabei ließ es Tufaldini nicht beruhen. Er führte mich in alle seine Bekanntschaften ein, und von da kamen bald Bestellungen von Gemäl-

den. Er selbst war so eifrig, mir Kunden zu werben, als wenn es sein eigener Vortheil wäre. Selbst darin gab er nach, daß er von mir Bezahlung für Wohnung und Kost annahm, so sehr ihn anfangs auch mein Anerbieten kränkte. Da er aber meine Entschlossenheit sah, sein Haus zu verlassen, wenn ich nicht vergelten könnte, nahm er das Geld, mehr um mir einen Gefallen zu erweisen, als sich damit zu entschädigen.

Es ging mir mit meinen Arbeiten über alles Erwarten glücklich. Man liebte meine Bilder; man zahlte, was ich forderte, und eine vollendete Bestellung zog die andere nach sich. Sebald befand sich in Neapel so wohl, daß er sogar des Heimwehes nach Deutschland vergaß. Er dankte Gott, mit heiler Haut aus den Diensten des Grafen von Hormegg entkommen zu sein, und wollte, wie er sich ausdrückte, mir lieber um Wasser und Brod, als dem Grafen um ganze Schüsseln voll Gold dienen.

Mein Plan war, durch Arbeit so viel zu gewinnen, daß ich die Reise nach Deutschland machen und mich dort irgendwo ansiedeln könnte. Ich war fleißig und sparsam. So verstrich ein Jahr. Die Liebe, die ich im Tufaldinischen Hause genoß, mein Stillleben in der großen, zerstreuungsvollen Hauptstadt, der Reiz des sanften Himmelstriches, und dann, daß ich in Deutschland ohne Ruf, ohne Freunde war, ließen mich den ersten Entwurf wieder vergessen. Ich blieb, wo ich war. Freude blühte mir so wenig auf deutschem, als italienischem Boden. Nur der Gedanke, Hortensie könne vielleicht auf den Gütern ihres Vaters wohnen — ich könne noch den Trost haben, sie dort vielleicht, wenn auch nur aus der Ferne, einmal zu sehen, der Gedanke allein zog meine Sehnsucht zuweilen nach Norden. Aber wenn ich mich dann der Scheidestunde erinnerte und des Wortes, das sie sprach: meine irdischen Verbindungen sind mit ihm aufgehoben! — wie sie mir vor ihrem Vater so feierlich, mit so heldenmüthiger Größe entsagte — —

dann erhob auch ich mich wieder zum Muth, Alles und freudig zu dulden. Ich war eine Eiche, die der Sturm zerschmettert hatte, ohne Zweige, ohne Laub, einsam, ungeliebt, in sich selbst absterbend.

Man sagt, die Zeit heile mit wohlthätiger Hand auch die tiefste Wunde. Ich glaubte selbst an diese Sage, aber ich fand sie unwahr. Meine Schwermuth blieb sich gleich. Ich mied die Fröhlichen. Oft gaben mir Thränen Erleichterung. Meine einzigen Freuden gewährte ein Traum von ihr, wenn ich sie in ihrer Hoheit und Liebenswürdigkeit sah. Ihr Ring war mein Heiligthum. Wäre er in die Tiefe des Meeres gefallen, nichts hätte mich hindern können, ihm nachzustürzen.

Das zweite Jahr verging; mein Kummer nicht. Wie es nun geht, immer labte mich noch, auch in den düstersten Stunden, matter Schein von Hoffnung, daß vielleicht ein Ungefähr mich wieder in die Nähe der verlornen Auserwählten bringen, oder mir wenigstens eine Nachricht von ihr zuspielen werde. Die Möglichkeit davon sah ich nun zwar nicht wohl ein. Wie konnte die Entfernte wissen nach Jahren, wo ich Einsamer lebte? Gleichviel. Was fragt der Hoffende nach Möglichkeiten? — Aber am Ende des zweiten Jahres gab ich auch diese Hoffnung auf. Hortensie war für mich verstorben. Ich sah sie auch in meinen Träumen nicht anders mehr, als eine Ueberirdische, im Strahlenglanz der Verklärten.

Tufaldini und seine Gattin hatten mich oft in traulichen Gesprächen um die Ursache meiner Schwermuth gefragt. Ich konnte mich nie überwinden, mein Geheimniß zu entweihen. Sie forschten zuletzt nicht mehr; aber sie wurden um meine Gesundheit besorgter. Ich selbst empfand, daß die Kraft von mir wich. Der Gedanke an das Grab aber war mir süß.

Doch Alles änderte plötzlich. Eines Morgens brachte mir Sebald die von der Post gekommenen Briefe; dabei waren einige neue

Bestellungen von Gemälden und ein Kästchen. Ich öffnete dasselbe. Wer stellt sich mein freudiges Erschrecken vor? Ich sah Hortensiens Bild — lebendig, schön — aber in schwarzen Trauerkleidern — das Gesicht zarter, magerer, blässer, als ich es in der Wirklichkeit gesehen — von Hortensiens Hand auf einem Blättchen dabei zwei Worte geschrieben: „Emanuel, hoffe!“

Ich taumelte durch das Zimmer wie ein Berauschter; ich sank sprachlos auf einen Sessel nieder, ich hob betend meine Hände zum Himmel; ich jauchzte und schluchzte; ich küßte das Bild und das Blättchen, welches ihre Hand berührt haben mußte; ich kniete, ich dankte weinend der Vorsehung, das Angesicht auf den Erdboden niedergesenkt.

So fand mich Sebald. Er hielt mich für wahnsinnig. Er irrte nicht. Der Mensch, das fühle ich, ist immer stärker, ein Unglück, als ein Glück zu tragen; denn gegen jenes tritt er immer mehr oder weniger gerüstet einher, gegen dieses allezeit ohne Furcht und Vorsicht.

Meine Hoffnungen blühten wieder fröhlich auf; in ihnen meine Gesundheit, mein Leben. Tufaldini und alle Bekannten freuten sich dessen. Ich selbst erwartete nun von Tag zu Tag neue Nachricht von der Hochgeliebten. Daß sie meinen Aufenthalt kannte, war nicht zu bezweifeln, ob ich gleich nicht begriff, wie sie zur Kenntniß desselben gelangt sein konnte. Aber von welcher Weltgegend her mir ihr Bild gekommen, darüber war all mein Forschen und Grübeln eitel.

Auflösung.

Nach acht Monaten empfing ich wieder ein Schreiben von ihr. Es bestand aus folgenden wenigen Zeilen: „Ich möchte dich, Emanuel, nur noch einmal sehen. Finde dich am ersten Morgen des Mai-

monats in Livorno ein, wo du von dem schweizerischen Handelshause*** weitere Auskunft erhalten wirst, wenn du nach der Wittwe Marianne Schwarz fragst, die dir meine Wohnung zeigen wird. In Neapel sage Niemanden, wohin du gehest, am wenigsten von mir. Ich bin für Niemanden mehr auf der Welt, als vielleicht einige Augenblicke für dich."

Der Brief erfüllte mich mit neuem Entzücken, aber wegen eines düster durchblickenden Geheimnisses mit banger Ahnung. Doch die Herrliche wieder zu sehen, wenn auch nur für Augenblicke, war meiner Seele genug. Im April verließ ich Neapel, mit Wehmuth Tufaldinis Haus. Sebald und Jeder glaubte, ich reise nach Deutschland zurück.

Ich kam mit Sebald nach Gaeta. Hier hatten wir unverhoffte Freude. Vor der Stadt erblickte ich im Vorbeifahren an der Gartenthür einer Villa, unter mehreren Frauenzimmern Fräulein Cäcilie. Ich hielt an, sprang ab, und gab mich ihr zu erkennen. Sie führte mich in den Kreis ihrer Verwandten ein; sie war seit drei Wochen vermählt. Von ihr erfuhr ich, daß sie Hortensien schon seit einem Jahre verlassen hatte. Vom Aufenthalt der Gräfin wußte sie nichts, sondern nur, daß dieselbe in ein Kloster gegangen sei. „Schon seit einem Jahre," sagte Cäcilie, „ist der Graf von Hormegg gestorben. Aus den plötzlichen Einschränkungen alles bisher gewohnten Aufwandes bemerkten wir bald, daß er seine Vermögensumstände in trauriger Zerrüttung hinterlassen habe. Die Gräfin verminderte ihre Bedienung bis auf wenige Personen. Ich hatte die Gnade, von ihr beibehalten zu werden. Als sie bald aber in einem unglücklichen Prozesse alle Hoffnung verlor, von den verschuldeten väterlichen Gütern etwas zu erhalten, wurden wir sämmtlich entlassen. Sie behielt nur eine einzige alte Abwärterin bei sich, und erklärte, ihre Tage in einem Kloster enden zu wollen. O wie viel Thränen kostete uns diese Trennung! Hortensie war

ein Engel, und nie schöner, nie bezaubernder, nie erhabener, als unter den schwersten Schlägen des Schicksals. Sie entsagte aller gewohnten Pracht; vertheilte den ganzen Reichthum ihrer Gewänder, wie eine Sterbende, unter die verabschiedete Dienerschaft; belohnte Alle mit fürstlicher Freigebigkeit, daß sie sich gewiß selbst damit in Gefahr setzte, zu darben, und bat uns nur, sie in unser frommes Gebet einzuschließen. Es war in Mailand, wo ich sie verließ und hieher zu meiner Familie heimkehrte. Sie äußerte, nach Deutschland reisen und sich dort die Einsamkeit eines Klosters suchen zu wollen."

Diese Erzählung Cäciliens lösete mir plötzlich alle Räthsel in Hortensiens letztem Briefe. Auch vernahm ich von ihr, daß Carlo, der zwar schwer, doch nicht tödtlich verwundet gewesen, gleich nach seiner Herstellung in den Dienst des Maltheserordens getreten, und bald darauf gestorben sei.

In traurig-froher Stimmung verließ ich Gaeta. Hortensiens Unfälle und der Verlust ihrer Glücksgüter erregten mein Mitleiden, aber zugleich auch eine verwegenere Hoffnung, als ich jemals zu fassen gewagt hatte. Ich schmeichelte mir, sie vielleicht von ihrem Entschlusse zum Klosterleben abwendig machen, vielleicht mit ihrem Herzen auch ihre Hand gewinnen zu können. Ich schwindelte bei dem Gedanken, mit Hortensien die Früchte meiner Arbeit theilen zu dürfen. Bald war dies mein einziges Träumen auf dem ganzen Wege bis Livorno, wo ich acht Tage vor der bestimmten Frist an einem schönen Morgen eintraf.

Ich säumte keinen Augenblick, das mir angewiesene schweizerische Handelshaus aufzusuchen. In Reisekleidern lief ich dahin und bat um die Adresse der Wittwe Schwarz, damit ich vorläufig erführe, ob die Gräfin schon in Livorno angekommen sei. Ein Hausknecht führte mich zur Wittwe, die in einer abgelegenen Gasse und in einem sehr einfachen bürgerlichen Hause wohnte. Wie groß war

mein Verdruß, als ich erfuhr, Frau Schwarz sei abwesend, ich müsse nach zwei Stunden anfragen. Jeder verlorene Augenblick war ein Raub an meinem Leben.

Zur festgesetzten Stunde stellte ich mich wieder ein. Eine alte Magd öffnete das Haus, führte mich die Treppe hinauf und meldete mich ihrer Frau an. Ich ward eingeladen, in ein sehr einfach geschmücktes, aber reinliches Zimmer zu treten. Der Stubenthür gegenüber saß auf einem Ruhebett ein Frauenzimmer, welches aber auf mein Eintreten gar nicht zu achten schien, meinen Gruß nicht erwiederte, sondern mit beiden Händen vor ihrem Gesicht ihr Schluchzen und Weinen zu bedecken suchte.

Ein fieberischer Schauer überflog bei diesem Anblick meinen Leib. In der Gestalt der Wittwe, in den Tönen ihres Schluchzens erkannte ich die Gestalt und Stimme Hortensiens. Ohne zu überlegen und mich zu vergewissern, einem Trunkenen gleich, ließ ich Stock und Hut fallen, und warf mich zu den Füßen der Weinenden. Ach Gott, wer kann sagen, wie mir ward? Die Arme Hortensiens hingen an meinem Nacken, meine Lippen an den ihrigen. Die ganze Vergangenheit war vergessen, die ganze Zukunft rosenfarbene Ewigkeit. Nie war eine Liebe schöner vergolten, eine Treue seliger belohnt. Beide fürchteten wir gleichzeitig, daß der Augenblick, den wir genossen, blos geträumtes Heil sei. Auch ward den ersten Tag unsers Beisammenseins so wenig und so zusammenhanglos gefragt und geantwortet, daß wir von einander schieden, ohne mehr von einander zu wissen, als daß wir uns gesehen hatten.

Folgenden Tages, man darf es wohl glauben, war ich zu guter Zeit bereit, die Einladung der reizenden Hortensie zu benutzen, und mit ihr das Frühstück zu theilen. Ihre Bedienung bestand aus einer Köchin, einem Stubenmädchen, einer Kammerfrau, einem Kutscher, und einem Jäger. Alles Tafelgeschirr war vom feinsten

Porzellan und Silber, obgleich nichts mehr mit den altgräflichen Wappen und Namenszügen. Dieser Anblick eines gewissen Wohlstandes, der ganz gegen meine ersten Vorstellungen und weit über die Kräfte meines eigenen Vermögens ging, war für meine von Gaeta bis Livorno hingeträumten Entwürfe sehr demüthigend. Ich erwartete, ja ich wünschte sogar, Hortensien in einer etwas bedrängten Lage zu finden, um ihr mit größerm Muthe mein Alles anbieten zu dürfen. Nun stand ich wieder als der arme Maler vor ihr.

Ich verhehlte ihr in unsern traulichen Gesprächen nicht, was ich zu Gaeta von Cäcilien gehört hatte, und welche Empfindungen, welche Entschlüsse, welche Hoffnungen dadurch geweckt worden wären. Ich schilderte ihr die ganze Reihe meiner vernichteten Träume, wie sie vielleicht den grausamen Vorsatz aufopfern würde, Jugend und Schönheit inner den Mauern eines Klosters zu vergraben, — wie sie sich vielleicht gefallen lasse, mich zu ihrem Diener und treuen Freund zu wählen, — wie ich meine Ersparnisse und allen Gewinn meines künftigen Fleißes zu ihren Füßen legen würde. Ich schilderte ihr mit den Farben liebender Hoffnung die Seligkeit des bürgerlichen Stilllebens in irgend einer Einsamkeit — das einfache Haus, den kleinen Garten daran, die Werkstätte des Künstlers, den ihre Nähe begeisterte . . . Ich zitterte. Es war unmöglich, fortzufahren. Sie schlug die Augen nieder; ein himmlisches Roth überflog leuchtend ihr Antlitz. „So habe ich geschwärmt!" setzte ich nach einer guten Weile hinzu: „und es sollte wohl nicht sein."

Hortensie stand auf, trat zu einem Wandschrank, zog ein Kistchen von Ebenholz, reich mit Silber beschlagen, hervor und überreichte es mir sammt dem Schlüssel. „Ihnen dies zu übergeben, habe ich Sie eigentlich nach Livorno beschieden. Es gehört zum Theil und zum Theil nicht zur Ergänzung Ihrer Träume. Nach

dem Tode meines Vaters war mein erster Gedanke, Ihnen die Pflichten meiner Erkenntlichkeit zu erfüllen. Ich hatte Sie, seit Ihrer Flucht von Battaglia, nie aus den Augen verloren. Ein glücklicher Zufall brachte den Brief Ihres Bedienten, den er aus Ravenna über Ihren Reiseplan an einen seiner Freunde unter meiner Dienerschaft geschrieben, in meine Hände. Herr Tufaldini von Neapel ließ sich in einer heimlichen Unterredung von mir gewinnen, sich Ihrer auf immer anzunehmen. Er empfing zur Bestreitung aller Unkosten und selbst zu Ihrer Unterstützung, wenn es nöthig sein würde, ein kleines Kapital; auch seine Mühe habe ich gern gelohnt, wiewohl der brave Mann nur mit Widerwillen die wenigen Geschenke von mir annahm. Dafür hatte ich das Vergnügen, alle vier Wochen Nachricht von Ihrem Befinden zu erhalten. Tufaldini's Briefe waren seit unserer Trennung meine einzige Erquickung. Nach dem Tode meines Vaters setzte ich mich in Rücksicht des Vermögens mit meiner Familie auseinander. Unsere Güter mußten männlichen Agnaten verbleiben. Ich verwandelte alles Uebrige in Geld. An die Rückkehr in mein Geburtsland dachte ich nicht mehr — meine letzte Zuflucht sollte ein Kloster bleiben. Unter dem Vorwande der Verarmung trennte ich mich von allen ehemaligen Umgebungen meines Vaters, von meiner ganzen ehemaligen Dienerschaft; nahm bürgerlichen Stand und Namen an, um desto verborgener mir selber zu leben. Erst als ich Alles vollbracht hatte, berief ich Sie, um mein Werk zu enden und mein Gelübde zu lösen, das ich dem Himmel gethan. Der Augenblick ist vorhanden. Sie haben mir Ihre schönen Träume erzählt. Kehren Sie auf ein Weilchen in die Wirklichkeit mit mir zurück."

Sie eröffnete das Kistchen und zog ein Paquet sorgfältig verwahrter und an meinen Namen adressirter Papiere hervor; erbrach die Siegel; legte mir ein notarialisch ausgefertigtes Instrument

vor, worin theils als mir zu zahlende Schulden, theils als aufgelaufene Zinsen, die mir gehörten, theils als Erbschaftsantheil von der Hinterlassenschaft der Wittwe Marianna Schwarz, in Banknoten von verschiedenen Ländern, eine große Summe übermacht ward.

„Dies, lieber Faust," fuhr die Gräfin fort, „ist Ihr Eigenthum, Ihr wohlerworbenes, wohlverdientes Eigenthum. Ich habe keinen Theil mehr daran; für mich ist genug zu einem bescheidenen Auskommen vorhanden. Wenn ich der Welt entsage und einem Kloster angehöre, erben Sie noch einen Theil dessen, was ich besitze. Bin ich Ihnen in der That werth, so beweisen Sie es durch ein ewiges Schweigen über meine Person, meinen Stand, meinen wahren Namen; noch mehr, ich verlange, daß Sie keine Silbe sprechen, die eine Weigerung oder einen Dank wegen dieses Ihres wahren Eigenthums andeuten könnte. Geben Sie mir darauf die Hand?"

Ich hörte diese Rede mit Verwunderung und Schmerz, schob die Papiere gleichgültig auf die Seite und sagte: „Glauben Sie denn, daß diese Banknoten für mich einen Werth haben? Ich mag sie weder ausschlagen, noch dafür danken. Besorgen sie beides nicht. Wenn Sie in ein Kloster gehen, ist mir alles Uebrige und die Welt selbst entbehrlich. Ich bedarf nichts. Was Sie mir geben, ist Staub. Ach, Hortensie, Sie sagten einst, meine Seele sei es, die Sie beseele. Wäre es noch, so würden Sie keinen Anstand nehmen, meinem Beispiel zu folgen. Ich verbrenne die Banknoten. Was soll ich damit? Werden Sie arm, und mein! — O Hortensie, mein!"

Sie lehnte sich zitternd an mich, faßte mit beiden Händen meine Hand, und sagte mit Heftigkeit und Thränen im Auge: „Bin ich's denn noch nicht, Emanuel?"

„Aber das Kloster — —?"

„Meine letzte Zuflucht, wenn du mich verläßest.“

Da schworen wir unsern Bund vor Gott. Am Altar ward er von priesterlicher Hand geweiht. Wir verließen Livorno und suchten uns die reizende Einsamkeit, welche wir nun mit unsern Kindern bewohnen.

Kleine Ursachen.

Eine Doppelgeschichte.

I.

Eingang.

Man sagt wohl, der Mensch kann, was er will! Ich dächte, jeder Tag belehrte uns vom Gegentheil: der Mensch muß, was er will. Gerade was er will, ist wieder eine Folge von vorhergehenden Ursachen, die ihn bestimmen.

Es ist wahr, Talente, liebenswürdige Eigenschaften vermögen viel; aber mehr, als sie, das blinde Glück. Und jene Talente, jene Eigenschaften, sind die denn etwas anderes, als Gaben der unbefangenen Fortuna?

Ich kenne keine seltsamere Lebensgeschichte, als die des Grafen Roderich von W . . ., der als erster Minister starb, und sich von einem Bäckergesellen über alle Würden seines Vaterlandes emporschwang. Emporschwang? Nein, es ist zuviel gesagt. Er wurde wider seine Erwartung, wider seinen Willen sogar emporgerissen. Er selbst erzählte uns seine Abenteuer zuweilen; diese Abenteuer aber sind so unbedeutend, so kleinlich, daß sie nur vielleicht durch die naive Art, wie er sie uns vortrug, anziehend werden konnten. Ich will sie hier niederzeichnen, so gut ich mich ihrer

erinnere. Ich bin überzeugt, damit Andern, am meisten aber mir selbst, eine frohe Stunde zu machen. Ich werde mich dabei derjenigen wieder lebhaft erinnern, die ich in der lehrreichen Gesellschaft des liebenswürdigen Greises genoß.

In die Bäckerstube.

Roderich war bekanntlich von geringer Herkunft. Sein Vater bekleidete in einer kleinen Grenzstadt das Amt eines Zöllners; hatte wenig Vermögen, aber viel Verstand, viele Kenntnisse. Ungeachtet er mehrere Sprachen vortrefflich redete und schrieb, im Zeichnen und auf der Flöte Seinesgleichen suchte, brachte er es doch nicht weiter, als zum Zöllner. Warum? Das Glück wollte ihm nicht wohl. Er hatte einst leichtsinniger Weise, als junger Mensch, die Hand zu einem dummen Streiche geliehen. Alle Andern, die daran Theil genommen, gingen glücklich davon, hatten Geld, Familie, Fürsprache. Er aber, weil er dies nicht besaß, mußte Sündenbock werden für die Uebrigen, und kam zehn Jahre auf die Festung. Nach überstandener Strafzeit verließ er sein Vaterland, in welchem er entehrt war; hofmeisterte eine Zeit lang umher; brach endlich das Bein; ward Kopist für kargen Sold, und zuletzt aus hoher Gnade seiner Gönner, denen er zur Last fiel, Zöllner in einer Grenzstadt. Hier verheirathete er sich mit einem armen Mädchen, und ward Vater unsers Roderich.

Er gab dem Knaben eine treffliche Erziehung, unterrichtete ihn selbst, und wollte was Rechtes aus ihm machen. Roderich hatte die glänzendsten Gaben. Es konnte allerdings aus ihm etwas werden. Allein da er reif war, auf die Universität zu gehen, fehlte es leider an Geld und sogar an Stipendien. Darüber grämte sich der alte Zöllner und starb. Roderichs Mutter war schon seit sieben Jahren ihm in die ewige Seligkeit vorangegangen.

Der zwanzigjährige Zöllnerssohn stand nun allein. Die Habe des Verstorbenen reichte kaum hin, die Schulden zu zahlen. Roderich erhielt von mitleidigen Seelen ein Reisegeld, und so wanderte er in die Fremde, weil er, wo er lebte, sehr überflüssig war.

Er ging in ein anderes Städtchen, da wohnte seines Vaters Schwester, verwittwet, und fristete ihre alten Tage mit einem kleinen Handel von Schwefelfaden, Feuersteinen, Papier, Federn u. dgl. m. Roderich trat mit nassen Augen vor die Schwester seines Vaters, und kündigte ihr dessen Tod und seine Armuth an. Die gute Alte ward bewegt; umarmte ihren Neffen, der ein großer Junge war, und versprach für ihn zu sorgen.

Sie hielt redlich Wort; nahm ihn zu sich ins Haus, und vertrat fortan Mutterstelle bei ihm. Nur hielt sie verschiedene Reformen bei ihm nöthig. „Du hast kein Geld," sagte sie, „ich habe nichts! also die Universität schlage dir aus dem Sinn. So etwas ist für reiche Leute gut. Der Vater hatte für seinen Stand zu viel Verstand, nnd das war gewiß eine von den Hauptursachen seines Unglücks. Er wollte zu hoch hinaus, und darüber versäumte er das Geringe. Er warf die Kreuzer weg, weil er nur mit Thalern spielen wollte; darum blieb er arm. Er war nie, wo er lebte; und wo er sein wollte, dahin konnte er nie kommen. Das war sein Fehler! Gott habe ihn selig! - Weißt du was, Roderich? Sei ein lieber Sohn, wirf die Bücher fort, die dir nur den Kopf verderben. Wozu Bücher? Sieh', ich habe noch so viel, das Lehrgeld für dich zu zahlen. Du sollst das edle Bäckerhandwerk lernen. Mit Meister Birnenstiel bin ich schon einig. Also die andere Woche ziehst du zu ihm. Ich gebe dir noch ein halbes Dutzend Hemden mit, und lasse dir einen Sonntagsrock anmessen. In drei Jahren wirst du als Gesell ausgeschrieben; dann bist du dein eigener Herr. Handwerk hat einen golden Boden, und beim Backtrog ist noch Keiner verhungert."

Roderich konnte nichts dagegen haben, weil er für sich nichts Besseres wußte. Nur sein Cicero und Xenophon waren ihm zu lieb. Er nahm sie in die Bäckerstube mit, und wenn er keine Mehlsäcke trug, oder keinen Teig knetete, oder die Meisterin ihn nirgends zu verschicken hatte, lernte er aus langer Weile eine Horazische Ode auswendig.

Der Backtrog.

Meister Birnenstiel und seine Hausfrau waren zänkische Leute, die dem gelehrten Roderich oft heißer machten, als der Backofen. Allein sie hatten eine desto liebevollere Tochter, die dem guten Jungen Trost sprach. Gretchen war neunzehn Jahre alt, und Roderich hatte gegen die Fehler eines neunzehnjährigen Mädchens nichts einzuwenden, sondern ertrug sie mit christlicher Geduld. Unter Gretchens Fehlern war aber der schwerste, daß sie das Stumpfnäschen gar hoch trug, und lieber einem Prinzen als einem Bäckerjungen tief in die Augen sah, wenn auch die Augen des Bäckerjungen schöner, als die des Prinzen waren.

Der Prinz hatte sich auch wirklich gefunden; es war noch dazu ein Erbprinz, der, als Major bei einem Dragonerregiment, mit Seinesgleichen im Städtchen zur Garnison lag. Der fürstliche Major, blutjung, sollte hier vermuthlich ins Kriegshandwerk eingeweiht werden; aber es gab im Städtchen durchaus nichts zu bekriegen, als das spröde Herz der Schönen. Diesen Krieg hatte auch der Prinz gelernt, und Gretchen schien ihm eine der gefährlichsten Gegnerinnen, wider welche alle Kunststücke der Strategie und Taktik zu üben wären. Der arme Roderich spielte dabei natürlich eine betrübte Rolle. Er trug abwechselnd Mehlsäcke und Liebesbriefe. Der Prinz mochte seinen Vauban gut studirt haben; die Belagerung ging nach Wunsch von Statten; Gretchen entschloß

sich, zu kapituliren. Kein Wunder! ein Prinz ist für ein Bäckermädchen jederzeit nicht nur ein Engel, sondern wenigstens ein Erzengel.

Freilich, wäre Meister Birnenstiel hinter diese Geschichten gekommen, es würde den Rosenwangen und Korallenlippen seiner Jungfrau Tochter übel bekommen sein, und der Mehl- und Briefträger hätte ungesegnet aus dem Hause wandern müssen. Aber so verstand man sich, Meister Birnenstiel wußte nichts davon, daß ein Prinz, der in der christlichen Liebe so wenig nach Ahnen- als Backproben fragte, sich Mühe gäbe, bei ihm die Stelle eines Eidams einzunehmen.

Bald aber wäre die ganze Geschichte verrathen worden, und zwar durch ein Ereigniß der ungewöhnlichsten Art. Und eben dies Abenteuer war Schuld, daß Roderich die Kunst, Brod und Semmeln zu formen, aufgab.

Eines Abends nämlich schlich der Prinz in Bürgerkleidern vor dem Hause Meister Birnenstiels vorbei, um Gretchen zu sehen. Aus guten Gründen stand Gretchen von ungefähr vor der Hausthür, um nach den Sternen zu sehen. Obwohl der Prinz diesmal unbesternt war, sah sie doch nach ihm. Und wie konnte sie anders, da er dicht neben ihr stand? Vermuthlich um nicht von Andern gesehen zu werden, traten beide in den finstern Hausgang; und da die Mutter Birnenstiel oben an der Treppe hustete, schlüpften beide verschüchtert in die Backstube hinein, wo Roderich den Teig gemacht hatte, und nun bei seinem Lämpchen saß, den Homer zu lesen. Ehe er sich's versah, riß ihm Gretchen den alten Griechen aus der Hand, und schob ihn aus der Backstube hinaus, mit den vielsagenden Worten: Gib Acht, wenn Einer kömmt.

Während Roderich draußen gehorsam schildwachtete, erklärte Prinz Xaver seiner Holdseligen die Leiden eines liebenden Herzens. Gretchen, das auch Romane gelesen hatte, hörte ihn mit Rührung

an, ohne jedoch zu verbergen, welche Sorge ihr der hohe Stand des Geliebten mache. Er aber schwor mit Thränen im Auge, er würde, wenn das Schicksal ihn verhindere, mit ihr zu leben, freudig mit ihr sterben. „In jener Welt,“ sprach er, „gibt's nur Liebe, keinen Rang.“ Es ist unbekannt, woher er dies wußte, da er doch nie in jener Welt gewesen.

Gretchen aber glaubte ihm gern. Ein Prinz, dachte sie, muß das besser wissen. Der Bund der Liebe ward geschworen. „Und wenn wir verrathen würden?“ seufzte Gretchen. — „Was mehr?“ rief Xaver: „so eilten wir zum Strom, unserm krystallenen Grab! Ich schlösse dich fest in meine Arme“ — wie gesagt, so gethan — „gäbe dir den letzten, letzten Kuß“ — und bei diesen Worten küßte er kühn die ersten Küsse auf ihre ihm nicht mehr entfliehenden Wangen — Gretchen weinte Thränen der Wehmuth und Wonne, der Prinz eben so — „und sänke mit dir, o Gretchen, hinab!“

Bei diesen Worten sank er wirklich mit ihr in den breiten Backtrog nieder, den er in der Lampendämmerung oder in der Liebestrunkenheit für ein Sopha gehalten haben mochte. Die Liebenden verloren aber das Gleichgewicht — denn das ist Liebenden schwer zu halten — und fuhren mit Kopf, Nacken und Schultern, während ihre Lippen noch im Kuß zusammenhingen, in den frischen, weichen Backteig, den Roderich so mühsam angerichtet hatte.

Etwas Erzgemeineres konnte den beiden Entzückten nicht leicht widerfahren. — Aller Liebestaumel war dahin. Jedes suchte sich zu retten, und knetete das andere desto tiefer in den Mehlgrund ein, denn beider Lage war so gefährlich, als unbehilflich. Endlich stürzte unter den gewaltsamen Bewegungen der heillose Backtrog sammt den getreuen Liebenden mit einem Geprassel zu Boden, daß das Haus bebte.

Roderich hörte es und zugleich ein dumpfes Winseln der Unglückseligen. Er sprang in die Backstube, und war fast versteinert,

als er zwei seltsame Figuren erblickte, deren Untertheil allein noch Menschengestalt verrieth. Gretchen arbeitete mit beiden Händen, um erst dem Stumpfnäschen Luft, dann den holdseligen, tiefverkleisterten Augen Licht zu verschaffen. Der Prinz hatte den Homer ergriffen, und schabte sich damit das Gesicht. Das zu Boden gefahrene Mehl stäubte wie eine Wolke auf.

Unterdessen hörte man den Meister Birnenstiel, wie einen Jupiter, mit Donnerwettern niederfahren von der Treppe. Roderich, um den Prinzen und sein Liebchen zu retten, hatte Geistesgegenwart genug, dem Meister entgegen zu eilen, ihn beim Arm zu nehmen und auf die Straße zu führen, mit dem ungekünstelten Angstgeschrei: „Flieht, flieht aus dem Hause!" — „Warum?" schrie Birnenstiel. — „Ein Erdbeben!" lallte Roderich. Deß erschrak der Bäcker, und rief: „Spring wieder hinein, rette meine Frau, meine Tochter!" Der Bäcker, von einer panischen Angst befallen, glaubte wirklich, der Boden wanke unter seinen Sohlen. Er war neben seiner Grobheit ein gottesfürchtiger Mann, und hatte den Untergang des Städtchens, vieler Sünden wegen, schon längst prophezeit.

Wie Roderich ins Haus zurücklief, stürzte ihm der zusammengekleisterte Prinz entgegen, und riß ihn mit sich fort, durch die Hinterpforte, die Straße hinab. — „Wohin denn?" rief Roderich. — „Du mußt mich reinigen. Ich darf mich keinem Menschen zeigen, ohne Spott der ganzen Stadt zu werden."

Der Glücksstern geht auf.

Inzwischen Meister Birnenstiel noch betend auf den Untergang Gomorrha's wartete, und seine Tochter sich entteigte, half Roderich dem Prinzen aus der Noth. Wie dieser einmal wieder freien Athem schöpfen konnte, dankte er seinem Erlöser, und lobte dessen

sinnreichen Einfall, die fatale Geschichte einem Erdbeben zur Last zu legen.

„Ach!“ seufzte Roderich: „wenn Ew. Durchlaucht nur halb so einen sinnreichen Einfall hätten, mich jetzt aus den umbarmherzigen Klauen des Meisters zu retten. Denn der wird mir das Erdbeben mit Heulen und Zähnklappen vergelten, oder jagt mich gar aus der Lehre. Ach, und meinen Homer haben Sie auch zu Grunde gerichtet!“

„Deinen Homer?“ sagte Xaver, der das Buch noch in der Hand hielt, und staunte den Bäckerjungen an, der, unter einem Dache mit dem schönsten Mädchen, sich die Zeit lieber mit dem alten Griechen vertrieb. Das gab Anlaß zu mancher Frage. Roderich erzählte seine kurze Lebensgeschichte, und das gefiel dem dankbaren Fürstensohn, der dabei ein gutes Herz besaß, so wohl, daß er die Talente des Burschen zu retten beschloß.

„Laß deinen Meister fahren, Roderich, und kümmere dich seinetwillen nicht. Auch wegen Gretchen sorge nicht, sie wird sich schon hinauslügen. Ich will deine alten Wünsche erfüllen, und dich auf die Universität schicken. Hier hast du Geld; kleide dich besser. Gehe zu deiner Muhme; künde deinem Meister den Handel auf; sei über alles Vorgefallene verschwiegen, komm morgen in der Dunkelheit zu mir, und verrathe Niemanden, daß ich's bin, der dich unterstützt.“

Roderich fiel dem Prinzen dankend zu Füßen; flog zur Schwester seines Vaters, verkündete ihr sein Glück, und sandte sie folgenden Morgens zum Meister Birnenstiel, ihm zu verkünden, daß Roderich, der den Backtrog umgestoßen, aus Furcht vor Mißhandlungen nicht mehr zu ihm wolle.

Das Geschäft war bald berichtigt. Die gutherzige Muhme half ihren Neffen stattlich ausputzen; befahl ihm, die heilige Gottesgelahrtheit zu studiren, und ließ ihn zur Hochschule ziehen. Roderich schied mit Thränen von ihr. Er hatte die alte wackere Frau lieb-

gewonnen während seiner Bäcker- und Lebensjahre, wie eine andere Mutter; und er war ihr so werth geworden, daß sie nicht nur gegen seine Bücher nichts mehr einzuwenden hatte, sondern ihm jedesmal zu seinem Geburtstag sogar zwei Gulden in Goldpapier gewickelt hatte, wofür er sich ein neues Buch anschaffen konnte.

Die Hammelkeule.

Er gehorchte ihr auch noch auf der Universität in allen Dingen, nur in der Gottesgelahrtheit nicht. Er wählte die Rechtsgelahrtheit, weil er leichter als Advokat, denn als Pfarrer, sein Brod zu verdienen hoffte. Der Prinz unterstützte ihn auch redlich mit Wechseln drei Jahre lang. Dann aber ging seine Durchlaucht auf Reisen, schickte dem Schützling die letzte Summe, und versprach, nach seiner Heimkehr aus England, Frankreich und Italien, sich wieder nach ihm erkundigen zu wollen.

Roderich war um so fleißiger, seine Studien zu enden. Und als er sie geendet hatte, entstand die Frage: wohin nun, um seine Kunst anzuwenden? Auch seine gute Muhme hatte er um Rath gefragt. Statt Antwort von ihr zu erhalten, empfing er ein Schreiben von fremder Hand, mit Einladung, eiligst zu kommen, wenn er die gute, alte Frau, die sich sehr nach ihm sehne, noch einmal sehen wolle. Sie liege auf dem Sterbebette, und verlange schmerzlich nach ihm.

Geschwind packte er seinen kleinen Reichthum, mehr Papier als Wäsche, in ein Köfferchen, nahm Extrapost, und reisete davon, ohne von seinen bisherigen Jugendfreunden Abschied zu nehmen. Nur ein einziger begleitete ihn eine Station weit, ein gewisser Baron Heuwen, der unsern Roderich sehr schätzte. Heuwen selbst aber war auch ein junger Mensch seltener Art, biedern Gemüths, hellen Geistes, mannigfacher Kenntniß, lebhaft, feurig, und doch nie aus-

schweifend, obwohl sein Reichthum ihm Mittel genug zu allen Thorheiten gegeben haben würde.

„Weißt du noch, Roderich," sagte Heuwen beim Abschiede, „was wir einander zugeschworen? — Zeitlebens Freunde zu sein, uns einander nie zu verlassen!"

„Ich weiß es, Heuwen!"

„Gut denn, es bleibt dabei. Und wenn du meiner jemals bedarfst, Roderich, meines Beutels, meiner Familie, so komm. Schäme dich nicht. Fordere, ich helfe dir. Ich theile mit dir."

Sie umarmten sich mit Thränen, und schieden, ihren ewigen Bund erneuernd. Mancher solcher Bünde wird von edeln Jünglingen in edler Begeisterung geschlossen; aber es pflegt damit zu gehen, wie mit den Friedens- und Freundschaftsverträgen auf ewige Zeiten der Diplomaten. Andere Stunden, andere Menschen; andere Verhältnisse, andere Interessen.

Roderich freute sich inzwischen der Liebe seines Heuwen, und machte aus dem Bunde einen allfälligen Nothanker für künftige Stürme seines Lebens. Theils der Gedanke an die Zukunft und Heuwens Freundschaft, theils an die sterbende Pflegemutter, beschäftigte ihn so sehr, daß er Essen und Trinken vergaß; die ganze Nacht durchfuhr; im Wagen schlief und träumte, so gut es ging, und am folgenden Mittag, nur noch zwei Stationen vom Städtchen seiner Muhme, vor dem Gasthofe eines Marktfleckens anlangte.

Da aber überwältigte ihn doch der Hunger, als er an der Küche des Wirthshauses vorüberging, und verführerischer Bratenduft ihm entgegenwehte. Während der Tisch für ihn gedeckt ward, trat ein anderer Fremder in das Zimmer. Siehe, es war Meister Birnenstiel.

„Willkommen, Meister! wo hinaus?" redete ihn Roderich an. — Der Bäcker erkannte seinen ehemaligen Lehrjungen kaum wieder, den er seit dem großen Erdbeben nicht gesehen hatte. Er nahte

sich dem Jüngling mit vielen Kratzfüßen und Bücklingen, meldete ihm den Tod der Frau Muhme, kondolirte in der besten Form; tröstete ihn aber damit, daß der Mensch vergehe, wie Heu, und die selige Muhme ihren lieben Neffen zum einzigen Erben eingesetzt habe. Begraben sei sie schon seit gestern.

Diese Nachricht überraschte den guten Roderich — es ist zu wenig gesagt, sie erschütterte ihn so sehr, daß er dem Bäcker kaum zwei Worte erwiedern konnte; ihm den Rücken drehte und hinauswankte, um im Freien sich selbst überlassen zu sein. Die alte Frau war ihm nach seines Vaters Tode Alles geworden — sie hatte ihn wahrhaft mütterlich geliebt — nun stand er ohne Verwandte, ohne Mutter in der weiten Welt für sich da.

Als der Postherr und Wirth ihn zum Essen rief, war Meister Birnenstiel nicht mehr da. Roderich hatte noch keine Thräne für seinen Schmerz gefunden. Es that ihm wohl, allein zu sein. Gern hätte er sich seiner Wehmuth ganz hingegeben, wenn nicht der Magen seine unverjährbaren Rechte, und diesmal sehr zur Unzeit, geltend gemacht hätte.

Schon beim ersten Löffel Suppe netzten sich seine Augen; als aber der Wirth eine Hammelkeule in brauner Sauce brachte, gerade wie die selige Frau Muhme noch beim letzten Abschiedsschmause aufgetragen, brach Roderich in einen Strom von Thränen aus. Er ergriff die Keule, zerschnitt sie sanft weinend, und verzehrte sie mit Heißhunger und Wehmuth.

„Gute Mutter, du schwebst über den Sternen!“ rief er schluchzend, als er allein da saß, und steckte einen Bissen um den andern in den Mund: „ich wandere allein unter dem Himmel — aber, wenn es seligen Geistern gestattet ist, auf das Irdische niederzublicken, so bin ich von dir noch nicht ganz vergessen. Blicke herab auf mich, verklärter Geist, herab auf den Verwaisten!“ Bei diesen Worten schnitt er wieder einen fetten Bissen von der

Hammelkeule, welcher auf einige Augenblicke seine Sprache, aber nicht seine Traurigkeit hemmte.

Als nun die oft erwähnte Gedächtnißkeule in der Fülle süßer Schwermuth beinahe verzehrt war, nahm Roderichs Phantasie höhern Schwung. Sehnsuchtvoll erhob er die thränennassen Augen, und in der linken Hand den benagten Knochen gen Himmel, oder vielmehr gegen die Stubendecke, und rief seufzend: „Ach, zieh' mich empor zu dir! Was soll ich Verlassener allein hienieden? Wo ist ein Herz, das noch für mich schlägt?"

Der gute Roderich glaubte, sein Selbstgespräch höre Niemand, als etwa der Geist der hochseligen Muhme; er hatte gar nicht bemerkt, daß er bei halboffener Thür speise; daß ein hübsches, vierzehn- oder fünfzehnjähriges Mädchen neugierig unter der Thür stand, und seinen Schmerz eben so sehr, wie seine kräftige Eßlust, bewunderte, und zuletzt durch das wunderliche Schauspiel zum Lachen gereizt, davon sprang.

„Ach, Herr Geheimerath," rief die Lachende einem dicken Herrn zu, der langsam die Treppe heraufkam, „ich bitte Sie um Gotteswillen, gehen Sie doch da in den großen Saal. Da sitzt ein himmlisch-schöner junger Mensch, der sich bei einer Hammelkeule, die er verzehrt, fast die Augen aus dem Kopfe weint. Ich habe in meinem Leben nicht gesehen, wie man vor Herzeleid ein so ungeheures Stück Braten in wenigen Minuten wegessen kann. Gehen Sie doch, trösten Sie ihn." — Und damit schob sie ihn in den Saal, obwohl er sich ehrbar sträubte, und einmal ums andere brummte: „Sein Sie doch artig, Gräfin."

Folgen davon.

Die junge Gräfin schien nur Gelegenheit zu suchen, „den himmlisch-schönen jungen Menschen" mit Anstand länger sehen

und genauer betrachten zu können. Denn sie ging ebenfalls in den Saal, ungeachtet die Tochter des Herrn Geheimeraths draußen zehnmal nach ihr rief.

Roderich, beim Anblick der Fremden, that seinem Schmerz Gewalt an, und wollte sich entfernen, aber die junge Gräfin bat ihn sehr höflich, sich nicht stören lassen zu wollen. — Er sah sie an, und vergaß über den Blick in der That das Weggehen. Jetzt ließ sich der Geheimerath in ein Gespräch mit ihm ein, welches beim schönen Wetter anfing, und mit Roderichs offenherziger Geschichte seines Schicksals endete — denn er konnte doch seine verweinten Augen nicht verläugnen; auch lag die Hammelkeule noch, als Zeugin seines Schmerzes, auf dem Teller.

„Sie müssen sich zerstreuen," sagte der Geheimerath, „ich nehme Theil an Ihrem Verhältniß. Sie kommen von der Hochschule, sind noch ohne Versorgung. Ich biete Ihnen einstweilen einen Platz in meinem Hause an, und eine Sekretärstelle in der Hofkanzlei, die von mir abhängt. Wir müssen aber doch einander näher kennen lernen. Ich bringe den Herbst auf dem Lande zu. Sie begleiten mich, und folgen mir dann in die Residenz. Haben Sie Lust dazu?"

Roderich war über den Antrag froh bestürzt. Er sah dankbar auf den Geheimenrath, dann mit einem Seitenblick auf die junge Gräfin, deren Augen an seinen Lippen hingen, um das Jawort früher zu errathen, als es gesprochen war. Wie konnte er anders? Er nahm das Anerbieten an, und um so lieber, da das Gut des Geheimenraths nur einige Stunden von dem Städtchen lag, in welchem er die Erbschaft seiner Muhme, und sonst nichts zu hoffen hatte.

Gräfin Wilhelmine nickte fröhlich mit dem Kopfe und sprang hinaus, dem Fräulein Brigitte, der Tochter des Geheimenraths, das drollige Abenteuer zu erzählen.

Die Erbschaft.

Fräulein Brigitte, fünfundzwanzig Jahre alt, eine empfindsame Schöne, wohlbewandert in der neuesten Romanenliteratur, fand das Abenteuer göttlich und als sie den Roderich gesehen hatte, beinah' übergöttlich, doch sagte sie das nicht laut. Der Herr Sekretär — eigentlich hatte ihn der Geheimerath nur zum Kanzleikopisten und Privatsekretär bestimmt — fuhr, statt ins Städtchen der seligen Muhme, aufs Gut seines Gönners. — Ehe acht Tage vergingen, ward er da so einheimisch, vertraut und beliebt sogar verliebt, daß er Schmerz, Hammelkeule, Muhme und Erbschaft fast vergessen hätte. Er ritt gut, tanzte artig, sang vortrefflich, spielte Klavier und Harfe allerliebst, zeichnete niedlich, war ein unterhaltender Gesellschafter, wie sollte es anders kommen? Die Frauenzimmer, zu welchen auch die Geheimeräthin von Landern gehörte, konnten des Geheimenraths Menschenkenntniß und Geschmack nicht genug preisen. — Herr von Landern that sich selbst auf die getroffene Wahl nicht wenig zu gut; denn er bemerkte bald, Roderich habe größere Kenntnisse, als er von ihm erwartet hätte. Er übertrug ihm wichtigere Expeditionen, zog sein Gutachten über mancherlei zu Rath, und trug ihm sogar endlich auf, einen Bericht über den Zustand des Schulwesens im Lande nach den eingenommenen Rapporten zu bearbeiten, was eine Ferienarbeit für den Geheimenrath selbst sein sollte. Der Bericht war in so kurzer Zeit und so genügend abgefaßt, daß Herr von Landern daran nichts zu bessern wußte. „Ihr Glück ist gemacht!“ sagte er zu seinem Sekretär mit Herzlichkeit: „Sie sind zu etwas Besserm, als zum Kopiren zu gebrauchen. Arbeiten Sie noch ein Jahr unter meiner Leitung, dann empfehle ich Sie dem Herzog.“

Es war ein rechter Jammer, als Roderich sich für einige Tage ins Städtchen begeben mußte, um die Erbschaft in Besitz

zu nehmen. Am meisten klagte in stiller Einsamkeit die empfindsame Brigitte. Sie schrieb jeden Tag zwei Sonnette, worin es an „Wonnen und Sonnen“ Thränen und Sehnen“ durchaus nicht fehlte. Freilich bekam Roderich diese „Geständnisse einer edeln Seele“ nie zu lesen. Der Glückliche ließ sich nicht träumen, wie sehr er geliebt sei; dafür aber ließ sich's auch die kleine Gräfin Wilhelmine nicht träumen, wie abgöttisch Roderichs Herz sie verehrte. Sie hüpfte und sang in seiner Abwesenheit so vergnügt durch den Tag hin, als wäre kein leidender Roderich in der besten Welt.

Er fand sich aber im Städtchen länger aufgehalten, als er geglaubt hatte. Das Testament ward entsiegelt, und siehe, die Muhme verschenkte darin ihren ganzen Kramladen, sammt allen Schwefelhölzern und Feuersteinen, einer armen, alten Frau Gevatterin; ihrem Neffen hingegen fiel ein Kapital von 25,000 Gulden zu, das die sparsame, fast geizig selige Frau auf Zinsen ausgethan hatte an dreißig verschiedenen Orten.

Roderich segnete dankbar das Andenken der Muhme, die für ihn gedarbt, und ihm ein unabhängiges Dasein gesichert hatte. Er brachte nicht ohne Mühe, sein zerstreutes „Soll und Haben“ in Ordnung, und besuchte auch seinen ehemaligen Meister Birnenstiel, eigentlich um Gretchen zu sehen, für das er noch immer eine kleine Anhänglichkeit hatte. Aber Gretchen war ein Jahr nach dem Erdbeben mit einem langen, hagern Leinweber kopulirt worden.

Der Pudermantel.

Es war ein Hausfest, als Roderich wieder zur Familie des Geheimenraths zurückkam. Jeder und Jede empfing ihn als einen alten Freund: manche auch wohl noch als etwas mehr; Gräfin Wilhelmine ihn mit unbefangenem Wohlgefallen. Roderich zit-

terte, als er die Reizende wieder erblickte, die jeden Tag schöner zu werden schien, um ihm das Köpfchen zu verrücken. Froh war er daher, als die Herbstferien vorbei waren, Alles nach der Residenz zurückkehrte, und für ihn ein neues, zerstreuungsvolleres Leben begann. Er war seiner Angebeteten nicht mehr so nahe, als auf dem Lande; er wohnte nicht mehr mit ihr unter gleichem Dache, und sah sie nur wöchentlich ein- oder zweimal, wenn er zur Gesellschaft eingeladen wurde. — Diese Entfernung aber machte seine Neigung inniger. Es war schon zu spät, gewisse Gefühle auszujäten, denen er volle Zeit gelassen hatte, tief in seinem Herzen zu wurzeln. Selbst wenn er an ihren Grafenstand und seine Zöllnerherkunft dachte, konnte er den Sinn nicht ändern. Und als ihm die letzte Hoffnung bei der Nachricht verschwand, Gräfin Wilhelmine sei die natürliche Tochter des glorreich regierenden Herzogs, liebte er nur um so heftiger.

Wilhelmine schien ihn nicht halb so gut zu verstehen, als er seinerseits die Blicke der schmachtenden Brigitte verstand. Nur um jene zu sehen, vielleicht auch aus Eitelkeit, vielleicht auch aus zartem Gefühl, schien er mit dieser zu sympathisiren, und Brigitte dichtete fortan nichts, als Hymnen. So täuscht man sich einander.

Nur die Frau Geheimräthin ließ sich nicht täuschen. Sie bemerkte die Leidenschaft ihrer Tochter, und beschloß, da Vorstellungen dagegen vergebens waren, für sie zu arbeiten. Ohne dem Herrn Geheimenrath alle Geheimnisse zu verrathen, drang sie darauf, daß man den Herrn Sekretär zu höhern Stellen befördern müsse. Hat er, dachte die kluge Frau, nur erst Hofrathsrang, übers Jahr verschafft man ihm den Adel. Ihre Mühen blieben nicht fruchtlos. Herr von Landern schlug bei einer Gesandtschaft, die einem auswärtigen Hofe geschickt werden sollte, den Sekretär Roderich zum Legationsrath vor. Der Herzog, welcher von Roderichs Arbeiten öfters gesehen, ließ sich's gefallen.

Aber die Beförderung, welche jahrelange Trennung zur Folge hatte, war für Brigittens weichgeschaffene Seele eine Todeswunde.

Als er endlich kam, seinen Abschiedsbesuch zu machen — es war des Morgens, er, den Degen an der Seite, in schwarzen Staatskleidern — und Brigitte ihn vor ihrem Zimmer hörte, sprang sie in zärtlicher Verzweiflung auf, verabschiedete auf der Stelle ihren Friseur, und ohne daran zu denken, daß sie im Pudermantel mit langem zerstreutem Haar keine liebenswürdige Figur mache, trat sie dem neuen Legationsrath entgegen.

Dieser suchte nicht sie, sondern Se. Excellenz den Herrn Geheimenrath, um, der Etikette gemäß, sich bei ihm zuerst zu beurlauben. Mit unverhohlenem Schmerz flog ihm aber die Betäubte zu, und — so gern er auch sein schwarzes Kleid gegen den färbenden Pudermantel außer Berührung gehalten hätte — es war umsonst — weinend fiel ihm die Freundin, im Gewande schneeweißer Unschuld, an die Brust. Er wehrte sich mit vieler Höflichkeit, wie ein Verzweifelter; dafür bestrich ihn die Zärtliche nur desto mannigfaltiger mit Pomade und Mehlstaub, während ihr langes Haar ihm bald auf dieser, bald auf jener Schulter flatterte.

„Mein Gott!“ rief er in der Angst seines Herzens: „Ich beschwöre Sie — ich bin Ihnen unendlich — fassen Sie sich — sehen Sie doch — ich verzweifle!“ — Brigitte, welche diese abgerissenen Redensarten für nichts weiter, als Zeugen seiner eigenen Betrübniß nahm, ward nur um so bewegter. „Ach,“ seufzte sie, „wir sind beide unglücklich! Aber, Roderich, es ist ein Gott, eine Ewigkeit!“

„Ganz gut, theures, bestes Fräulein, aber Sie machen — —“

„Nein, ich mache Sie nicht elender, Roderich, als Sie mich durch Ihre Abreise.“

Der gute Roderich war schon ganz scheckicht geworden. Selbst Brigitte, da sie auf einen Augenblick vor ihm zurücktrat und ihn

mit zärtlichen Blicken anschauen wollte, erschrak über die übel zugerichtete Gestalt.

In diesem Augenblick trat der Geheimerath aus seinem Zimmer. Brigitte, mit jungfräulicher Besonnenheit, flog zurück, und ließ den bemalten Roderich unter ihrer Stubenthür stehen. Nachspringen konnte er ihr nicht; also faßte er sich kurz, machte Sr. Excellenz das gebührende Kompliment, und bat um seine fernere hohe Protektion. Er stotterte noch dies und das. Der Geheimerath war eben so verlegen, als der Legationsrath. Er hatte noch die flüchtige Brigitte im Pudermantel erblickt, und das Uebrige errathen.

„Aber zum Teufel, Herr, wie sehen Sie aus?“ rief der Geheimerath endlich.

„Ihre Excellenz, ich streifte zufällig einem Pudergott zu nahe!“ stotterte der Legationsrath, indem er einen Blick wehmüthiger Betrachtung auf sein Staatskleid senkte.

Der Geheimerath schüttelte bedenklich den Kopf, und sagte: „Gehen Sie, lassen Sie sich die Götterstrahlen abbürsten. Ich fürchte, ihr treibt mit einander zu viel Menschlichkeiten!“

Nun war Alles verrathen. Fräulein Brigitte läugnete es nicht. Die Geheimeräthin that ihr gutes Wort hinzu und — da nach einem halben Jahre der Gesandte erkrankte und zurückging, Roderich inzwischen die Geschäfte seines Hofes mit Glück führte — empfing er unvermuthet, zur Belohnung seiner Verdienste, das Adelsdiplom vom Herzog. Aber nicht so sehr das Verdienst des Legationsrathes, sondern Brigittens Pudermantel war an der Standeserhöhung schuld. Denn im Hause des Geheimenrathes war man einig darüber, Roderich müsse Edelmann sein, um Brigittens Bräutigam zu werden.

Die Arznei.

Auch in der Residenz war die Sache so gut als abgethan, Roderich sei der Verlobte und Vielgetreue des Fräuleins von Landern. Nur Roderich selbst glaubte nicht gern daran — er glaubte lieber an die schöne Wilhelmine. Freilich war er mit Fräulein Brigitte in emsigem Briefwechsel. Dankbarkeit, Achtung, Freundschaft fesselten ihn an sie und ihre Familie. Und wenn sie so schön schrieb, wohl gar ein paar Verse in ihre poetische Prosa einwebte, da mußte er doch wohl wärmer und zärtlicher antworten, als in einer gewöhnlichen offiziellen Note. Zuweilen dachte er sich, wenn er eben zur poetischen Prosa oder prosaischen Poesie nicht gar gelaunt war, statt Brigittens, Gräfin Wilhelminen, um sich in höhere Stimmung zu werfen. Guter Himmel, dann war Alles Poesie. Dann ergossen sich seine Gefühle in Worte, die übernatürlicher Art schienen; dann ward die, der der Brief galt, eine Heilige, mit der sein Geist verschmolz; das Weltall zur engen Hütte, in der er nur mit ihr allein stand: die Ewigkeit zu einem Athemzug von Seligkeit, und ein Traum von ihr mehr werth, als ein Leben voller Glück und Herrlichkeit sammt dem glänzenden Nachschweif des unsterblichen Namens.

Natürlich, so etwas mußte Brigitten neu begeistern. Allein endlich ward das Phantasiespiel mit dem ätherischen Liebhaber doch etwas langweilig, da er ein und zwei Jahre abwesend blieb, von Vermählung kein Wort fallen ließ, inzwischen Brigitte in die unlieben Jahre einrückte, wo man lieber Frau, als Fräulein heißt. Zudem seufzte sich unter ihren Anbetern ein gewandter, altadeliger Kammerherr von Hohenschopf fast krank. Die Parthie war nicht zu verachten. Ein leidlicher, junger Mann in der Nähe ist besser, als zehn ehrfurchtsvolle Engel in der Ferne. Und ein Mädchen ist und bleibt am Ende doch nur ein Mädchen.

Kurz, Brigitte wechselte noch Briefe mit Roderich, als sie mit dem Kammerherrn in aller Unschuld Blicke wechselte. Endlich wurde der Blickwechsel lebhafter, als der Briefwechsel, und zuletzt wünschte das zur Kammerherrschaft aspirirende Fräulein ganz im Stillen, der Herr Legationsrath möchte ihr ein wenig untreu werden, um mit ihm brechen zu können. Aber er ward ihr nicht untreu; weil er ihr noch nie treu gewesen. Er machte sich darauf gefaßt, in ihr seine künftige Ehehälfte zu sehen, und betete die Gräfin Wilhelmine an, die ihm, wie eine verbotene Sünde, lieb war.

Endlich ward sein Geschäft am auswärtigen Hofe durch die gute Laune der Majestät, mit der oder deren Stellvertreter er zu unterhandeln hatte, sehr vortheilhaft für seinen Herzog geendet, und dieser rief ihn mit schmeichelnden Ausdrücken zurück.

Roderich bekam fast Fieber, als er die lange verlassene Residenz wieder erblickte, den Wohnort Wilhelminens. Das Fieber vermehrte sich durch Furcht, Brigitten wieder zu sehen, wo es dann nothwendig zu jener entscheidenden Erklärung kommen mußte, der er immer bisher mit Bescheidenheit ausgewichen war. Sein Zustand nach der Ankunft in der Hauptstadt war wirklich, oder schien ihm bedenklich genug, deswegen den Herrn Hofmedikus zu konsultiren. Dieser, ein wahrer Idiot in Herzenssachen, verordnete China, Rhabarbara und der Himmel weiß, was? Aber damit stillt man kein unruhiges Herz.

Endlich mußte der schwere Schritt gethan werden. Roderich ließ sich im Hause Sr. Excellenz des Geheimenraths melden. „Geben Sie mir etwas Stärkendes!" sagte er zum Hofmedikus vorher. Der eigensinnige Hofmedikus aber blieb bei seinem System, schüttelte den Kopf, und schickte eine Arznei, die der Legationsrath ohne Arg verschluckte. Unglücklicher Weise hatte es dem Herrn Hof-

medikus beliebt, für den wichtigen Tag ein abführendes Mittel anzuordnen.

Nun läßt sich leicht ermessen, daß solche Mittel die allerschlechtesten sind, die bei Liebeserklärungen oder Heirathsanträgen anzuwenden sein mögen. Roderich, auf solche Bosheit gar nicht vorbereitet, vermuthete keineswegs, welche fürchterliche Störungen ihm in der wichtigsten Negoziation seines diplomatischen Lebens bevorständen.

Anfangs ging Alles glücklich. Man ward beim Geheimenrath entzückt, sich wieder zu sehen. Man hatte sich viel zu erzählen. Roderich erschien so liebenswürdig, daß Brigitte ihrem zärtlichen Kammerherrn auf der Stelle treulos ward, und beschloß, noch in der gleichen Stunde mit Roderich aufs Reine zu kommen. Im Grunde erwarteten Vater und Mutter nichts Anderes. Sie fühlten wohl, man müsse die jungen Leute ein wenig allein lassen. Dazu gab's Gelegenheit und Vorwand genug. Also — die entscheidende Stunde war da.

Die empfindsame Brigitte stammelte einige Artigkeiten! Roderich vergalt, wie sich's gebührt, Gleiches mit Gleichem. Man sprach vom Theuergebliebensein; von Wünschen, daß man sich doch nie wieder trennen dürfte; vom Glück des stillen, trauten Beisammenlebens — genug, Alles war im besten Gange, als auch die Mittel des verwünschten Hofmedikus in Gang kamen.

Roderich wollte allerdings zwar das Uebel verheimlichen, aber dabei verging ihm doch Lust und Liebe. Er ward stiller, einsilbiger, ernsthafter. Brigitte, welche dies für Kampf seiner leidenschaftlichen Liebe und allzugroßer Schüchternheit hielt, ward um so thätiger ihn zu ermuntern, diese verhaßte Bescheidenheit zu vernichten. Alles vergebens. Der Unglückliche fing an die Stirne zu runzeln, die Lippen zusammenzubeißen, und dabei so gezwungen zu lächeln, daß nur Brigittens Enthusiasmus und Zärtlichkeit dazu gegehörte, dies Alles nicht zu bemerken.

Je verführerischer sie ihm in in die Augen lächelte, je peinlicher ward seine Noth. Er gab sich viele Mühe, ihr die liebkosendsten Sachen zu sagen, aber er that es mit Geberden der unverkennbaren Verzweiflung. Sie bemerkte es — ward unruhig — fürchtete — und ward noch verlegener, als er.

„O Roderich,“ sagte sie, „nach einem so langen Umgang, nach einer so traulichen Freundschaft, als wir beide pflogen, sollten wir endlich anfangen, redlich gegen einander zu sein. Aber läugnen Sie es nur nicht länger, Sie sind nicht offenherzig gegen mich. Täuschen wir uns nicht selbst.“

Er starrte sie lange mit sonderbarer Aengstlichkeit an, die sie sich ganz falsch erklärte, und sagte endlich in der Zerstreuung, um doch nur etwas zu antworten: „Wie verstehen Sie das, Liebe?“

„Wehe mir!“ seufzte sie, und schlug die Augen kläglich gen Himmel: das sei Gott geklagt, also verstehen wir uns auch jetzt noch nicht! — Doch, ja wohl, ich verstehe Sie. Es sei! Aber warum sind Sie gegen Ihre Freundin nicht redlich und offen?“

„Ich nicht redlich? nicht offen?“ rief er mit gedämpfter Stimme, und lief unruhig im Zimmer umher. Mehr konnte er in der Seelennoth nicht sagen. Er suchte schicklichen Vorwand, sich zu entfernen.

„Nein, Roderich, Sie sind nicht offen. Ich weiß es, gestehen Sie es nur. Sie lieben eine Andere.“

„Eine Andere?“ seufzte Roderich, und nun vermehrte sich in ihm die hypochondrische Angst, denn er glaubte, Brigitte vermuthe Wilhelminen.

„Ha!“ sagte das Fräulein mit ernster Erhabenheit: „Sie werden blaß! Ihre Gesichtszüge entstellen sich! Gehen Sie, ich will keinen Theil an Ihrem Herzen. Gehen Sie und werden Sie glücklich!“ — Neugierig erwartete sie, welche Wirkung diese kühne Apostrophe auf Roderich hervorbringen werde.

Dieser aber, in seinen Gedanken nur mit dem gottlosen Hof-

medikus beschäftigt, ließ sich in seiner bittern Pein das Erlösungswort: „Gehen Sie!" nicht zum dritten Male sagen, ergriff den Hut, küßte dem Fräulein geschwind mit einem Delinquentengesicht die Hand, und rannte wie im Sturme davon.

Den folgenden Tag ward die Verlobung des Fräuleins von Landern mit dem Kammerherrn von Hohenschopf förmlich in der Residenz verkündet.

Dieser jähe Wechsel in den Gesinnungen Brigittens war doch dem Legationsrath empfindlich, so lieb ihm auch sein mochte, seine Freiheit behauptet zu haben. Er besorgte, von Seite des Geheimenraths verkannt zu werden, und Dankbarkeit verpflichtete ihn, diesem Biedermann vollen Aufschluß über sein Verhängniß zu geben. Nach vollzogener Vermählung Brigittens mit dem Kammerherrn hatte Roderich endlich das Glück, den Geheimenrath, der sich oft vor ihm hatte verläugnen lassen, zu sprechen Roderichs Offenherzigkeit endete den Zwist schnell. Der Geheimerath lachte übermäßig, und tröstete den guten Roderich, der sich betrübter und verliebter stellte, als er je gewesen war.

„Mein Gott, warum sagte er mir das auch nicht?" rief Frau von Hohenschopf hintennach, als sie es erfuhr: „Der Herr Hofmedikus verdiente mit seinen Mixturen und Latwergen Landes verwiesen zu werden."

Die Bettlerfamilie.

Eine Folge der Aussöhnung war, Roderich wurde zum Justizrath erhoben, und mit ansehnlicher Besoldung ausgestattet. Der regierende Herzog gab ihm überdem noch glänzende Beweise seiner hohen Zufriedenheit.

Aber die höchste Zufriedenheit, die ihm kein Herzog gewähren konnte, gab die schöne Gräfin Wilhelmine seinem Herzen. Der

jungfräuliche Zauber, der sie, der alle ihre Bewegungen, ihren Ernst, ihren Scherz umschwebte, hatte sich in den paar Jahren, von Roderichs Abwesenheit so sehr entfaltet, daß der gute Legationsrath, als er sie zum ersten Male wieder sah, sie nur mit stummem Erröthen aus der Ferne, nachher lange nur mit Blicken voller Ehrfurcht betrachten konnte. Hätte die heitere, unbefangene Gräfin ihn nicht selbst als einen alten Bekannten angesprochen — er würde sie wahrlich kaum angeredet haben.

Wilhelmine war aber auch nicht mehr, die sie ehemals im Landernschen Hause gewesen war, wo sie ihm oft entgegen sprang, sich harmlos an seinen Arm hing, und ihm unberufen tausend artige, oft schmeichelnde Sachen sagte. Sie wußte ihm keine schmeichelnden, artigen Sachen mehr, sprang ihm nicht mehr entgegen, und hatte eine gewisse Majestät angenommen, die Jeden von ihr in ehrerbietiger Ferne hielt.

Roderich glaubte lange, diese jungfräuliche Majestät sei Folge von Grundsätzen und Predigten der Frau Oberhofmeisterin, bei welcher die Gräfin seit mehreren Jahren wohnte. Und es ist nicht zu läugnen, die Frau Oberhofmeisterin war eine steife Dame, aus Etikette, Zeremoniel und Ritualien zusammengewachsen. Allein Roderich irrte doch. Wilhelmine hatte ihr unschuldiges Herz treu und rein bewahrt, und die Etikette, und das jungfräuliche Ritual nicht von der Oberhofmeisterin, sondern von der Natur genommen.

Inzwischen trug der Irrthum für den Herrn Justizrath eine sehr gute Folge. Er fand durch Wilhelminens Nähe, jene steife Göttin des Hofzeremoniels ungemein liebenswürdig. Er sagte ihr so viele Verbindlichkeiten, daß die Oberhofmeisterin, durch Lebensklugheit geleitet, nicht anders konnte, als ihm ihre Freundschaft und Achtung schenken. Sie lud ihn öfters zu sich und ihren Abendzirkeln ein; er ward zuletzt ihr Hausfreund, und Gräfin Wilhel-

mine, die den Justizrath von frühern Zeiten her schätzte, hatte natürlich dagegen keine Silbe einzuwenden.

So stellte sich nach und nach die alte Bekanntschaft, und wenn man will, eine Art von Vertraulichkeit her. Wilhelmine war zu schön, um nicht von allen Herren am Hofe geliebt, und dem Herzog zu nahe verwandt, um nicht von allen vergöttert zu werden. Beständig von Anbetern umschwärmt, wäre ihr, was Roderich allenfalls Aehnliches, wie diese, hätte sagen können, nichts Neues gewesen. Allein sie hörte dergleichen nie von ihm, und diese bescheidene Ehrfurcht war ihr angenehmer, als hätte er ihr den üblichen Weihrauch gestreut.

Unter solchen Umständen war Roderich leiblich glücklich. Durch täglichen Umgang milderte sich die Heftigkeit seiner Leidenschaft; aber durch tägliches Einsaugen des süßesten Giftes ward er um so kränker im Herzen. Das Schlimmste blieb, daß Wilhelmine zwar sehr gnädig gegen ihn war, ihn als einen Freund behandelte — aber man weiß wohl, mit solcher Gnade und Freundschaft ist man unter gewissen Umständen unglücklicher, als mit erklärter Feindschaft. Die rechte Gnade war bei der Gräfin noch nicht zum Durchbruch gekommen.

Eines Tages befand sich Roderich auf einem Landgute der Oberhofmeisterin, die glänzende Gesellschaft hatte. Und in glänzender Gesellschaft war die schöne Wilhelmine immer das Glänzendste. Da der Herr Justizrath die Ehre hatte, Wilhelminen nach dem Essen in einem Wäldchen spazieren zu führen, lockte aufsteigender Dampf und Rauch hinter Gebüschen die Neugier der Lustwandelnden.

Bald erblickten sie unter sich im Thale, zwischen Gesträuchen, eine Bettlerfamilie, die ihr Mittagsmahl kochte. Zwei Buben von sechs bis sieben Jahren ritten auf einem Manne herum, den sie Vater nannten; ein kleines Mädchen von vierzehn Jahren half der Mutter Wäsche trocknen, die an der Sonne über Schlehenbüschen

ausgebreitet hing. Das Anziehendste bei diesem Schauspiel waren die mannigfaltigsten Beweise der Liebe, welche die Kleinen abwechselnd sowohl beim Spiel, als beim Mittagsmahl, den Aeltern gaben, oder von ihnen empfingen. Die arme Frau hielt sich für unbelauscht und überließ sich ihrer Natürlichkeit.

Wilhelmine fand das Schauspiel so unterhaltend, daß sie sich niedersetzte, um recht lange beobachten zu können. Roderich ersah sich bald ein Plätzchen neben ihr.

„Die Leute sind so arm — so arm! und doch sind sie glücklich!“ sagte oder flüsterte Wilhelmine nach einer langen Pause, indem sie mit Augen auf Roderich blickte, die dunkler leuchteten, als hätten sie geweint, oder als wollten sie weinen.

„Ja wohl sind sie glücklich! Und das wissen Sie ja, liebe Gräfin, wenigstens aus Büchern wissen Sie es, das Glück ist keine Folge des Goldes oder Ranges, es sucht nur genügsame Herzen!“

„Ach!“ seufzte die Gräfin, „ich wäre so gern genügsam — ja, ich könnte arm sein, wie die Leute da, und es sollte mich nicht schmerzen — hätte ich nur Vater, Mutter, Bruder, Schwester, wie diese da! — Ach, ich bin so verlassen — es muß in trauter Familie ganz anderes Leben sein. Aber ich war von Kindheit an Waise.“

„Wie ich!“ setzte Roderich schwermüthig hinzu, und dachte an seinen guten, unglücklichen Vater, den Zöllner, und an seine Muhme.

Nun entspann sich ein trauliches Gespräch. Roderich klagte über die Einsamkeit und Freudenlosigkeit seiner Kindheitstage, über den frühen Tod seines Vaters. — „O, hätte ich meinen Vater noch, ich möchte Zöllner sein! ich würde für ihn betteln gehen mit Freuden.“ Dann erzählte er dankbar von seiner guten Muhme.

„Und ich! und ich!“ schluchzte Wilhelmine: „was habe ich denn gehabt? Auch ich kannte meine Mutter nicht, hatte weder Bruder, noch Schwester, noch Muhme; Sie haben doch einmal einen Vater

gehabt, der ganz Ihr Vater war — aber ich . . ." hier verlor sich ihre Stimme in einem Seufzer.

Beide erzählten sich in die tiefste Wehmuth hinein. So offenherzig hatten sie nie mit einander gesprochen; und mitten in diesem Erguß gegenseitiger Gefühle war wohl nichts folgerechter, als daß Roderich Wilhelminens Hand ergriff, und im Gefühl seines und ihres Unglücks sprach: „O wäre ich nur Ihr Bruder!"

Sie sah ihn an und sagte ganz gutherzig: „Wohl, Sie würden mir, als Bruder, gewiß lieb gewesen sein!"

„Wählen Sie mich dazu!" seufzte er treuherzig, so daß Wilhelhelmine nichts erwiedern konnte. „Ja," seufzte sie, „Roderich, wenn Sie mein Bruder — recht mein Bruder sein können — offen, vertraut, redlich wie ein wahrer Bruder, Sie sollen an mir eine wahrhafte Schwester haben. — So unbefangen habe ich noch Keinem über Familienangelegenheiten gesprochen, noch Keinen von den seinigen sprechen hören, als Sie. Dies Vertrauen sollen Sie behalten. Verlassen Sie mich nicht, so wie ich gewiß an Ihren künftigen Schicksalen den schwesterlichsten Antheil nehmen werde."

„Liebe Wilhelmine, Schwester!" sagte Roderich, und drückte sie an seine Brust, und küßte sie; und sie, obgleich schüchtern, küßte zitternd den Adoptiv-Bruder mit Schwesterliebe. Der Kuß dauerte freilich für einen Bruderkuß fast etwas zu lange — allein man muß bedenken, daß beide in ihrem Leben noch keinen Bruder, noch keine Schwester im Arm gehalten hatten, und für das erste Mal war solch ein Entzücken sehr verzeihlich.

Am besten befand sich, bei diesem Bunde des Geschwisters, die Bettlerfamilie. Denn Arm in Arm gingen Roderich und Wilhelmine zu ihnen hinab, gaben jedem der kleinen Bettler, die ihnen entgegensprangen, die offenen Händchen voll Geld, und meinten damit nur eine heilige Schuld zu entrichten.

Auch war ihnen beiden, da sie heimgingen zum Landhause der

Oberhofmeisterin, als wenn alle blühenden Gebüsche ihnen Freudenkränze reichten; als wenn der lange Abendwind beim Sonnenuntergang ein langer zärtlicher Schwesterkuß der Natur sei.

Abends war bei der Oberhofmeisterin Ball. Da hätte man Bruder und Schwester tanzen sehen müssen, um die Geschwisterliebe zu bewundern.

Der Strickbeutel.

Wie hochselig Roderich war, darf ich wohl nicht erzählen. Als Justizrath und Präsident seines Tribunals übte er zwar Gerechtigkeit, aber noch lieber Gnade. Wie konnte er im Andenken an seine holdselige Schwester hartherzig sein? Er gewann durch seine Verbrüderung noch mancherlei andere Vortheile, die er aber alle über einen zweiten Schwesterkuß vergessen haben würde. Zum Beispiel, der alte, kranke Herzog ließ ihn öfter zu sich kommen, um sich mit ihm über Landessachen zu unterhalten. Roderich besaß das Talent, gut vorzulesen; die Schwester hatte das Talent des Bruders dem Herzog verrathen, und Roderich mußte, dem Herzog die Langeweile zu vertreiben, oft aus den neuesten Schriften lesen. Der Herzog gewann dadurch den verdienstvollen Mann immer lieber, und zog ihn zuletzt in seinen geheimen Kabinetsrath. — Am Hofe schüttelte man freilich den Kopf. Man wunderte sich, daß der alte Herzog, der in seinem ganzen Leben keinen Liebling gehabt habe, nun noch in späten Tagen auf solchen Einfall komme. Aber desto tiefer bückte sich Alles vor dem neuaufgehenden Stern.

Doch, wie gesagt, dies machte Roderichs Glück nicht. Er hätte auch Zöllner sein können: wäre ihm nur sein Schwesterchen geblieben, er hätte keine Abnahme seiner Seligkeit gespürt.

Wilhelmine gewann dabei täglich mehr Vertrauen zu ihrem Bruder, der in aller brüderlichen Unschuld ihr auch erzählt hatte,

wie er sie von jeher über Alles geliebt habe, und das ehemalige Fräulein von Landern ihm große Noth gemacht. Dann gestand die Schwester wohl auch ganz naiv, wie er ihr besonders bei diesem oder jenem Anlaß gefallen; wie sie heimlich geweint habe, da er zu seinem Gesandtschaftsposten abgereiset sei; wie sie das Fräulein von Landern immer gern besucht habe, nur um Nachrichten von ihm zu erfahren.

Ein sonderbarer Zufall störte plötzlich das stille Glück dieses Geschwisters.

Die Gräfin saß eines Tages in der Kutsche, um, von ihrem neuen Bruder begleitet, zu Sr. Durchlaucht dem Herzog zu fahren. Der Herzog hatte keine Freude mehr, als an seiner Tochter. Schon wollten die Bedienten den Kutschenschlag schließen und der Kutscher davon jagen, als Wilhelmine plötzlich „Halt!" rief, und ihren Strickbeutel suchte. Sie hatte ihn vergessen. Roderich sprang sofort aus dem Wagen, und flog die Treppe hinauf, ihn zu suchen. Wilhelmine konnte dem Dienstfertigen kaum noch sagen: „Er liegt auf der Toilette der Frau Oberhofmeisterin."

Roderich ging also an das Zimmer der Oberhofmeisterin; es war verschlossen; zur zweiten Thür; auch verschlossen; zur dritten, eben so. Endlich fand er eine offene. Er hinein, und wanderte nun von innen durch alle Gemächer der Dame, wohin sonst nicht leicht ein Ungeweihter kam. Er fand überall Toiletten, aber keinen Strickbeutel. Endlich trat er auch in das geheimste Kabinet der Oberhofmeisterin. Es war zwar verschlossen, aber doch ein Schlüssel in der Thür. Da lagen Papiere, Rechnungen, Briefe umher, und der — Strickbeutel. Er griff nur nach diesem, und brachte ihn eiligst seiner Schwester zurück. Der Wagen fuhr fort.

Unterwegs wollte die Gräfin ihr Schnupftuch gebrauchen — sie zog es aus dem Strickbeutel, und drei, vier Briefe fielen heraus.

„Es scheint, Sie haben Ihr geheimes Archiv da? sagte Roderich, und hob die Briefe auf. Die Gräfin versicherte, sie wisse nicht, wie die Papiere hineingekommen.

„Soll ich das schwesterliche Vertrauen auf die Probe stellen?“ fragte er: „und haben Sie Muth genug, mich die Heimlichkeiten sehen zu lassen?“

„Lesen Sie doch!“ sagte die Gräfin lachend; und begierig, einen Stoff zu brüderlichen Neckereien zu finden, überflog Roderich im Augenblick den Inhalt des einen Briefes — ward ernster — durchflog den zweiten, dritten — war fast außer sich — und stammelte: „Gnädige Gräfin, wie kommen Sie zu diesen Briefen?“

Der Ton, in dem er fragte, das entstellte Gesicht, mit welchem er sich zu Wilhelminen wandte, erschreckten das arme Mädchen.

„Aber um Gotteswillen, Roderich, was ficht Sie an?“ rief sie.

„Wie kommen Sie zu diesen Briefen?“ fragte er noch einmal mit einem Ton, worin das ganze Entsetzen seiner Seele lag. Erschrocken betrachtete die Gräfin erst die Papiere, dann das Schnupftuch, dann den Strickbeutel, und sagte: „Mein Gott, das ist nicht mein Strickbeutel. Sie haben mir den der Oberhofmeisterin gebracht. So geht's, Herr Bruder, wenn man blindlings hinstürmt. Gehen Sie jetzt, und bitten Sie bei der Dame Ihre Indiskretion ab. Sie wird Ihnen aber den Text lesen.“

Indem hielt der Wagen vor dem herzoglichen Palast. Man stieg aus. Wilhelmine lachend und über ihres Bruders Verlegenheit lustig; Roderich stumm, fast düster.

Die Gräfin erzählte dem Herzog sogleich das Quiproquo und mit so vielen komischen Zusätzen, daß der alte Herr gar herzlich lachte. Roderich aber bat Seine Durchlaucht um Audienz in dringenden Geschäftssachen, und entfernte sich mit ihm. Wilhelmine fand das freilich sonderbar, und ein wenig unhöflich; sie begab sich inzwischen, ohne etwas Arges zu denken, in den anstoßenden Saal,

wo sie im glänzenden Zirkel von Herren und Damen bald Unterhaltung genug fand.

Der Herzog ließ sich nach einer Stunde endlich entschuldigen, nicht erscheinen zu können. Aber auch Roderich kam nicht wieder. Die beiden anwesenden Minister wurden abgerufen, noch einige andere hohe Hofbeamte, und keiner kam wieder. Die Oberhofmeisterin ward abgerufen, und kam auch nicht wieder. Alles hatte ein seltsam zerstörtes Ansehen. Man ging früher aus einander als gewöhnlich. Gräfin Wilhelmine fuhr allein nach Hause. Kaum angekommen, vernahm sie mit Entsetzen, die Zimmer der Oberhofmeisterin seien versiegelt und die Dame selbst verhaftet. Die Kammerfrauen trieben Lärmen und Gewinsel, daß die Gräfin vor Schrecken fast krank ward.

Nachts um eilf Uhr ward gepocht, und Roderich bei der Gräfin gemeldet.

Er kam in Reisekleidern. Wilhelmine ward blaß, wie eine Leiche. — „Was ist denn begegnet?" fragte sie an allen Gliedern zitternd. — Er bat, nur auf einen Augenblick sie allein zu sprechen. Die Kammerfrauen verschwanden

„Liebe Wilhelmine," flüsterte er, „bewahren Sie mir Ihre schwesterliche Liebe. Der Herzog schickt mich nach Neapel, den Prinzen Xaver zu retten und wo möglich her zu führen. Man hat abscheulichen Hochverrath getrieben. Das Leben des alten Fürsten geht zur Neige — und der Prinz ist noch ein Hinderniß, sonst fiele das ganze Land beim Tod des Fürsten an den . . . . schen Hof. Darauf waren verruchte Plane berechnet, weil der Erbprinz Vielen an unserm Hofe nicht lieb ist; weil man seine Wiederkunft und unangenehme Reformen befürchtet; man hatte Unterhandlungen gepflogen; es ist schon weit gediehen — genug, liebe Wilhelmine, mein Mißgriff, der Strickbeutel der Oberhofmeisterin — damit kam Alles an den Tag."

Die Gräfin war von diesen Nachrichten so erschüttert, daß wirklich nur der Abschied eines Bruders dazu gehörte, um ihr Schrecken in die sanftern Empfindungen von Trauer aufzulösen. Er mußte noch in derselben Nacht abreisen. Ich mag nichts von den Thränen sagen, die hier geweint wurden; nichts davon, wie die Schwester mit unverhohlener Zärtlichkeit ihre Arme um den Nacken des Bruders schlug; keine Bemerkung darüber!

Der Premierminister.

Der Erbprinz in Neapel lebte in einem Strom von Zerstreuungen und Freuden aller Art. Die Briefe, welche er von Hause bekommen hatte, sprachen nichts, als vom Wohlsein seines durchlauchten Herrn Vaters, und wie derselbe wohl zufrieden sei, wenn der Prinz noch länger im Ausland bleiben, und fremde Gesetze, Sitten und Einrichtungen studiren wolle. Der Prinz hatte sich diese väterliche Güte wohl gefallen lassen, ungeachtet es ihm weniger um Gesetze, Sitten und Einrichtungen des Staates, als um Opern und Hoffeste zu thun war. — Im Grunde hatte der junge Mann, der neben einigem Leichtsinn doch ein treffliches Herz besaß, nie recht erfahren, wie es mit der Gesundheit des Vaters stehe. Er war von seinen eigenen Leuten umgarnt und betrogen. Diese standen mehr im Solde des Premierministers, als des alten Herzogs. Daher wurden mancherlei Briefe unterschlagen, und Spiele gespielt, die zuletzt für die Spieler selbst nicht gut auslaufen konnten.

Da ich hier keine Staats-, Hof- und Intriguengeschichte zu erzählen habe, trete ich nicht weiter in die ohnehin noch bis zur jetzigen Stunde nicht ganz klar gewordene Sache ein, sondern melde nur, daß Roderich in Neapel ankam, und zwar von der Eile seiner Reise halb krank. Die Umgebungen des Prinzen hatten von dem, was daheim vorgefallen war, noch nicht unterrichtet sein können,

daher sahen sie ohne Argwohn die Ankunft ihres deutschen Landsmannes. Aber schon den zweiten Tag erfuhren sie die Wirkungen desselben.

Roderich trat zum Erbprinzen mit einem eigenhändigen Briefe seines durchlauchten Vaters — enthüllte ihm die Intrigue, durch welche theils der Herzog lange über Charakter und Geschäfte seines Sohnes, theils der Erbprinz über die Gesinnungen seines Vaters getäuscht war. Er vernahm, wie man durch allerlei Kunststücke ihn so lange als möglich von Deutschland zurückhalten, und dann mit der Zeit um Alles bringen wolle.

Xavers Entschluß war rasch genommen. Er ließ seine Leute verhaften, und ihre Papiere untersuchen. Roderich zeigte sich brav. Acht Tage waren hinreichend, was man wissen wollte, ins Klare zu bringen; die Bösewichte zu strafen; die Schuldlosen auszusondern. — Ohne Verzug ging's zur Reise in die Heimath.

Erst wie sie mit einander im Wagen saßen, fiel's dem Prinzen ein, dem Kabinetsrath mit wahrer Herzlichkeit zu danken. Er hatte bisher, wie in schwerer Betäubung, gelebt. Er ergriff Roderichs Hand, drückte sie dankbar, und sagte: „Wie viel bin ich Ihrer Treue, Ihrer Klugheit schuldig! Ehre, Thron, vielleicht Leben, Alles!"

Roderich sträubte sich bescheiden, und setzte endlich lächelnd hinzu: „Gnädigster Herr, in dem Falle hätte ich nur den Stolz, eine alte Schuld abgetragen zu haben. Sie erkennen mich nicht mehr. Sie ließen mich studiren."

„Wer? wie? ich!"

— Als Sie während eines gewissen Erdbebens in Garnison lagen.

„Was? ich kann doch nicht glauben, daß Sie . . ."

— Richtig, der bin ich und kein Anderer, der Bäckersjunge vom Erdbeben her.

„Und das Mädchen da, das kleine, wie hieß es doch?"

— Hat einen ehrsamen Leinweber geheirathet.

„Bon! Und wie in aller Welt kommen Sie an den Hof? wie in das Vertrauen meines Vaters? Warum schrieben Sie mir nie? Erzählen Sie mir doch!“

Roderich erzählte Alles, vom Erdbeben an, bis zum Strickbeutel, aber das Kapitel von der Bettlerfamilie ließ er aus. Ein Prinz muß nicht Alles wissen wollen.

Unsere Reisenden hatten die deutschen Grenzen kaum berührt, als der Prinz vom Tode seines Vaters Nachricht empfing. Den alten Herrn hatte ein Schlagfluß beim Nachtessen getödtet.

Der neue Herzog Xaver weinte bitterlich bei der Todesbotschaft; dann schloß er seinen dankbaren Roderich in die Arme und sagte: „Verlassen Sie mich jetzt nicht; werden Sie mein Rathgeber, mein Freund. Erhalten Sie mir durch Ihren Beistand, durch Ihre Treue, was Sie mir gegeben und gerettet haben.“

Die Prise Schnupftabak.

Daß der neue Herzog an seinem Hofe große Veränderungen vornahm — daß er bei dem Allem aber doch sehr gnädig selbst gegen diejenigen verfuhr, welche sich in die berüchtigte Verschwörung gegen ihn eingelassen hatten, ist bekannt. Eben so, daß er seinem Freunde Roderich, mit dem Rang eines Grafen, das Portefeuille des ersten Ministers übergab. Nicht aber so ganz bekannt ist, daß die Gräfin Wilhelmine durch den Tod ihres Vaters in tiefe Trauer versetzt worden war, aus welcher sie nur durch das angenehme Wiedererscheinen ihres Bruders geweckt ward.

Die Gräfin lebte meistens auf ihren Gütern, denn der neue Herzog lud sie selten an den Hof ein. Der Herr Minister besuchte die Schwester freilich oft, aber doch für seine eigene Sehnsucht viel zu selten.

„Lieber Graf," sagte der Herzog eines Tages zu ihm, „man kann nicht zweien Herren dienen. Ich bemerke, Sie sind oft abwesend."

Der Minister ward feuerroth.

„Sie sehen die Gräfin oft. Die Gräfin weiß aber, wie viel Geschäfte Sie haben; warum kommt sie so selten zur Residenz?"

Der Minister bekam den Husten.

„Ich muß die Geschichte enden, und möchte Ihren Liebesroman mit einer Hochzeit schließen, wie es in der Ordnung ist. Sie lieben doch die Gräfin?"

Der Minister stammelte: „Ihre Durchlaucht, es ist eine alte angenehme Bekanntschaft — ich liebe sie — gewiß, wie ein Bruder seine Schwester."

„Und wenn ich Sie zwänge, sich mit der schönen Gräfin zu vermählen, würden Sie mir's zürnen?"

„Ach!" seufzte der Minister: „wenn die Gräfin — — ich wäre der glücklichste aller Menschen! — Allein die Gräfin —"

„Gut, gut!" sagte der Herzog: „Ich bin der Gräfin ohnehin viel schuldig. Es thut mir leid, daß sie den Hof meidet. Vielleicht, weil ich wenig Gesellschaft sehe, hält sie mich für feindseliger, als ich bin. Wir sprechen uns wieder."

Folgenden Tags, da der Minister wieder zum Herzog kam, öffnete ihm dieser eilfertig eine Art Schrankthür hinter Tapeten von Papier, und sagte: „Geschwind treten Sie hinein. Die Gräfin kommt. Ich nehme sie ins Verhör — sie soll beichten — Sie sollen Alles hören – dann entscheiden Sie selbst."

Der Minister hatte gut gegen die Ueberraschung protestiren; er war schon im Schrank, und die Gräfin trat wirklich in's Zimmer.

Nach einigen allgemeinen Höflichkeiten hob der Herzog in komischem Tone bittere Klage über die Nachlässigkeit seines Ministers, über seine öftern Abwesenheiten an, und bat die Gräfin, weil sie,

doch in Bekanntschaft mit seinem Freunde stehe, diesem einen Wink zu geben.

Die Gräfin stimmte in den Scherz, ohne Verlegenheit zu verrathen.

Der Herzog fuhr darauf fort: „Aber noch eins, schöne Gräfin, in den Papieren meines Vaters finde ich unter anderm auch eine Willensäußerung, Sie betreffend. Er hat mir darin aufgetragen, nicht nur wie ein Bruder für Sie zu sorgen, sondern selbst Aelternrechte über Sie zu üben und Sie zu vermählen."

Wilhelmine senkte die schönen Augen nieder. Sie konnte nichts erwiedern.

„Und kraft dieser mir theuern Verhältnisse darf ich Sie nun wohl fragen: hat Ihr Herz schon eine Wahl getroffen?"

Die Gräfin schwieg.

Roderich hinter der Tapete spitzte die Ohren — sein Herz schlug heftig. „Ach," dachte er, „wen wird sie nennen?" Er horchte nach seinem eigenen Namen.

Indem sich Sr. Exzellenz der Minister mit dem Kopf gegen die Tapete lauschend vorlehnte, kam er mit der Nase gerade in die Richtung über einen Regenmantel des Herzogs, der da hing. Der Herzog aber war ein gewaltiger Tabaksschnupfer, und zum Unglück mochten einige Tabakatome in die Nase des nie schnupfenden Roderich gestiegen sein, denn er verspürte darauf alsbald Reiz zum Niesen.

Jeder kann sich die Verlegenheit der lauschenden Exzellenz leicht vorstellen.

Der Herzog, welcher von der Angst und Noth seines Freundes nichts wußte, setzte inzwischen das Gespräch mit der Gräfin fort, und fragte zuletzt: da ihr Herz, wie es schien, noch frei wäre, ob sie ihm erlaube, sie an einen vortrefflichen, edeln Mann zu vermählen, den er sich durch ihre Hand verpflichten möchte?

Die Gräfin war in diesem Augenblick mit ihrem Herzen in noch

bitterer Verlegenheit, als der Minister hinter der Tapete mit seiner Nase.

„Ich würde Ihnen, zum Beispiel," sagte der Herzog, „den Namen meines Freundes Roderich nennen."

Die Gräfin ward feuerroth, aber antworten konnte sie unmöglich.

„Wie," sagte der Herzog, „Sie werden finster? Hassen Sie ihn?"

„Mit nichten," sagte die Gräfin, „ich schätze ihn."

„Etwa wie eine Schwester den Bruder?" fuhr der Herzog mit schelmischem Lächeln fort: „Und wie, wenn er zu Ihren Füßen läge — um Ihre Hand bettelte — wenn ich meine Bitten mit den seinen vereinte . . ."

Roderich lehnte sich wieder lauschend mit dem Kopfe an die Tapete, der Antwort begierig, und wehe, nun flog ihm eine ganze Prise Schnupftabak vom herzoglichen Mantel in die Nase. Es war kein Haltens mehr — umsonst versuchte der Unglückliche, seiner mächtig zu werden, besonders da er Wilhelminen noch sagen hörte: „Glauben Ew. Durchlaucht, der Graf wird es nie thun, so denkt er nicht, so hat er nie gedacht."

Nun aber brach der geheime Nasenreiz so heftig aus, daß der Minister beim ersten Ruck mit dem Kopf durch die Papiertapeten erschien.

Hier war keine Zeit, weder zum Bereuen, noch zum Verbessern. Der Herzog fuhr zusammen, wie einst beim Erdbeben in der Backstube. Wilhelmine war nicht weniger betroffen über die Erscheinung des niesenden Kopfes. Der Minister aber erbrausete sechsmal durch das Loch in der Wand. — „Ach," rief er, „ich sterbe!"

Lachend ließ der Fürst seinen Freund aus dem Kerker. Roderich konnte den Lachern nichts erwiedern, als: „Die intriganten Rollen gelingen immer schlecht. Ew. Durchlaucht Mantel, mit Schnupftabak eingepudert, hat Alles verdorben. Ich will aber

bessern, wie ich kann!“ Und damit lag er zu den Füßen seiner schönen Schwester, die vor Lachen unmöglich Nein sagen konnte.

Schluß.

Am Morgen nach der Hochzeit ließ sich ein Fremder melden, der schlechterdings keine Abweisung annehmen wollte. Der Minister, im Arm der jungen Frau, wies ihn dennoch ab. Da schickte der Fremde seinen Namen mit Bleistift auf einem Stückchen Papier geschrieben. Roderich las: „Heuwen.“

„Was, der Baron von Heuwen?“ rief Roderich, mein alter Universitätsfreund? — Laßt ihn sogleich kommen!“ Und nun erzählte er Wilhelminen, wie Heuwen sein bester Freund auf hohen Schulen gewesen; wie dieser der reichste, edelmüthigste und geistvollste Jüngling gewesen, den er auf der Universität gekannt, wie sie mit einander einen Bruderbund errichtet; wie Heuwen ihm noch beim Abschiedskuß gesagt: „Geht's dir übel, komme zu mir, Roderich, ich theile mit dir!“

Indem trat der Herr Baron herein. O Himmel, welche Veränderung! Roderich erkannte ihn kaum. Eine bleiche Gestalt, in halb zerrissenem, abgeschabtem Rock, kothigen Strümpfen, Schuhen, aus denen Fußzehen hervorragten — genug, eine Bettlergestalt vom Wirbel bis zur Sohle.

„Wie, Baron, bist du es?“ sagte Roderich, der ihm in die Arme fliegen wollte, aber wie gebannt stehen blieb.

Heuwen verbeugte sich mit Anstand, und sagte mit Achselzucken: „Der bin ich — Ew. Exzellenz verzeihen meine Zudringlichkeit, aber ich bin Flüchtling. Ich flehe um Schutz. Man wird meine Auslieferung begehren?“

„Warum denn?“

— Weil ich drei Loth Schnupftabak, statt Kaffee's kochte.

„Wie kamst du denn zum Kochen, Heuwen?“

— Weil ich einer alten gnädigen Frau die Schleppe abtrat.

„Die Schleppe?“

— Nun ja, ich war so tief gesunken, daß ich Schreiberdienste thun mußte.

„Du Schreiberdienste?“

— Allerdings, denn ich hatte meinen Adel an den Nagel gehängt;

„Wie so?“

— Ach wegen eines Kanarienvogels meiner Tante.

„Es ist nicht möglich!“

— Freilich, denn dadurch verlor ich mein ganzes Vermögen, und ward blutarm. — So ist's. Ich war unglücklich, aber blieb rechtschaffen. Und das Unglück verfolgte mich bis zu Ew. Exzellenz Thürschwellen: denn wegen meiner Schuhe und Strümpfe wollten mich Ihre Leute auch noch vom Anblick meines ehemaligen Freundes trennen.

„Ich gestehe, Heuwen, deine Antworten sind so sonderbar, ich begreife kein Wort davon.“

— Leicht möglich; aber wahr, bestimmt und richtig sind sie. Glück und Unglück hangen an Kleinigkeiten; und solche Bagatellen sind mächtiger, als alle Kenntnisse, Tugenden und Talente.

Roderich gedachte bei diesen Worten des Backtrogs, der ihn aus dem Staube der Niedrigkeit erhob; seiner Wehmuth bei der Hammelkeule, die ihn in Verbindung mit der Gräfin Wilhelmine brachte; des Pudermantels, der ihn adelte; der verwünschten Medizin, die ihm seine Freiheit rettete, des Strickbeutels, durch welchen er Premierminister ward — und sprach: „Lieber Heuwen, ich werde deine Sachen untersuchen, und ist's, wie du sagst, so hoffe ich, bist du bei mir geborgen.“

Und Heuwen war geborgen. Redlich sorgte sein Freund für ihn.

II.

Die Vorrede.

„Was träumen Sie denn Liebes?“ fragte die Gräfin den Baron, als sie eines Nachmittags ins Theezimmerchen trat. Baron Heuwen saß, in Gedanken verloren, allein vor dem Theetische mit verschränkten Armen und vor sich hinstarrenden Augen.

Indem zuckte ein Wetterstrahl durch die heiße Luft, und ein Krachen mit Nachdonner folgte, wie wenn alle Thürme der Stadt zusammenbrächen. Heuwen regte sich nicht, sah nichts, hörte nichts; oder sah und hörte wohl, aber war gegen die Lufterscheinung sehr gleichgültig, weil seine Seele mit ganz andern Erscheinungen beschäftigt war.

Die Gräfin erschrak von Herzen bei dem Donnerschlag, und war um so mehr über Heuwen's Unbeweglichkeit erstaunt.

„Hören Sie denn nicht, Baron? Es donnert! Was machen Sie denn?“ — Heuwen erblickte die Gräfin. „Was ich mache, meine Gnädige? Projekte! Ich bin entzückt. Ich weiß, Sie werden das Köpfchen dazu schütteln. Aber ich falle Ihnen zu Füßen, Sie müssen mir Alles billigen.“

„Und was denn, zum Beispiel?“ fragte die Gräfin lächelnd.

„Ach,“ seufzte der Baron aus seinem Tiefsten: „das läßt sich wahrhaftig so mit drei Worten nicht abthun. Es klänge Ihnen vielleicht ganz närrisch, und doch ist es nichts weniger, als närrisch. Ich rechnete bei mir so: Gibt mir der Herzog durch die Fürbitte Ihres Gemahls ein ruhiges Aemtchen — nur ein Aemtchen in der Kanzlei, wo ich bei der Feder zusammenschrumpfe —

oder am Ende nur eine Thorschreiberstelle, dann — — ach, liebenswürdige Gräfin, das läßt sich unmöglich sagen. Sie begreifen es nicht, ohne lange Vorrede."

Indem rauschte der Gewitterregen mit großen Tropfen vor den Fenstern nieder, und Graf Roderich trat ins Theezimmer. „Aus unserer kleinen Lustfahrt wird heute nichts," sagte er, indem er seine Gemahlin in den Arm nahm und zum Theetisch führte: „wir bleiben den Abend unter uns."

„Nun, Baron," sagte die Gräfin, „so haben Sie Zeit genug, mir die längste Vorrede zu machen. Ich gebe Ihnen Zeit bis Nachts eilf Uhr." Sie erklärte Ihrem Gemahl das gepflogene Gespräch.

„Und du, Heuwen," sagte der Minister, „bist mir noch immer die Geschichte deiner Schicksale schuldig. Die meinige hast du gehört."

„Richtig," versetzte der Baron, „das wäre eben die Vorrede, die ich zu machen hätte. Wenn ihr, liebe Leutchen, nun gerade bei Laune seid, mir zuzuhören, so will ich erzählen. Es wird etwas Teufelei durch einander geben, nota bene, wobei ich immer, als ein armer Teufel, am schlimmsten davon kam. Allein das laßt euch nicht anfechten, so wenig, als es mich angefochten hat. Ich bin der leibhafte Candide, und behaupte allen Teufeleien zum Trotz: „es ist doch die beste Welt."

Der Minister setzte sich mit seiner Gemahlin dem Baron gegenüber. Beide waren voll gespannter Neugier. Die Gräfin bediente von Zeit zu Zeit mit Thee. Heuwen erzählte ungefähr Folgendes.

Die Enttäuschung.

Als ich ein Jahr nach dir, lieber Roderich, die Hochschule verließ, in den Palast meines Vaters zurückkam und in die kurfürst-

liche Residenz, hatte sich, so schien es mir, in den wenigen Jahren meiner Abwesenheit die ganze Welt dort verwandelt. Alles war mir fremd und überraschend, selbst mein Vater. Ich liebte meinen Vater nur zu sehr, sonst, ich schwöre es dir, Roderich, weiß ich nicht, wie es mit meinen Verwirrungen geendet haben würde. Zweimal stand ich auf dem Sprunge, davon zu gehen und eine Reise um die Welt zu thun, oder mich bei den Hottentotten einzubürgern, oder gar Kapuziner zu werden. Zum Glück rettete meine kräftige, jugendliche Natur mir den zur Neige gehenden Verstand und ich lernte wieder lachen.

Als Kind war ich unter heiligen Mahnungen und unter frommen Küssen einer herrlichen, ach, zu früh gestorbenen Mutter aufgeblüht; als Knabe in Einfalt und Unschuld von rechtschaffenen Lehrern erzogen worden. Ich liebte die Welt, die ganze Menschheit, weil ich Gott liebte. Ich sah mit freundlichem Sinn auf Personen geringern Standes, und mit Ehrfurcht auf Personen höhern Ranges, die, wie Götter vor mir wandelten. Ich selbst hielt mich für den Unwürdigsten, alle Andern für die Edlern. Ich strebte, der Vortrefflichste zu werden. Die Tugend- und Heldenbilder des ganzen Alterthums hatten mich zur Tugend, zum Heldenthum begeistert. Von nichts, als diesen Mustern von Selbstüberwindung und Seelengröße, hatte ich als Knabe gehört. Und da ich endlich in Geheimniß und Lehre des Christenthums eingeweiht wurde, strahlte das Weltall vor mir in überirdischem Lichte.

So betrat ich die Hochschule. Du weißt es, Roderich, mit welchem Entzücken wir die klassischen Schriftsteller der Alten und Neuen beisammen lasen; wie sich unser Gemüth durch diese, durch die Worte unserer vortrefflichen Meister veredelte, zu deren Füßen wir saßen, um Weisheit zu lernen. Wir glühten für Wahrheit, Recht und Volksglück. Wir schworen in göttlicher Trunkenheit, den Besten der Welt gleich zu werden. Wir, und wenn du es

nicht für dich Wort haben willst, wenigstens ich, sah die Thorheiten, die Verbrechen, die Laster Einzelner nur für Ausnahmen an, die zu vermindern die fromme Angelegenheit der übrigen Menschheit wäre.

Nun kam ich in die Residenz zurück. Vier Jahre war ich abwesend gewesen. Ich kam mit heimlicher Furcht, weder so kenntnißvoll gefunden zu werden, noch so wacker, als man mich vielleicht erwartete. Hilf Himmel, gerade das Gegentheil! Es währte nicht vier Wochen, hieß ich den Einen der heilige Sonderling, den Andern das gelehrte Monstrum.

„Es freut mich, Thomas,“ sagte mein Vater zu mir, „du hast deine Zeit wohl angewendet, nur zu wohl. Aber du kommst mit ganz schiefen Vorstellungen von der Welt zu uns. Du hast das aus Büchern. Fort mit der Bücherweisheit! Von dem Allem läßt sich im wirklichen Leben nichts gebrauchen. Du mußt jetzt die Griechen Griechen sein lassen, und ein Deutscher werden, Weltmann, Hofmann, Staatsmann werden. Höre Alles, glaube Keinem; sieh Alles, und schweige; denke Alles, aber verrathe davon nichts; mache dich zum Werkzeug Aller, um dich unentbehrlich zu machen. Bist du dies geworden, sind Alle deine Werkzeuge geworden. Du bist jung, hübsch, unternehmend, geistvoll, von den ältesten Landesgeschlechtern und reich. Es kann dir nicht fehlen; mit der Zeit mußt du, nächst dem Kurfürsten, der Erste im Lande sein. Aber deine Büchernarrheit halte sorgfältig geheim wie einen Bruchschaden. Es ist ein Grundverderben unserer heutigen Hochschulen, daß man da den jungen Leuten den Kopf mit Idealen verrückt, die zur Welt so wenig nützen, als dem Blindgebornen ein Teleskop.“

Gern hätte ich meinem Vater ein „Aber“ entgegengesetzt; doch schwieg ich, weil ich wußte, er sei gegen mein Aber etwas eingenommen. Ich ward in die vornehmsten Zirkel der Residenz einge-

führt. Man überhäufte mich mit Güte. Man streute mir Weihrauch mit vollen Händen. Mein Vater war entzückt. Ich aber fand doch das ganze Treiben, worin ich mich schnell einzufügen wußte, fade, gemein und sogar verstandlos. Ich bemerkte bald, die Menschen da insgesammt, die mit einander tanzten, spielten, liebelten, freundelten, die einander priesen und vergötterten, hätten einander Alle zum Besten. Keiner glaubte dem Andern, und doch fuhr Jeder fort, das Unglaubliche zu sagen. Jeder war Egoist und sah nur sich, indem er für Andere zu leben und zu sterben schien.

Man stellte mich dem Kurfürsten vor. Er empfing mich mit ungemein gnädigem Wohlwollen. Sein Hof war weit und breit als der feinste, als der glänzendste bekannt, der Kurfürst selbst von Dichtern und Prosaikern als Kenner und Gönner der Wissenschaften und Künste gepriesen. In seinen Gesprächen mit mir nahm er gelehrten Ton an. Ich bemerkte nur von seinen Redensarten, er habe aus den neuesten Schriftstellern der Franzosen eine gewisse Tünche angenommen. Wahr ist es, er opferte für die Wissenschaften und Künste ungeheure Summen; aber ich bemerkte bald, er opferte das seiner Glanzsucht und Ueppigkeit. Er unterhielt eine berühmte Akademie der Wissenschaften, und ließ die Schulen des Volks im erbärmlichsten Zustande. Sein Staat glich einem Menschen, der unter seidenen Kleidern ein zerrissenes Hemd verbirgt. Das Hoftheater kostete viel, aber ich bemerkte, die Sängerinnen und Tänzerinnen kosteten das Meiste. Es ekelte mich an, als ich inne ward, die goldene Ueberschrift des Opernhauses: „Künste veredeln die Sitten“, sei eine goldene Lüge.

Ich erhielt Einladung und freien Zutritt am Hofe. Hier sah ich mich nun gar enttäuscht. Der Hof selbst war eine Art glänzender Schaubühne für die Welt. Im gemeinsten Pöbel und am Hofe erblickte ich die beiden Außenenden des rohesten Sitten- und Herzensverderbens, nur dort in plumpern, hier in gefälligern For-

men: dumme Bigotterie mit Gewissenlosigkeit gepaart, Irreligiosität mit Scheinheiligkeit, verführerische Huld mit niederträchtiger Tücke. Wie beim Pöbel, so hier, war Spiel und Schmaus, Geld und Wollust das Höchste, dem man nachjagen mußte. Der Fürst glaubte Alles wohl zu ordnen, und ward von Allen wohl betrogen. Tugend, Wissenschaft, Verdienst galten durchaus nichts, oder etwa so viel, wie die goldene Inschrift am Opernhause. Man regierte das Volk, um Geld aus dem Volke zu ziehen; den Staat, wie eine herrschaftliche Domäne, die rentiren soll. Der Kurfürst hatte im Grunde sein Land bloß den Ministern verpachtet, die ihm jährlich ein gewisses an Baarschaft einliefern mußten, unbekümmert, woher sie es nähmen und wie viel sie behielten; die Minister hatten das gleiche System bei den untergeordneten Stellen eingeführt.

Der Fürst aber galt als großer Regent in der Welt; denn er unterschrieb nicht nur Alles eigenhändig, oft ohne die Sachen zu lesen, sondern er las auch aus Langerweile oder Neugier zuweilen Bittschriften und Memoriale, und verfügte mit Machtsprüchen, ohne daran zu denken, ob damit Gesetze gebrochen würden; denn er zweifelte keinen Augenblick, daß er die Sachen besser einsehe, als jeder seiner Räthe. Er glaubte dies um so mehr, da er den Zustand seines Landes genau zu kennen glaubte. Vierteljährlich mußten von allen Gemeinden und den untersten Stellen der verschiedenen Geschäftszweige die Ergebnisse der drei letzten Monate in Tabellen gebracht werden. Die Regierungen der Provinzen zogen dann den Fünftelsaft aller Tabellen in Hauptsummen und Hauptthatsachen, zu einer General-Provinzialtabelle, zusammen. Im Ministerial-Büreau schrumpften die Provinzialtabellen wieder zu einer General-Staatstabelle zusammen, groß genug, daß sie der Kurfürst beim Frühstück, indem er die Chocolade trank, gemächlich übersehen konnte. Dann bildete er sich ein, den Zustand seines Volkes ganz speziell mit allwissendem Auge zu überschauen.

Nun denkt euch, liebe Leutchen, wie wir zu Muthe ward; mir, mit meinen frommen Urbildern aus der Knaben- und Jünglingswelt! Ich stand auf dem Sprung, den Glauben an die Menschheit oder meinen Verstand zu verlieren.

Das Amt.

Mein weltkluger Vater setzte mir den Kopf wieder zurecht. Er sah wohl ein, gegen meine Begriffe von dem, was sein solle, dürfe er nicht in offene Fehde treten. „Du hast vollkommen Recht," sagte er, „was du schilderst, ist wahr, nur ein wenig grell gemalt. Aber was willst du, Thomas? In und mit dieser Welt mußt du nun einmal leben. Es bleiben dir noch zwei Wege übrig. Entweder du sinkst aus deiner Höhe zu ihr nieder, oder du erhebst sie zu deiner Höhe. Ersteres kannst du nicht. Ich möchte dich in diesem Pfuhl der Gemeinheit und des Unverstandes nicht untergehen sehen. Das Andere zu thun, wohnt Kraft genug in dir. Ja, du kannst der Wohlthäter deines Vaterlandes werden; du mußt es werden. Ich verlange es. Aber beginne es mit Besonnenheit. Du wirst begreifen, daß sich Hof und Staat nicht von einem Jüngling in Sturm und Drang reformiren lassen. Die Männer nennen dich jetzt schon spottweise den Philosophen mit dem Flaumbart, und die Weiber dich den jungen Bär, der erst geleckt werden müsse. Es fehlt dir also das Zutrauen; dies erwirb dir."

„Wie kann ich das unter solchen Menschen, Vater?" sagte ich. „Es ist nicht möglich."

„Für dich kinderleicht!" sagte er:. „Du stellst dich ihnen gleich, ohne ihnen gleich zu werden. Du rückst in eine öffentliche Stelle ein. Der Kurfürst ist dir günstig; du wirst schnell steigen. Nicht deine Wissenschaften, nicht deine Tugenden werden dich erheben, das weißt du selbst; sondern dein gefälliges Mitmachen dessen, was

Andere machen, deine äußere Liebenswürdigkeit, dein alter Adel, dein Vermögen. Ohne Zweifel wirst du mit der Zeit einer der reichsten Cavaliere des Landes. Außer meinem Vermögen, hast du noch das Vermögen meiner Schwester, der Baronesse Brandenberg, zu erwarten; es sind volle anderthalb Millionen. Zwar ist noch eine Cousine von Seite ihres verstorbenen Mannes Miterbin; aber es ist ein schwächliches Mädchen. Im Nothfalle ließe sich mit einer Mariage zwischen dir und ihr das Schlimmste verhüten. So wirst du steigen, von Stelle zu Stelle. Du bist jung; du kannst weit kommen. Stehst du einst an der Spitze aller Geschäfte: dann, Freund, dann reformire!"

Ungefähr so sprach mein Vater, und ich sah wohl ein, es lasse sich nichts Besseres thun. Mein Vater war außer sich vor Freuden, als er mich endlich gestimmt und geneigt sah, ohne anders ins Geschäftsleben einzutreten. Es war bei der Hofkammer eine Rathsstelle offen. Mein Vater gab mir Befehl, mich darum zu bewerben. Er könne da nichts für mich thun, weil er mit dem Finanzminister für den Augenblick in gespanntem Verhältniß lebe, der, weil er dem Kurfürsten in einer Liebschaft geholfen, die Ministerstelle bekam, auf die mein Vater gerechte Ansprüche zu haben geglaubt hatte. „Aber," setzte er hinzu, „du mußt dich nicht unmittelbar an den Minister wenden, sondern an die junge Frau von Laflute; sie ist des Ministers Geliebte; sie vermag Alles über ihn; sie scheint dir gewogen zu sein."

Ich wandte mich zu der allmächtigen Dame. Sie war die Wittwe eines Generals. Ich fehlte nie in ihren Zirkeln. Sie zeichnete mich aus, sobald ich ihr meine ganz besondere Aufmerksamkeit bewies. Als ich von der Rathsstelle sprach, sagte sie: „Die wird Ihnen doch gewiß bei Ihren Verdiensten nicht entgehen? Ich weiß wohl, der alte Kammerassessor Liebmann wirbt darum; er hat sich auch an mich gewendet, und seine gegenwärtige schlechte

Besoldung, seine starke Familie — ich glaube, der Mann hat neun Kinder — und seine langen Dienstjahre in Anschlag bringen wollen. Allein er ist nur ein Bürgerlicher. Sie haben mehr Verstand im kleinen Finger, als der alte Federfuchs unter der Haarbeutelperrücke. Wenden Sie sich an den Minister, ich rede noch heute mit ihm."

Die Sache war abgethan; der Minister sagte mir die Stelle zu. Da erst erfuhr ich, daß mein unglücklicher Nebenbuhler, der Assessor Liebmann, ungerechnet die Dürftigkeit seiner Lage, ein alter, treuer Staatsdiener von vielen Kenntnissen sei, und ein wackerer Mann daneben. Ich schämte mich vor mir selbst, ihm vorgezogen zu werden; lief zum Minister und that auf die Stelle Verzicht. Meine Ernennung war schon ausgefertigt, und sollte dem Kurfürsten zur Unterschrift vorgelegt werden. Der Minister sah mich mit großen Augen an, schüttelte den Kopf und sagte mir die allerverbindlichsten Sachen über meine Großmuth und über seinen Verdruß, mich nicht in seinem Departement angestellt zu sehen. Hintennach erfuhr ich, er habe meine Entsagung für ein boshaftes Werk von Seite meines Vaters gehalten, und sei diesem ein noch unversöhnlicherer Feind geworden.

Liebmann ward Kammerrath. Auch mein Vater schüttelte den Kopf über meine Narrheit, wie er es nannte, besann sich aber bald und sagte: „Du hast Recht, Thomas. Es ist mir gewissermaßen lieb, daß du kein Subordinirter des Finanzministers bist. Die diplomatische Carriere ist dir für dein großes Streben angemessener, führt dich auf kürzerm Wege zum Ziel. Graf Terpen ist zum Gesandten nach Paris ernannt, das übrige Personal der Gesandtschaft aber noch nicht bekannt. Mache dich an die reizende Tulipine; von ihr erfährst du Alles; durch sie vermagst du Alles. Ich inzwischen werde von andern Seiten für dich arbeiten."

Es war mir nicht schwer, der reizenden Tulipine anzukommen.

Sie war die erste Tänzerin und genoß die höchste Gnade des Kurfürsten. Wöchentlich einmal war Abendgesellschaft bei ihr. Man sah da die interessantesten Männer des Hofes und der Stadt. Mehrmals hatte ich mich dazu eingefunden. Nun blieb ich nie zurück, und empfing selbst Erlaubniß, ihr zuweilen bei der Morgentoilette aufwarten zu dürfen. Die Tulipine war ein leichtsinniges Geschöpfchen. Ich konnte nicht anders, als sie verachten oder bedauern, sie, die bei der größten Anmuth im Aeußern durchaus ohne moralische Anmuth blieb. Mich behandelte sie spielend und mit einer närrischen Hoheit, als wäre ich ein einfältiger Schulknabe. Ihre Frechheit raubte ihren Reizen allen Zauber.

Aus der Staatskanzlei empfing ich, ohne nur einen andern Schritt dafür gethan zu haben, das Patent als geheimer Legationsrath bei der Gesandtschaft nach Frankreich. Eine Stunde später trat mein Vater fröhlich zu mir ins Zimmer und verkündete: er habe gegenwärtig starke Hoffnung, daß ich dem Kurfürsten mit einigen Andern zur Auswahl für die Begleitung der Gesandtschaft werde in Vorschlag gebracht werden. Ich müsse jetzt nur bei der Tulipine artig sein, um meine Nebenbuhler zu verdrängen. — Ich zeigte ihm die Ernennung. Er stutzte. „Bravo!“ rief er: „Du übertriffst meine Erwartungen.“

„Aber ist es nicht schändlich,“ sagte ich, „daß der Staat, oder wir, eine Stelle, die so bedeutend ist, einer Tänzerin danken müssen?“

„Tänzerin, oder nicht, mein Schatz, es geht hier unterm Monde Alles menschlich zu. Eine Tänzerin hat oft mehr Takt, als mancher Minister.“ — Das war die Antwort meines Vaters.

Der Gipfel des Glücks.

Ich weiß nicht, ob eine Tänzerin, oder eine Köchin, oder eine Kammerdame den Grafen Terpen zum Gesandten gemacht hatte.

Es war eben ein erbärmlicher Mensch, dessen Verdienst einzig in der Kunst kleinlicher Intriguen, und in einem gefälligen Aeußern bestand. Er wußte zu figuriren und den Gesandten zu spielen. Die Geschäfte machte ich zuletzt allein. Er war's wohl zufrieden, streifte seinen Vergnügungen nach und sammelte, zu den Berichten an unsern Hof, Geschichtchen aus der Pariser Chronique scandaleuse, die der Kurfürst gern las.

Unser Aufenthalt in Frankreich dauerte drei Jahre. Mein Vater meldete mir, wie man am Hofe viel Wesens aus meiner Art mache, die Geschäfte zu behandeln. Denn, daß ich sie machte, war kein Geheimniß, weil man den Grafen zu gut kannte, und noch mehr, da der Kurfürst mir zuletzt Alles übertrug, als Terpen in der letzten Zeit, durch die Folgen seiner Ausschweifungen, zu Allem unfähig ward. Er lag noch unter den Händen der Aerzte und Wundärzte, als unsere Aufträge in Paris durch einen sehr vortheilhaften Vertrag zwischen unserm und dem Versailler Hofe glücklich beendet waren. Terpen verließ Paris endlich, um seine Gesundheit in den Bädern herzustellen; ich ging mit dem übrigen Gesandtschaftspersonal in die Heimath zurück.

Hier ward ich am Hofe und in der Stadt mit einer Auszeichnung empfangen, die wahrhaftig über mein Verdienst ging. Der Kurfürst sagte mir in der ersten Audienz viel Gütiges, und erklärte sich zu meinem Schuldner. Mein Vater vernahm unter der Hand, daß ich zum wirklichen geheimen Kabinetsrath ausersehen sei, und vom Kurfürsten selbst, daß er mich an seinem Namenstage mit dem Hausorden dekoriren werde. Mir widerfuhr die Ehre, daß ich in das „kleinere Kränzchen" aufgenommen ward, wie man die Abendgesellschaften nannte, worin der Kurfürst nur seine Vertrauten beiderlei Geschlechts sah. Da las man vor, machte man Spiele, führte man kleine französische Komödien auf, und trieb man allerlei Possen im freisten Ton. Mir gefiel zwar

der Ton nicht, aber desto besser gefiel ich den Tongebern. Man hielt mich allgemein für den Günstling des Landesherrn, oder wenigstens für nahe daran, es zu werden. Minister, Generäle, Kammerherren und Kammerjunker, Geheime- und Staatsräthe, Gesandte und Prälaten kamen mir entgegen, schlossen sich an mich, kamen meinen Wünschen zuvor. Selbst im bewußten kleinern Kränzchen galt ich mehr, als die meisten Uebrigen. Das gab mir eine gewisse Zuversicht zu mir selbst; ich benahm mich unbeengter, und eben dadurch gefiel ich noch mehr.

„Du bist auf gutem Wege, Thomas!“ sagte mir mein Vater. „Du wirst in Kurzem des Herrn rechte Hand. Gräfin Tangelheim liebt dich.“

„Du bist auf bösem Wege, Thomas!“ sagte dagegen meine Tante, die Baronesse Brandenberg: „Hüte dich vor der jungen Tangelheim; sie ist eine kleine, listige Schlange; sie stellt dir nach. Ich weiß es genau und gewiß. Ich weiß noch mehr; aber ich sage es dir nicht. Die nächsten Monate werden dir es sagen. Sei klug; laß dich nicht fangen. Thue mit ihr keinen entscheidenden Schritt, ohne mein Vorwissen, sonst sind wir beide auf immer geschieden!“

Ich hatte keine Achtung für die „Politik“ meines Vaters, denn Politik pflegte er gern, mit einer Art von Selbstgefälligkeit, seine Kunst zu nennen, im alltäglichen Getreibe des Umgangs von Andern Alles zu errathen, von sich nichts errathen zu lassen und so sein Ziel zu verfolgen. Ich hatte aber auch alle Achtung für die anderthalb Millionen meiner Tante, zumal wenn sie mit Trennung drohte. Indessen war mir die Gräfin Tangelheim gar nicht gefährlich. Ich muß gestehen, man fand nicht leicht eine edlere Gestalt, im feinsten Ebenmaß schlank aufgewachsen, ein schöneres Gesicht, ein seelenvolleres Mienenspiel, fast zu seelenvoll für ein Mädchen von neunzehn oder zwanzig Jahren; daneben

hatte sie im Lande durch Alterthum des Herkommens und durch Rang und Reichthum mächtige Verwandte. Auch schien sie mich von Tag zu Tag traulicher und herablassender, wie man es nennen will, zu behandeln, denn ihr einziger Fehler war ein ungeheurer Familienstolz. Allein sie war, jeder wußte es, die Geliebte des Kurfürsten; wäre er nicht vermählt gewesen, vielleicht würde sie die Kurfürstin geworden sein. Genug für mich, beständig und in der Mitte aller Scherze nie die ehrfurchtvolle Haltung gegen sie zu vergessen.

Die junge Gräfin aber war nicht so ehrfurchtvoll gegen mich. Sie machte mich nicht nur nach und nach zum Geheimenrath aller ihrer kleinen Staatsangelegenheiten, sondern der feste, forschende, oft frohe, oft trübe Blick, mit dem sie zuweilen an mir hing, sagte nach und nach, daß ich ihr nicht gleichgültig sei; und wenn ich ihre Blicke nicht verstanden hätte, würden mir ihre verstohlenen Händedrücke die Zweifel gelöset haben. Das setzte mich in peinliche Verlegenheit. Ich fürchtete, der Fürst werde hinter das Blicken und Händedrücken kommen, und seine Eifersucht mir häßlich mitspielen. Aber auch diese Furcht war ungegründet. Der Kurfürst selbst bei allen Tändeleien im „kleinern Kränzchen" richtete es immer so ein, daß die Gräfin meine Dame werden mußte. Er neckte sie mit mir, mich mit ihr. Nach und nach behandelte er uns beide, als wären wir ein verliebtes Pärchen. Man betrachtete mich am Hofe als den beglückten Nebenbuhler des Landesherrn, als den künftigen Gemahl des schönsten und reichsten Frauenzimmers im ganzen Lande. Selbst die Grafen von Tangelheim, die Verwandten meiner sein sollenden Braut, machten sich mit mehr Herzlichkeit an mich, traten mit mir und meinen Vater in engern Umgang. Mein Vater schwamm in Entzücken.

„Thomas," sagte er eines Tages, „die Sache ist zwischen dir

und der Gräfin Tangelheim schon zu weit gediehen. Hast du dich mit ihr erklärt, so halte förmlich um ihre Hand an. Der Kurfürst und die ganze Familie Tangelheim sieht die Verbindung gern. Ich weiß dies aus guter Quelle. Ja, wozu Geheimniß unter uns beiden? Marschall Tangelheim hat es mir selbst zu verstehen gegeben, du müssest dich schnell erklären, denn sie könnten das Geschwätz am Hofe und in der Stadt über dich und ihre Schwester nicht länger gelassen ertragen."

„Thomas," sagte eines Tages die Tante Brandenberg zu mir, „du mußt dich gegen mich über deine Absichten auf die junge Tangelheim erklären, und ob wir ferner Freunde bleiben. Das Gerücht, das von dir umgeht, ist ehrenrührig für die unbefleckten Namen der Heuwen. Oder wärest du etwa blind? Hättest du wirklich keine Augen für die veränderten Umstände, in denen sich die Maitresse des Kurfürsten befindet? Du sollst dem Kind den Namen und dem Mädchen vor der Welt die Ehre wiedergeben. Denkst du niederträchtig genug, dich dazu mißbrauchen zu lassen, so nenne mich nicht mehr deine Tante."

In der That öffneten mir diese Worte die Augen.

„Pah!" sagte mein Vater: „Und wenn dich die Tante enterbt, was ist dir an den anderthalb Millionen gelegen? Deine Braut bringt dir eben so viel zu, alle Ehrenstellen, die du begehrst, den größten Einfluß auf den Staat, die Verbindung mit der ersten Familie des Kurfürstenthums. Es ist Rede davon, daß du in den Grafenstand erhoben werden sollst; der Stolz der Tangelheime läßt es nicht anders zu. Der Kurfürst willigt in Alles, was man fordert. Um solchen Preis drückt man ein Auge zu, wenn ein Mädchen schwach war, ehe es in die Ehe tritt. Meinst du nicht?"

Die Katastrophe.

Es kam ein Briefchen von der Gräfin Tangelheim. Sie lud mich zum Thee ein. Ich ging ins Schloß, wo sie, als Hofdame der Kurfürstin, wohnte, die aber nie im Schlosse wohnte. Statt großer Gesellschaft fand ich die Gräfin allein, mit verweinten Augen. Mir ahnete nichts Gutes; ich verlor aber die Fassung nicht.

„Ihnen ist nicht wohl, meine Gnädige?" fragte ich, und küßte ihre Hand.

„Wie kann mir wohl sein! Ich bin sehr unglücklich!" erwiederte sie, und fing so heftig an zu weinen, daß ich lange nicht sprechen konnte.

„Ich beschwöre Sie, liebenswürdige Gräfin, fassen Sie sich!" sagte ich: „Sind Sie beleidigt worden? Was ist geschehen? Entdecken Sie mir Ihren Kummer."

„Wäre ich Ihnen lieb, Herr Baron, Sie hätten ihn entdecken sollen. Sie werden wissen, wie man über uns beide am Hofe und in der Stadt denkt. Mein Bruder, der Marschall, hat mir das erst vorgestern angezeigt. Wir müssen uns trennen. Entweder müssen Sie Hof und Stadt unter irgend einem Vorwande verlassen, um dem Gerede ein Ende zu machen, oder ich muß auf meine Güter."

Dieser Antrag, den ich nicht erwartet hatte, überraschte mich. Ich gestand, daß man mir auch von der Stadtklatscherei erzählt; daß sie mich verdrossen habe. Aber ich erklärte zugleich, für die Gräfin und ihre Beruhigung jedes Opfer zu bringen, und schon folgenden Tages, wenn es der Kurfürst erlaube, mich auf ein halbes Jahr zu entfernen und eine Lustreise zu machen.

„Wie, Baron," sagte sie, indem sie meine Hand nahm, „so leicht wird es Ihnen, von mir zu scheiden?" — „Ach," fuhr sie fort

und vergoß wieder einen Thränenstrom, „wie habe ich mich in Ihnen getäuscht! — Ich — nein — bleiben Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ich noch unglücklicher werde. Ich mag die Trennung von Ihnen nicht.“

In meinem Leben war ich mit meiner Person nie in größerer Verlegenheit gewesen. Ich setzte das Gespräch mit Gewandtheit fort, mich stellend, als begreife ich sie nicht, immer schüchtern und höflich auslenkend; immer meine höchste Sorgfalt für die Ehre ihres Namens vorspiegelnd. Allein bei aller meiner Gewandtheit vergarnte sie mich, noch unendlich gewandter, im Netze des Wortwechsels, so daß es am Ende, ich wußte selbst nicht wie, unter uns sehr im Klaren war, sie liebe mich, die Familie sei es zufrieden, nicht minder der Kurfürst u. s w. Und das Alles offenbarte sich im Gespräch unvermerklich, ohne daß die Gräfin mir eigentlich einen Antrag gethan hätte, der für ihr weibliches Zartgefühl zuviel gewesen wäre. Ich dagegen plauderte mich eben so offen aus, daß sie, ohne daß ich ihr's wörtlich sagte, die Hauptfolgerung zusammenziehen konnte: ich denke nicht daran, mich zu vermählen. Glücklich wickelte ich mich bisher aus allen Schlingen der Redekunst meiner reizenden Gräfin. Aber nun änderte sie die Form des Angriffs.

Während wir noch mit einander von Lebensglück, von schönen Gefühlen, von Seligkeit unsers Umgangs sprachen, sank sie mir mit Erröthen an die Brust, und indem sie ihre weißen Arme um meinen Nacken legte, seufzte sie: „Ich habe Ihnen schon zuviel verrathen; so mögen Sie auch das Letzte wissen; ich liebe Sie, und nur Sie oder Niemand wird mein Gemahl.“

Ich verstummte. Ich empfand zum ersten Mal Ekel vor einem schönen Weibe. Mit schüchterner Höflichkeit drückte ich sie an meine Brust, und sagte: „Meine Gräfin, ich verdiene Ihre Gnade nicht.“

Indem trat ihr Bruder, der Marschall Tangelheim, ins Zimmer. Er sah uns Brust an Brust, lachte und rief, indem er schnell sich wieder entfernte: „Kinder, wollt ihr künftig allein sein, so schließt die Thüren.“ Ich war erschrocken, und hatte die Gräfin fahren lassen. Nicht minder erschrocken war auch sie. Ich benutzte unserer beider Verwirrung und entfernte mich.

Am folgenden Tag empfing ich Befehl, zum Kurfürsten zu kommen. Er nahm mich ungemein gnädig auf, erzählte mir lachend, was ihm der Marschall von unserer Ueberraschung getreulich gemeldet hatte, und setzte etwas ernst hinzu: „Ihr jungen Leutchen, ich mag aber von den geheimen Liebschaften nichts wissen. Das muß ein Ende nehmen. Sie sind mir lieb, Baron. Ich gebe meine Zustimmung; die Gräfin wird Ihre Gemahlin. Ich selbst werde morgen Ihre Verbindung dem Hofe ankündigen; Ihre Vermählung ist an meinem Namenstage, an dem ich ohnehin schon bestimmt habe, Ihnen noch ganz andere Beweise meiner Zufriedenheit zu geben.

Ich fiel dem Fürsten zu Füßen, und bat ihn, mich zu hören. Er hob mich auf. „Reden Sie freimüthig!“ sagte er. Es war nicht nöthig, mich dazu aufzumuntern. Hier mußte ich mich offen erklären, denn es war um Ehre, Freiheit, Lebensglück zu thun. Ich erzählte treu und ausführlich den Gang meiner gestrigen Unterredung mit der Gräfin, und offenbarte meine Gesinnung unverhohlen.

Er ward ernst. „Die Sache aber,“ sagte er, „ist nicht mehr rückgängig zu machen, das begreifen Sie selbst. Ihr bisheriges Betragen gegen die arme Gräfin war, davon bin ich Augenzeuge, ganz geeignet, sie glauben zu machen, daß sie von Ihnen geliebt werde, und ihr auch in der That eine Leidenschaft für Sie einzuflößen. Das haben Sie gethan. Sie sind Schuld, daß das liebenswürdige Mädchen sich selbst betrog, und die aufkeimende,

von Ihnen gepflegte Neigung nicht bekämpfte; daß sie mit Ihnen zum Stadtgespräch wurde. Nun hat der Marschall euch beide im allzuzärtlichen tête-à-tête mit einander überrascht. Er hat, da er meine Zufriedenheit bemerkte, die Sache aller Orten ausgeplaudert. Wollen Sie jetzt die Gräfin unglücklich machen, sie an den Pranger stellen? Das werden Sie nicht, das dürfen Sie nicht. Oder was könnte Sie dazu zwingen? Haben Sie schon eine andere Verbindung eingegangen? Welche?"

„Keine," sagte ich, „aber mich zwingen Pflicht und Gewissen, von einer Verbindung mit der Gräfin abzustehen. Ich achte sie, aber ich war nie ihr Liebhaber. Nie auch gab ich der Gräfin Recht, dies von mir glauben zu können. Ich betrug mich gegen sie, wie gegen Alle ihres Geschlechts. Ich werde mich aber nie vermählen, ohne Zustimmung meines Herzens. Diese fehlt. Ich opfere Ruhe, Freiheit und Glück meiner Tage nie der Konvenienz." Ungefähr dies sagte ich, doch ausführlicher und milder. Es war schlimm für mich, daß ich nicht die Wahrheit freier sprechen durfte; daß ich nicht sagen konnte, was ich von der Baronesse Brandenberg gehört und was mein Vater lächelnd und achselzuckend bestätigt hatte, was meinen eigenen Augen kein Räthsel hätte sein sollen, da es schon Viele wußten.

Der Kurfürst hörte mich unwillig an. „Ich kann," sagte er ernst, „nicht zugeben, daß die Gräfin Ihretwillen und wegen Ihrer Romanengrillen unglücklich werde. Ich zeige Ihnen also meinen Entschluß an: Sie werden Gemahl der Gräfin. Ich befehle es."

„Ew. Durchlaucht sind allzugerecht gegen Ihre Unterthanen, als daß Sie mir nicht erlauben sollten, diesmal ungehorsam zu sein."

„Ungehorsam?" donnerte mich der Fürst an: „Ich werde Mittel finden, Sie zu zwingen. Fort! Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit." So verließ er mich.

Der Sturz aus der Höhe.

Die vierundzwanzig Stunden vergingen. Der Kurfürst ließ mich rufen. Ich gab die Antwort, die ich schon gegeben. Er entließ mich, oder vielmehr jagte mich wüthend fort.

Denselben Tag trat Nachmittags der Marschall Tangelheim zu mir ins Zimmer, forderte, wie ein Rasender, Genugthuung für die gekränkte Ehre seiner Schwester und seiner ganzen Familie und erklärte, daß einer von uns das Leben verlieren müsse. Ich entgegnete ihm ganz gelassen, daß ich weder seiner Familie, noch seiner Schwester die Ehre geraubt habe; daß ich mir aber auch die meinige nie werde rauben lassen, um damit eine andere ausbessern zu helfen. Ich nahm seine Forderung auf Pistolen an, weil, wie ich sagte, am Leben keinem rechtlichen Manne so viel liegen könne, als an seiner ehrenhaften Freiheit.

Am folgenden Morgen schossen wir uns im Fasanenwäldchen. An mir war der erste Schuß. Ich that ihn in die Luft. Er schoß; seine Kugel flog mir dicht am Ohr vorbei. Die Sekundanten übergaben uns die Ladung zum zweiten Schusse. Sie wollten ausgleichen, versöhnen, zureden. Der Marschall mochte sich so wenig versöhnen, als ich mich zum Heirathen zwingen lassen. Der Marschall befahl mir, nicht in die Luft zu schießen. „Deine Großmuth, Bösewicht," rief er, „rettet dir nicht das Leben. Deine Seele muß zur Hölle fahren."

Ich sah, meine Großmuth sei in der That übel bei einem Menschen angebracht, der weder Sinn dafür, noch überhaupt wahres Ehrgefühl hatte. Ich schoß. Meine Kugel fuhr ihm durch den rechten Arm und zerschmetterte ihm den Knochen unter der Achsel. Man wollte den Verwundeten vom Platze führen. Er aber ließ sich die Pistole in die linke Hand geben und schrie: „Der Schuß ist an mir. So wohlfeilen Kaufs kommt der Bösewicht nicht davon."

„Herr Marschall,“ sagte ich, „der Schuß mit der Linken ist in dieser Entfernung zu unsicher; ich will Ihnen zur Mörderei helfen.“ So trat ich ihm um mehrere Schritte näher. Mein Sekundant wollte mich zurückreißen. Indem schoß der Graf, und streifte meinen Sekundanten, mit dem ich noch rang, die Hüfte. Der Marschall sank seinem Sekundanten in die Arme. Er blutete außerordentlich. Man brachte ihn ins Jägerhäuschen. Es war schon ein Wundarzt bereit. Man gelobte sich über den Vorfall das tiefste Schweigen. Ich fuhr in meinem Wagen zur Stadt zurück.

Hier kaum angekommen, brachte man mir die Nachricht, mein Vater, vom Schlage gerührt, sei gestorben. Ich war außer mir. Ich flog zu ihm, oder vielmehr zu seiner Leiche. Alle Rettungsversuche waren eitel. Ein offener Brief, unterm Spiegeltische liegend, den er kurz vor seinem Tode empfangen, verrieth mir die Ursache seines Todes selbst. Es war ein kurfürstliches Reskript, demzufolge er aller seiner Stellen in Gnaden entlassen, und ihm und mir das fernere Erscheinen am Hofe verboten ward. — Der gute Vater! Wer ihn kannte, hätte voraussagen können, daß ihm solche Botschaft das Leben rauben mußte.

Nach vollbrachten Begräbnißfeierlichkeiten aber ward ich mit Schrecken aus seinen hinterlassenen Papieren gewahr, daß er meine Beförderung am Hofe und meine Verbindung mit der kurfürstlichen Geliebten nicht blos aus Eitelkeit, sondern auch wegen seiner zerrütteten Haushaltung gewünscht hatte. Ich sah klar, daß mein ganzes Vermögen nicht hinreichen werde, die Schulden zu tilgen, und, was mir das Schmerzlichste von Allem sein mußte, daß in der Reihe der ersten Gläubiger ein Tangelheim, ein naher Verwandter der Gräfin, stehe. Die Mahnungen nahmen auch bald genug ihren Anfang.

Ich entdeckte mich meiner Tante. Sie schien gar nicht verwundert: „Ich habe deinem Vater wegen seines ungeheuren Aufwandes

genug Vorstellungen gethan. Er hörte mich nie. Ich erstaunte nur darüber, daß er das Wesen so lange hat treiben können. Allein er wußte es schlau genug einzurichten, daß man ihn für reicher hielt, als er war. Hochmuth kommt vor dem Fall. Wir können das nicht auf die Familie kommen lassen. Verkaufe was du hast, bezahle was du mußt; Alles unter dem Vorwande, du seiest entschlossen, das Land zu verlassen. Man wird dir glauben. Du hast dich am Hofe als rechtschaffener Cavalier betragen. Ich nehme dich zu mir auf. Du sollst nicht verlassen sein."

Der Rath der Baronesse war vernünftig und edel dazu. Ich vollzog ihn. Jedermann war überzeugt, daß ich, gebeugt von der Ungnade des Hofes, nicht länger mit Ehren im Lande bleiben könne. Ich zahlte alle Schulden meines Vaters ab. In der That reichte aber die väterliche Verlassenschaft nicht hin. Die Baronesse Brandenberg mußte noch tausend Louisd'or hinzufügen. Das hielt etwas schwer. Sie gab lieber guten Rath, als gutes Geld. Ich, dem nichts geblieben war, wovon er sich ein Mittagsbrod kaufen konnte, mußte doch eine Schuldverschreibung machen, ihr, sobald ich zu Geld käme, das Kapital mit Zinsen zu fünf Prozent wieder zu entrichten. Ich empfing in ihrem Hause einige Zimmer, und durfte an ihrem Tische das frugale Mahl mit ihr theilen. Dafür mußte ich ihr in allen Dingen gehorchen, wie ein frommes Kind, und sie fleißig in die Kirche begleiten, weil sie ungemein gern betete.

Der Sprung aus dem frivolen Treiben eines üppigen Hoflebens in die nüchternen Umgebungen einer alten, betlustigen und mitunter etwas eigensinnigen Frau war ein so jäher Satz, daß er mir wohl hätte das kalte Fieber zuziehen können. Ich freute mich zum Glück einer gesunden, kräftigen Natur, und war noch gar froh, für einmal so weit geborgen zu sein. Auch hatte ich zur Entschädigung mancher Entbehrungen immer die Aussicht auf eine Erbschaft von anderthalb Millionen. Wohl dem, der etwas zu hoffen hat!

Langeweile.

Aber, das darf ich gestehen, im Entbehren mußte ich mich ritterlich üben. Denn ich befand mich jetzt in der Residenz so vereinzelt, daß es mir zuweilen vorkam, ich wäre eben erst als Fremdling zum Thor hereingefahren, oder mit Aussatz geschlagen. Da kannte mich von allen meinen tausend ehemaligen Bekannten und Verehrern keine einzige Seele mehr. Die mich sonst vergötternden Freunde wichen mir aus, wo sie mich sahen. Klopfte ich an — nirgends ward mir aufgethan Einige, die mir nicht zuviel Mühe machen wollten, waren so höflich, mit wenigen Zeilen zu melden, ich möchte sie gefälligst mit Besuchen verschonen. Das ging so vom ersten Kammerherrn bis zum letzten Livreebedienten. Sogar der ehrliche Kammerrath Liebmann, der mich tausendmal versichert hatte, er werde zu jeder Zeit für mich, seinen Wohlthäter und hohen Gönner, wenn es sein müßte, das Leben lassen, gerieth in wahre Höllenangst, als ich ihn einst auf einem Spaziergang anredete. Er versuchte alles Mögliche, sich von mir loszumachen. Ich belustigte mich an seiner höflichen Verzweiflung, und hielt ihn fest. Da brach er in den Schmerzensseufzer aus: „Herr Baron, wenn uns Jemand sähe — —“

„Nun, was denn! wir thun ja nichts Unrechtes!“ sagte ich.

„Ich bitte Sie, Herr Baron, wollen Sie mich und meine Familie schlechterdings ins Verderben stürzen? Ich kann ja nichts für Sie thun.“ Und mit diesen Worten ging er im langen Doppelschritte davon, todtenbleich, links und rechts schielend, wie ein Dieb in der Furcht, ob man ihn belauert habe.

Anfangs wollte mir zuweilen mein Zustand nicht ganz gefallen, und die Erbärmlichkeit der Menschen mich verdrießen. Wenn ich aber daran dachte, wie vollkommen unschuldig meine Person an allen den Verwandlungen sei, hob mich Selbstgefühl über allen

Hof- und Stadtpöbel hinaus, und die ganze Herrlichkeit der Welt erschien mir nur in drolliger Beleuchtung. Vor der Hand hatte ich mich sehr glücklich zu schätzen, daß man mir erlaubte, in der Residenz zu athmen. Ich besorgte allergnädigste Landesverweisung. Aber nach einem halben Jahre konnte ich mich beruhigen. Am Hofe war ich so vollkommen vergessen, als wäre ich schon zur Zeit der Sündfluth gestorben, oder noch nie geboren. Inzwischen, wie ich durch meine allwissende Pflegerin vernahm, genoß die Gräfin Tangelheim auf einem entfernten Gut, auch unvermählt, stiller Mutterfreuden, und der Marschallsarm ihres Bruders war so steif geheilt, daß ich wenigstens gegen diesen Arm schußfrei blieb.

Beschränkt auf den Umgang mit der Tante — denn an ihren Gesellschaften nahm ich keinen Theil, wenn ich nicht gezwungen ward, den ehrbaren Matronen auf irgend eine Weise, bis man die Spieltische vornahm, die Zeit zu verkürzen — flüchtete ich zu meinen Klassikern. Um mich in guter Laune mit dem heutigen löschpapiernen Zeitalter zu halten, las ich Horazens oder Juvenals Satyren, oder des Tacitus Werke voll heiligen Zorns, oder Gibbons Verfall der Römerwelt. Um aber doch auch im Leben etwas zu nützen, versuchte ich mich als Schriftsteller. Ich schrieb ein Werk: „Alte und neue Zeit," worin ich Staatsformen, Sitten, Heerwesen und übrige Verhältnisse der Griechen und Römer mit denen der heutigen Völker zusammenstellte, wo dann die Staaten unserer Tage mit ihren bezopften und gewichsten Kriegern, allgewaltigen Mönchen, Staats- und Glaubensgeheimnissen u. dgl. freilich etwas übel fuhren. Der Buchhändler wünschte mir zum großen Dank die Hölle auf den Hals, denn er hatte den größten Schaden, weil man mein Buch verbot, konfiszirte und durch Henkershände verbrannte. Um den armen Mann zu entschädigen, kehrte ich den Handschuh um, und schrieb das berühmt gewordene Werk: „Ueber den Mechanismus der moralischen Welt," welches

fünf oder sechs Auflagen erlebte und die Lieblingsleserei aller Staatsmänner ward. Das ist bekannt, daß ich darin unwidersprechlich bewies, die Völker seien Maschinen, und müßten wie Automaten behandelt werden; die Stände des Adels, der Geistlichkeit, des Bürgers und des Bauern seien noch nicht scharf genug geschieden; und ich deutete auf die Vortheile, welche man durch die Vereuropäerung des indischen Kastenwesens gewinnen würde. Ich trat in die kleinsten Einzelnheiten ein, und entwickelte mit größtem Scharfsinn den Nachtheil alles Schulwesens und Lesens alter oder neuer Schriftsteller, die unermeßliche Wichtigkeit der Stammbäume und Soldatenzöpfe, der Titulaturen u. s. w.

Sogar die Tante, welche außer ihren Gebetbüchern nichts zu lesen pflegte, las das vielgepriesene Werk, ohne zu ahnen, daß es unter ihrem Dache geschrieben sei, und empfahl mir sehr nachdrücklich, es mit Andacht zu studiren, ja, wo möglich, auswendig zu lernen, weil mich das über die geheimen Tiefen der Staatskunst aufklären würde. Hätte ich nicht die Bescheidenheit gehabt, meinen Namen, als Wiederhersteller der wahren Staatswissenschaft, zu verschweigen: wer weiß, ob ich nicht wenigstens den Ruf als Oberhofmeister oder Erzieher irgend eines Kron- oder Erbprinzen erhalten haben würde. Aber diese Bescheidenheit verdammte mich, fort und fort von den Almosen der frommen Baronesse zu leben, die zwar meine Tante war, jedoch, seit ich von ihrer Gnade abhing, den Gnadenton einer alten gnädigen Frau gegen mich angenommen hatte. Sie gab mir nach und nach allerlei kleine Hausbeschäftigungen; ich mußte Sekretariatsverrichtungen thun, mußte ihr Gebete vorlesen; Stammbäume und Wappenbücher kopiren; ihre kleine Familie bedienen, und letzteres war kein geringes Geschäft. Denn die kleine Familie bestand aus wenigstens zwanzig bis dreißig Vögeln aller Art, die in allen Zimmern des Hauses zerstreut wohnten, und aus sechs bis sieben Katzen, die in kein

Zimmer kommen durften, als ins Speisezimmer und ins Schlafgemach der gnädigen Frau. Alle diese holden Geschöpfe verlangten sorgfältige Pflege. Um die nicht immer wohlgelaunte Tante bei gnädiger Laune zu erhalten, befliß ich mich meines Amtes mit größtem Eifer, und bekam endlich das stolze Selbstgefühl, ich verdiene mein Brod. Wirklich war die Baronesse durch meine Hilfleistungen in den Stand gesetzt, einen Bedienten zu entbehren, der ohnedem ein gewaltiger Esser war, was sie, als eine „rohe Sinnlichkeit", gar nicht liebte.

Dann und wann freilich dünkte mich mein Dasein und Thun etwas nichtswürdig; doch ein Gedanke an die anderthalb Millionen beruhigte mich wieder. Ich tröstete mich, daß mancher rechtschaffene Mann noch Geringeres thun müsse, in der Hoffnung, ein Stückchen Band fürs Knopfloch oder einen silbergestickten Ordensstern auf den Rock zu verdienen. Auch schien die Stunde meiner Erlösung zu nahen. Denn die fromme Baronesse hatte schon seit langer Zeit gekränkelt, und ihre Schwäche nahm so zu, daß sie zuletzt nicht einmal mehr in die Kirche gehen konnte. Sie sprach mit mir auch öfter vom Sterben, aber nur, damit ich sie widerlegen sollte. Denn der Tod war ihr in den Tod zuwider. Ungeachtet sie vielmals diese Welt ein Jammerthal nannte, und von den Freuden der himmlischen Seligkeit mit großer Erbauung sprach, wollte sie doch dem Jammerthal, mit so schönen Vögeln und Katzen versorgt, nicht gern Valet sagen.

Daher, als sie mir einst auftrug, einen Notarius rufen zu lassen, mit dem sie gewisse sehr ernste wichtige Sachen abzuthun habe, die sie schon längst gern abgethan hätte, erschrak ich wirklich. „Wie denn?" sagte ich: „Sie sind vielleicht verstimmt, meine gnädige Tante. Sie sehen wirklich recht wohl aus. Warum an ein Testament denken? Lassen Sie das doch. Zerstreuen Sie sich."

„Te-sta-ment?" stammelte sie ganz überrascht mit sehr ge-

zogenem Tone, als wollte das Donnerwort nicht über die blassen Lippen, und dazu warf sie einen stechenden Blick auf mich. Es erfolgte eine Pause. Dann rollten mit Blitzesschnelle die Worte hervor: „Wer denkt an so etwas? Du vielleicht, und, wie es scheint, sehr lebhaft. Ich sterbe dir vielleicht nicht früh genug? — Geduld, Herr Baron, so weit sind wir einstweilen noch nicht. Trösten Sie sich. Den Notar lassen Sie rufen, mehr habe ich nicht befohlen; um das Uebrige bekümmern Sie sich nicht, Herr Baron."

Der Kanarienvogel.

Das bekenn' ich, Uebereilung war es von mir, das fatale Wort Testament auszusprechen. Ich hätte mir selbst einen Backenstreich geben mögen, ob ich gleich aus bloßer wahrer Gutmüthigkeit gefehlt hatte. Vom Notarius vernahm ich nachher, daß die Tante zur Schlichtung eines zweiundzwanzigjährigen Prozesses die förmliche Erklärung zum Vergleich mit der Gegenparthei hatte aufsetzen lassen.

Ich war den Tag freundlicher als je gegen sie, sie aber mürrischer als je gegen mich. Und weil denn selten ein Unglück allein kommt, kam es leider auch diesmal nicht allein.

Es war Abend. Ich befand mich im Speisezimmer, wo ich beim Schimmer einer Kerze, umringt von einer Schaar murrender, spielender, mauender, kletternder Katzen mein frugales Nachtessen hielt. Die Gesellschaft gab mir schlechte Unterhaltung; deswegen las ich, wie ich immer pflegte, ein Buch, das erste beste, wie es mir in die Hände fiel. Diesmal war es Luzius Annäus Seneca vom Zorn. Bisher hatte mich die Leidenschaft, gegen welche der Lehrer Nero's eiferte, wenig angefochten. Daher billigte ich von Herzen Alles, was er sagte, und gab zuweilen einer oder der andern von den mauenden Favoritinnen, wenn

sie zu unverschämt wurden, ohne allen Zorn Seneca's Zorn auf den Kopf.

Während dieser philosophischen Unterhaltung hörte ich mit einem Male zu meinem größten Erstaunen den Klang einer Orgel, die nicht nur im Hause spielte, sondern ganz in der Nähe zu ertönen schien. Kurz vorher hatt' ich sie von der Straße herauf gehört. Ich verließ den Tisch und trat in den Gang. — „Was ist das?" fragte ich eine Magd, die neugierig vor der Thür des Saales stand, der an das Kabinet meiner Tante stieß. „Der Mann mit der Drehorgel sagt, die gnädige Frau Baronesse habe ihn heraufgerufen. Darum ließ ich ihn in den Saal treten."

„Ei, ei," dachte ich, „mit der guten Tante steht's übel. Solche Gelüste pflegt sie sonst nicht zu haben. Das ist ein böses Vorzeichen." Inzwischen ich noch über den wunderlichen Einfall glossirte, hörte ich die Baronesse einen entsetzlichen Schrei thun. Ich trat eilig in den Saal. Da stand der alte Kerl mit seiner Drehorgel, und leierte ganz wohlgemuth sein Stückchen, während sein Bube neben ihm die Bilder einer Zauberlaterne auf die Wand fallen ließ. Die Tante, einsam in ihrem an den Saal grenzenden Kabinet, eben mit dem Abendgebet und himmlischen Dingen beschäftigt, war außer sich gewesen, als sie den profanen Walzer einer Drehorgel so nahe vernahm. Sie hatte die Thür des Kabinets gegen den Saal aufgerissen, und an der Wand gegenüber den hellen Schein der Zauberlaterne, und im Lichtkreis den Tod mit Stundenglas und Hippe erblickt, wie er eine Königin zum Tanz führte, die ungefähr das Alter der Baronesse haben mochte. Eine solche Erscheinung war für sie, der noch immer vom Morgen her das fatale Wort Testament im Ohr klang, allerdings nicht sehr lächerlich.

Daher konnt' ich mir ihren Schrei erklären. Denn, wie ich nachher erfuhr, hatte sie den Leiermann gewiß nicht gerufen, son-

dern der Kerl, wahrscheinlich aus dem Fenster des benachbarten Hauses aufgefordert zu kommen, hatte die Hausthüren verwechselt, und, von der Magd, die erst seit wenigen Tagen zu der Baronesse in Dienst getreten war, in den Saal geführt, da Platz genommen. Indessen eilte ich der Baronesse zu Hilfe. Sie hatte vermuthlich im Schreck einen Rücksprung gethan. Denn der kleine Arbeits- und Bettisch sammt der daraufstehenden Kerze war umgeworfen, und sie selbst lag ohnmächtig am Boden. Ich hob sie aufs Sopha mit wahrer Seelenangst. Ich bemerkte wohl, es sei noch Leben in ihr. Ich rief die Magd, die erlöschte Kerze anzuzünden. Während dem tappte ich im Halbdunkel umher, eine Wasserflasche zu finden, die sonst nie im Zimmer der Baronesse fehlte. Ich nahm die erste, welche mir in die Hand gerieth. Ich füllte mit dem kühlen Naß meine Hand und sprengte so reichlich das Antlitz der Ohnmächtigen, daß sie wunderschnell zum Bewußtsein zurückkam. Sie verkündete ihre erwünschte Genesung mit einem kräftigen Stoß ihrer Faust gegen meine Brust, daß ich, der sich das am wenigsten versah, fast rücklings zu Boden taumelte. „Verruchte und verfluchte Wirthschaft!“ schrie sie kreischend: „Schaffe mir den Kerl mit der Orgel fort!“

In der That, der Leiermann orgelte ruhig im Saal sein Stückchen, während sein Bube die fernern Szenen des Todtentanzes an der Wand aufführte. Ich — im Diensteifer — packte den alten Orgeler und warf ihn zur Thür hinaus und zur Treppe. Hier verlor der dumme Teufel vor Schrecken, oder von der Nachwirkung meines Stoßes, das Gleichgewicht so vollkommen, daß er mit seinem Kasten von Stufe zu Stufe die breite Stiege hinabrollte. Die Orgel schrie noch ein paar Mal unter ihm erbärmlich; dann ward Todesstille.

Jetzt überlief mich die Angst, der Mensch habe vielleicht in seiner Uebereilung den Hals gebrochen. Ich horchte. Der mit dem Licht

herbeilaufenden Magd befahl ich einstweilen, vor allen Dingen zur Baronesse zu gehen, die noch im Dunkeln saß. Zu meinem größten Vergnügen hörte ich endlich den Alten sich drunten aufraffen; aber nun hob er an, auf eine lästerliche Art zu fluchen, daß von seinem Geschrei das weite, leere Haus erbebte. Ich war im Begriff, ihm Schweigen zu empfehlen, als ich von der Tante im Kabinet noch ein weit tolleres Geschrei hörte. Wahrhaftig, nun kam ich in Noth, wohin mich zuerst wenden? In meinem Leben war ich in solchem Gedränge nicht gewesen.

Zum Glück traten Kutscher und Bedienter der Baronesse eben ins Haus, die ihre Abendpromenade gemacht hatten. Ich befahl ihnen, dem heillosen Schreier drunten das Maul zu stopfen, und flog auf Flügeln der Dienstfertigkeit zur Tante zurück. Allein indem ich ins Kabinet eintrat, überraschte mich neues Wunder. Die Baronesse saß mit einem Spiegel in der Hand auf dem Sopha, grimmig wie ein Panterthier, und im ganzen Gesicht, wie am Hals, auch auf den Kleidern, schwarzgefleckt, wie ein Panther. Ich erkannte sie kaum, so seltsam war sie entstellt. Aber mein Blick auf die vermeinte Wasserflasche, die noch neben ihr stand, belehrte mich bald, daß ich das Meiste zur Verwandlung der gnädigen Frau beigetragen hatte. Ich hatte statt des Wassers in der Dunkelheit eine Flasche ergriffen gehabt, worin unser Dintenvorrath zu sein pflegte, und mit der stygischen Fluth, die ich der Ohnmächtigen angesprengt, ihre fliehenden Lebensgeister glücklich zurückgerufen. Ich stand unbeweglich und steif, und fühlte leibhaftig an mir selbst, wie dem Weibe Loths zu Muthe gewesen sein mag, als es in eine Bildsäule verwandelt ward.

Natürlich, ich stammelte demüthige Entschuldigungen. Lange wurde ich nicht gehört. Endlich gelang es mir doch, das Wort zu erhalten und meinen Mißgriff in der allgemeinen Verwirrung der Dinge nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar ziemlich zu recht-

fertigen. Denn ich stellte vor, hier sei es um Lebensrettung zu thun gewesen, und wenn ein Mensch in Gefahr wäre, zu ertrinken, zöge man ihn auch wohl, und wäre er ein König, bei den Haaren aus den Wellen.

Alles war, meiner Meinung nach, bei der Tante wieder auf dem besten Wege; denn vermittelst der einfältigen Magd ward offenbar, daß der Orgelmann mit seinem Todtentanz ganz ohne mein Wissen und Wollen den Teufelsspuk im Hause angerichtet habe. Zwar gnädig war das Mienenspiel der Tante eben noch nicht; doch nahm sie meine Entschuldigungen an, und verzieh mir die „Etourderien und Betisen," wie sie es, die Worte scharf betonend, nannte. Allein mein Unstern wollte durchaus nicht aufhören, mich zu verfolgen.

Denn siehe, da kam Kätzchen Semiramis herein. Alle unsere Katzen nämlich trugen unsterbliche Frauennamen aus dem hohen Alterthum; da sah man noch Kleopatra's und Zenobien, Aspasien und Tomyris. Ich hatte in der Verwirrung der Dinge vergessen, die Thür des Speisezimmers hinter mir zu schließen, und nun waren die Bestien ausgebrochen und hatten Hausdurchsuchung auch in Zimmern angestellt, wohin sie nie den Fuß setzen durften. Mit einem Sprung war die barbarische Semiramis auf dem Sopha und auf dem Schoos ihrer Gebieterin, und diese, als sie ihre Favoritin streichelnd näher betrachtete, stieß einen erbärmlichen Schrei aus. Denn ein Liebling fraß den andern auf; die Semiramis hatte den Kanarienvogel Bibi zwischen den Zähnen. Bibi war wirklich ein allerliebstes Thierchen, nicht nur der Stimme, sondern auch der Zahmheit wegen. Es pflegte im Saal zu wohnen, da auf einem Tannenzweig unterm Spiegel zu sitzen und zu schlafen, und von der Tante eigenhändig gefüttert zu werden. Es pflegte, sobald sie in den Saal trat, ihr zwitschernd entgegen zu fliegen, um sie zu liebkosen. Und Bibi war todt!

So viel Thränen hatte die Tante um den Tod meines Vaters nicht vergossen, als sie jetzt um Bibi vergoß. Ich mußte die mordsüchtige Semiramis forttragen. Aber die hochbetrübte Baronesse ließ mich den Abend auch nicht mehr ihr Antlitz schauen. Alles hätte sie mir verziehen, aber den Tod ihres lieben Bibi — das ging über ihre Kräfte hinaus.

Folgenden Morgens verkündete sie mir, daß wir uns als geschieden betrachten müßten. Sie gab mir ein Reisegeld von zehn Louisd'or, und bedauerte kalt, nicht mehr thun zu können; denn auch der gestrige Schattenspieler war noch erschienen, und hatte Schadenersatz für seine zerbrochene Orgel verlangt, widrigenfalls er die Gerichte anrufen müsse.

Wie man philosophiren lernt.

Ich leugne nicht, bitterer Unwille stieg in mir auf; nicht gegen die Baronesse, denn die kannte ich ja, und daß sie mich am Ende, wie einen gemeinen Domestiken, verabschiedete, war in der Ordnung der Dinge, weil ich mich selbst zum Bedienten hingegeben hatte, sondern gegen mich, daß ich, für schnöde Hoffnung auf anderthalb Millionen, mich herabgewürdigt hatte, solche elende Rolle bei ihr zu spielen. Indessen dachte ich an die fürstlichen Höfe, und wie da Mancher, und weit weniger, noch niederträchtigere Dienste leisten muß. Und ich war doch Neffe, und die Baronesse meines Vaters Schwester! — Aber eine Bitte um Versöhnung, ein Wort um Gnade, konnte ich nicht über die Lippen bringen. Ich nahm die paar Goldstücke, als wohlerworbenen Lohn; sagte mit stolzer Verachtung ein kaltes Lebewohl; packte Kleider und Wäsche; schickte den Reisekoffer mit Fuhre hundert Meilen weit nach Wien und wanderte ihm wohlgemuth zu Fuß nach, mein Glück in der offenen Welt zu suchen.

Noch war ich keine zwei Stunden gewandert, rollte mir eine glänzende Equipage entgegen. Ich sah im halboffenen Wagen den Marschall Tangelheim, den ich lahm geschossen, und seine Schwester, die Gräfin, deren Gemahl zu werden ich verschmäht hatte. Beide erkannten mich, und wandten ihr Gesicht mit Verachtung von mir ab, wie höflich ich sie auch grüßte.

Diese Erscheinung gab mir zu allerlei Betrachtungen Stoff. — Was habe ich mir vorzuwerfen, daß ich nicht, wie diese, in glänzenden Equipagen dahin rollen kann, sondern, als armer Verbannter, aus der Vaterstadt wandern muß, wo mich jetzt Keiner mehr kennen will? Daß mein Vater übel hausgehalten, war nicht meine Schuld gewesen; daß ich auf Kosten des Ehrgefühls nicht eben meinen Namen zum Liebesmantel machen wollte, um damit die Schande einer Gräfin und ihres durchlauchten Liebhabers zu verhüllen, war keine Todsünde; daß ich an dem Unglücksabend Dinte mit Wasser verwechselte und Semiramis den Bibi fraß, kann der strengste Richter nicht mit dem Verlust von anderthalb Millionen strafen. — Item, ich war nun, wie man zu sagen pflegt, auf die offene Landstraße hingesetzt, und mußte Jagd auf Abenteuer machen.

Am Ende nützen weder Klugheit, noch treue Dienste, um in der Welt sein Glück zu gründen, wenn man bestimmt ist, der Spielball widerwärtiger Umstände zu werden. Ich möchte deßwegen auch keinen Premierminister, keinen Generalfeldmarschall, keinen Kardinal und Papst, für weiser, klüger und besser, und keinen Landstreicher, Bettler, Bauer und Handwerksburschen für unweiser oder schlechter halten, weil jene in Seide und Gold, diese in Lumpen gehen, jene in Palästen, diese in Hütten wohnen. Alle spielen unterm Monde die Rollen, nicht welche sie wollten oder erwarteten, sondern die ihnen das Verhängniß gab.

Das aber soll den Muth des Mannes von Kopf und Herz nicht niederschlagen. Denn wahrhaftig, Tugend und Einsicht müssen

auch keine Münzen sein, mit denen man sich blos Paläste, Equipagen und Prachtkleider kauft; sonst macht man das Edlere zum Mittel für das Geringere. Sondern eben der innere Schatz, das ist der Schatz des Menschen; das sein Glück, seine Hoheit, seine Herrlichkeit. Alles Andere unterm Mond ist Kartoffel oder Ananas, von denen, jenseits der Zähne, nichts Ersprießliches mehr übrig bleibt.

Ungefähr das waren meine Gedanken, die mir der Anblick der Tangelheimischen Equipage erregte. Ich hatte schon bei der Baronesse Brandenberg philosophiren gelernt; aber doch war mir, besonders wenn ich auf meinen ehemaligen Stand am Hofe zurücksah, die Sache zuweilen etwas sauer angekommen. Ich war, wie es die meisten Menschen sind, ein Gewohnheitsthier, und mußte mich erst von den falschen Einbildungen entwöhnen, die man uns, als Kindern, über den Werth der Dinge, über Schein und Wirklichkeit, über Glück und Unglück, über Ziel und Mittel zu geben pflegt. Am Hofe hatte ich, wenn es Anlaß gab, wohl auch mitunter über Philosophen mich lustig gemacht, weil ich mir darunter entweder einen gelehrten Narren, oder pedantischen Schulfuchs dachte. Jetzt hatte ich in der Schule des Schicksals philosophiren gelernt, und begriffen, daß ein Mensch, der seine Leidenschaften bändigen, Geburt, Geld, Würden, Pracht, Ruhm und andere Gaben des Zufalls für Nichts, aber freien Sinn, reines Herz, zufriedenes, gottergebenes Gemüth für das Edelste halten kann, nothwendig dem großen Haufen, vom Throne herab bis zur Bettlerhütte, als beklagenswerther Querkopf erscheinen muß.

Ihr seht, ich war ein ziemlich guter Philosoph aus der alten Schule geworden, und, unter uns gesagt, ich bin es noch und will es bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie, liebenswürdige Gräfin, zuweilen das Näschen dazu rümpfen könnten.

Als ich in Wien angekommen war, sah ich meine kleine Baar-

schaft schon ziemlich eingeschmolzen. Ich mußte darauf denken, Brod zu verdienen. Ein sein Brod verdienender Baron ist aber bekanntermaßen ein Unding. Man muß die Welt nehmen, wie sie ist. Ich hatte daher unterwegs schon meine Baronschaft abgethan, und mich aus einem Thomas von Heuwen kurzweg in einen ehrlichen, freien Thomas Heu umgebürgert.

Thomas Heu suchte als Gelehrter sein Unterkommen, als Hauslehrer, als Professor u. dgl. Allein er suchte vergebens, weil er keine Empfehlungen, keine Zeugnisse vorweisen konnte, und nichts als seinen Paß und seine Kenntnisse besaß. Um nicht auf der Straße schlafen zu müssen, verkaufte er seine Brillantringe, und versuchte nebenbei sein Glück, als Miniaturmaler. Es war für ihn wenig zu verdienen. Er mußte spottwohlfeil arbeiten und verzehrte mehr Geld, als er einnahm.

Indessen brachte mich meine neue Kunst mit andern Künstlern in Bekanntschaft, unter andern mit einem gewissen Maler Herebert. Der Mensch gefiel mir. Er war von immer fröhlichem Sinn, sehr genial, äußerst gutmüthig, aber noch ärmer, als ich; ich unterstützte ihn; doch lange konnte das nicht dauern, wenn ich selbst dabei nicht zum Bettler werden wollte.

Pater Vitalis.

Eines Tages kam Herebert zu mir und sagte: „Weißt du was, Heu! Hier in Wien müssen wir beide verhungern, und lernen für die Kunst nichts. Gehen wir beide nach Rom; studieren wir da die Werke der alten Meister; vollenden wir uns! Kommen wir dann nach Jahr und Tag zurück: so sind wir gemachte Leute. Dann fehlt's uns nicht. Schon das Wort: Ich bin in Rom gewesen! ist ein Zauberwort für die großen Herren."

„Aber, Herebert, wovon die Reisekosten bestreiten?"

„Ei, Brüderchen, ich spiele die Violine nicht übel, wie du weißt; du bläsest ja die Flöte trefflich. Wir musiziren von Dorf zu Dorf, und kommen so mit freier Zeche in Lust und Freuden nach Rom. Und dort lebt ja der auch, der den jungen Raben ihr Futter gibt."

Der Einfall war nicht übel. Fort von Wien wollt' ich; mir war's gleich, wohin. Wo konnte ich wissen, daß mein Waizen blühe? Ich kaufte dem Herebert die Violine, mir die Flöte. So wanderten wir über das Gebirg. Im ersten italienischen Dorf versuchten wir, an einem Sonntage, unsere neue Kunst. Alles ging über unsere Erwartung. Wir machten die Jugend des Dorfes bis tief in die Nacht springen und ärnteten gut. Aber folgenden Tages hieß es bei uns, wie gewonnen, so zerronnen. Wir kamen im Gebirge zu einer Bande Kesselflicker, Korbflechter und Knopfmacher, die nach Gaunerart im Gebüsch lagerte. Die Kinder spielten, die Weiber wuschen Hemden oder kochten; die Männer trieben ihr Handwerk. Sie luden uns zu Gast. Die Eierkuchen dufteten uns lieblich an; Hunger hatten wir; wir schlugen also das freundliche Anerbieten nicht aus. Dafür, nach gesättigtem Magen, spielten wir ihnen eins auf. Man sang und tanzte. Als wir aber Abschied nahmen, verlangten sie Zahlung für die Bewirthung, das heißt, unser Geld. Die Kerls umringten uns mit Pistolen und Stileten, während die Weiber und Kinder unsere Taschen leerten, und alle Falten unserer Kleider nach verborgenen Schätzen durchfühlten. Im Hui hatt' ich Geld, Uhr und Ringe, alles verloren. Man nahm uns die Habersäcke mit Kleidern und Wäsche, und nur mit vielen Bitten erhielten wir, daß man uns Violin und Flöte ließ. An Gegenwehr war hier nicht zu denken.

Das Abenteuer war verdrießlich, doch brachte es uns gar nicht um die gute Laune. Vielmehr wir belustigten uns weidlich über die tolle Szene, und fanden in ihr große Aehnlichkeit mit dem

politischen Treiben der feinen Welt. Es ist ein ganz eigenes und gar nicht unangenehmes Gefühl, gar nichts zu haben, als sich selbst; die weite Welt unter den Füßen, und das waltende Schicksal über dem Haupt.

Wir flöteten und geigten uns glücklich durch Italien. Der Sonn- und Fest- und Marktage ist in Italien kein Mangel, und das kam uns zu statten. Wohlgemuth zogen wir in Rom ein und hatten noch ein paar Bajocchi übrig. Der Anblick der unsterblichen Weltherrscherstadt, von wo aus die europäische Kultur ging, und große Staatsmänner und Helden lange Zeit, nach ihnen kluge Bischöfe, fremde Völker und Könige in Unterwürfigkeit hielten, bestärkte mich sehr in meiner philosophischen Fassung. Was ist von den Thaten und Werken der Weltherren geblieben? Cäsars geistiges Leben in seinen Kommentarien ist für uns nach Jahrtausenden noch mehr werth, als die ganze Reihe seiner Siegesfelder. Statt des Kapitols übt noch der Vatikan die Rechte, welche Geistesüberlegenheit immer über Geistesschwäche hat. Aber die Nationen wachsen an Einsicht, und bald wird die Curia romana außer dem Patrimonium Petri keine Befehle mehr ertheilen.

Mein Reisegefährte war so glücklich, schon den andern Tag in Rom alle Schulden tilgen zu können, die er bei mir in Wien gemacht. Er hatte nämlich ganz zufällig in einem Kaffeehause einen jungen Fürsten gefunden, dessen Lehrer er einst gewesen war. Dieser, von alter Anhänglichkeit und durch Mitleid über das bittere Loos des guten Menschen und genialen Künstlers bewogen, hatte ihn zu sich gewonnen. Herebert sollte ihn nun, als Maler, durch Italien begleiten. Sein fürstlicher Gönner stattete ihn freigebig aus.

Mir war das Schicksal gar nicht so hold. In der Kunst war ich blos Liebhaber. Doch versuchte ich's mit dem, was ich hatte und wußte mich zu vervollkommnen. Aber mit dem Reißblei und mit dem Pinsel, oder auch nur mit der Flöte, etwas Geld zu ver-

dienen, dazu war keine Hoffnung. Ich lebte von dem, was ich durch Hereberts Freundschaft empfing. Auch dies dauerte nicht lange, denn Herebert verließ Rom bald im Gefolge seines Fürsten, bei dem er umsonst Anstellung für mich gesucht hatte. Unterdessen blieb kein Winkel Roms mir ungesehen, und wohlgemuth und sorgenlos lebte ich von einem Tag in den andern hinein. Ich war reich, weil ich wenig Bedürfnisse hatte. Zuletzt, da meine kleine Baarschaft abnahm, dachte ich schon daran, Italien wieder zu verlassen, als mir neue Hilfe kam.

Auf einer steinernen Bank vor einem Kloster in der Nähe Roms saß ich eines Tages, als sich ein alter Mönch mit schneeweißem Bart freundlich zu mir niederließ. Wir traten zusammen in Gespräch. Meine Einfälle belustigten ihn, weil ich ein Deutscher war. Denn auch er war ein Deutscher und nannte sich Pater Vitalis. Da er meine geldbedürftige Lage erfuhr, lud er mich für alle Tage in seinem Kloster zu Gast, und so konnte ich ohne Kummer meinen Wunsch erfüllen, noch länger in Rom zu bleiben. Von Zeit zu Zeit unterstützte mich auch der wackere Geistliche mit einigem Gelde. Er nannte mich nur seinen Sohn, und ich ehrte ihn wie einen Vater. Er gab sich viele, aber vergebliche Mühe, mir irgendwo ein anständiges Plätzchen in einem guten Hause zu verschaffen.

„Mein Sohn," sprach er eines Tages, da ich mit ihm auf der Höhe der Villa Albani lustwandelte, „das Glück ist dir nicht hold in Italien. Ich rathe dir, es auf vaterländischem Boden zu versuchen."

Dies Wort gab mir Anlaß, ihn zu versichern, daß ich kein Glück suche, sondern wenn ich nur Kleider und Nahrung habe, beides zur Nothdurft, ließe ich mir's genügen. Da das Wenigste genüge, meine kleinen Bedürfnisse zu stillen, wäre ich immer im Stande, das Wenige zu erwerben, müßte ich es auch als Almo-

sen nehmen; denn ich schäme mich der Almosen so wenig, als der Arbeit. Ich bäte ihn daher, sich meinetwegen keine fernere Mühe und Bekümmerniß zu machen. Ich wäre so reich, wie der Vogel in der Luft, dem die Welt gehöre.

„Doch mußt du an die Tage des Alters denken, denn sie denken an dich, mein Sohn; jene Tage, von denen du sagen wirst, sie gefallen mir nicht. Du wirst daran denken, dir einen bleibenden Sitz zu schaffen. Auch der Vogel in der Luft weiß sein Nest."

„Ehrwürdiger Vater," sagte ich, „soll ich thörichterweise meine schönen Tage vergeuden und opfern, um im Alter ein paar Jahre, statt Brod und Salz, einen Braten, oder, statt des Lagers auf Stroh und Laub, ein Federbett zu haben? Ist es der Mühe werth? Weiß ich, ob ich ein spätes Alter erreiche? Und wenn ich es erreiche, weiß ich nicht, daß Gott dann auch nahe ist?"

„Aber was ist der Zweck deines Reisens, mein Sohn?"

„Ei nun, ehrwürdiger Vater, diese Welt zu sehen, in der ich nun einmal lebe, und zu lernen, und weiser zu werden, das heißt, glücklicher. Ich treibe es, wie die alten Philosophen der Griechen es trieben; ziehe umher, wie sie, zu den fremden Völkern und lerne. Habe ich meine Lehrjahre vollbracht, werde ich irgendwo mein Erlerntes den Menschen nützlich machen können."

Der Alte lachte, stellte sich vor mir hin und betrachtete mich von Kopf bis zu Fuß mit einem sonderbaren Blick. „Du bist wahrhaftig mehr, als ich glaubte!" rief er aus: „Laß dich in deinem Lebensplan nicht stören. Du hast das rechte Ziel ergriffen. Ich gestehe dir, du bist auf dem Wege zum höchsten Gut; denn ich verstehe dich, weil ich denselben Weg gegangen bin, und mein Ziel nicht verfehlt habe. Daß ich zuletzt in ein Kloster ging, geschah, weil ich müde vom Wandern war, und es mir gleichviel galt, wo ich ausruhte. Ich habe die Welt vielseitig gesehen, und Alles anbetungswürdig gefunden, was ich von Gottes Werken

sah, und wenig Löbliches an dem gefunden, was ich von Menschen gethan sah. Ja, ich gestehe dir, daß ich oftmals glaubte, allein in der Welt zu sein mit meinem Gott, und daß ich nicht zum menschlichen Geschlecht gehöre, mit dem ich der Gestalt nach verwandt war. Denn ich verstand der Menschen Treiben nicht, und ich ward von ihnen nicht begriffen."

„Aber," sagte ich, „ehrwürdiger Pater Vitalis, Ihr fandet doch Ausnahmen von der Regel?"

„Allerdings," antwortete der Greis, „göttlichen Geistern begegnete ich, aber nur einzelnen, zerstreuten, verkannten, oder sich selbst vor dem feindseligen Geschlechte verbergenden Engeln, die sich nicht hatten ihre Kindesheiligkeit im spätern Alter entweihen lassen. Ihre Kindesheiligkeit! Denn die Kinder sind edler, als die Eltern, reiner, leidenschaftfreier, vorurtheilloser, zärtlicher, menschenliebender, harmloser. Einem wahrhaft weisen Manne kann nicht wohl sein unter den Alten; er ruft daher mit dem Sohn Gottes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" Und wenn wir nicht werden, wie sie, können wir nicht in's Himmelreich eingehen."

„Ach, Pater Vitalis, so ist das Himmelreich noch fern von dieser Welt."

„Leider, mein Sohn, noch fern; aber es kommt! Die Welt ist noch sehr jung. Was bedeuten sechstausend Jährchen, von denen die Weltgeschichte spricht? Alles schreitet der Vollendung zu. Glaube mir das, und glaube es der Weltgeschichte. Die heutige Menschheit ist noch ganz ungöttlich, blos dem Thierischen nachjagend, dessen Ekelhaftigkeit sie durch Kunst, Wissenschaft, Gewerbfleiß, Handel, Erfahrung zu verhüllen, und behaglicher zu machen sucht. Wie muß dem reinen Menschen unter diesen Kunstthieren zu Muthe sein? Sieh an unser gemeines Volk in den Dörfern und Städten: es sind geist- und leibeigene Geschöpfe, mit der Hauptbestimmung von der Wiege bis zum Sarge, nichts

Wichtigeres zu kennen, als sich aus ihrer Erdscholle Futter zu ziehen, und anderen Stärkern, die nicht arbeiten, sondern im Müßiggang prassen wollen, davon die Hälfte abzugeben. Siehe an die sogenannten Großen, die Höfe der Mächtigen: sie sind nur geschminkter, geputzter, aber nicht minder thierisch. Sie wollen nur Geld, nur Herrschaft, nur Gewalt, nur Wollust. Siehe an unsere Heere: Hunderttausende gehen hinaus, Hunderttausende zu schlagen, zu morden, zu berauben, nicht für ein heiliges, unveräußerliches Recht, sondern wie gedankenlose Maschinen für eine Grille der Höfe, für die Laune eines Herrn, oder seines Dieners, oder auch seiner Beischläferin. Siehe an unsere Kirchen: ach, mein Jesus, wie übel hat dich die Welt verstanden und begriffen! Es ist Heidenthum rechts und links; der Altar dient dem Priester, der Mensch macht die Religion. Siehe an unsere sogenannten gebildeten Stände: was ist ihr höchstes Gut? Recht haben zur Ungerechtigkeit gegen Andere, Titulaturen, Geld, Stolz auf thierische Abstammung von Vorfahren. Siehe an unsere Gesetzgebungen: sie strafen die Verbrechen an den Schwachen, und die Starken, welche das Gesetz geben, verhöhnen dasselbe durch Unzucht, Ehebruch, Raub, Mord und andere Bosheit. Wer straft sie? — Siehe an unsere Staatenordnungen: es sind Schöpfungen nicht zum Besten der Völker sowohl, als der Einzelnen, welche die Völker wie Eigenthum und Gut betrachten. Das Alles schon hatten die Perser, Meder und Assyrer und Andere vor Jahrtausenden, nur mit andern Namen. Und gerade, weil das schon längst in der Welt gewesen, überredet man sich, es müsse das so sein, und könnte nicht anders werden, ohne Frevel zu begehen. Wahrhaftig, mein Sohn, es ist ein frevelvoller Aberglaube, ein Ding um seines Alters willen ehrwürdig zu preisen. Nichts ist ehrwürdig, als das Göttliche, als das Ewige; aber dies ist am wenigsten im Alten, darum sollen wir es unter uns herstellen. Wie kann das alte

Thierische ehrwürdig sein? Es taugt eben darum am schlechtesten, weil es alt geworden ist."

Ungefähr so sprach der menschenfreundliche Pater Vitalis. Er sprach vor mir stehend, wie der Jünger Jesu einer. Nun ging ich von nun an zu ihm in die Schule. Rom mit allen seinen Kunstschätzen hatte nichts Herrlicheres, als diesen erhabenen Mönch, diesen Vitalis, den Keiner kannte und achtete.

Die Terra santa.

Allein ich genoß der Belehrung des ehrwürdigen Vitalis nur noch während der Wintermonate. Der folgende Frühling legte ihn ins Grab und bedeckte ihn mit seinen Blumen.

Wenige Tage vor seiner Auflösung besuchte ich ihn. Er war sehr schwach, doch heiter und freundlich. „Mein Sohn," sagte er, „ich fühl's in meinem Innern, Gott ruft meinen Geist zu andern Verbindungen. Meine achtundachtzig Jahre sind mir wie Traum. Ich fühle, daß ich noch derselbe bin, der ich in meinem achten Jahre war; nur daß dieser Leib um mich her morsch geworden ist. Ich freue mich eines neuen, edlern Zustandes, den mir die ewige Liebe anweisen wird. Glaube mir, dem Sterbenden, es ist nichts erquickender in den letzten Stunden des Athmens, als das Bewußtsein einer festen Gottinnigkeit, die man durch das volle Leben getragen hat, und daß man zuletzt weiß, warum man eigentlich gelebt habe. Das wissen Millionen und Millionen nicht. Sie kommen, wie die Pflanzen und Thiere des Feldes, nähren sich mühsam, pflanzen ihr Geschlecht fort, und sterben."

„Ich habe," fuhr er fort, „noch eine kleine irdische Sorge um dich. Bald kann ich dich nicht mehr unterstützen. Doch will ich dir einen kleinen Zehrpfennig geben, mit dem du durch Italien

getrost wieder nach Deutschland gehen kannst. Er liegt hier.“ Und bei diesen Worten zeigte er auf ein kleines Kästchen und einen Pergamentbrief neben sich. „Sieh', die Italiener sind voll Aberglaubens und Vorurtheils; das ist der letzte Schimmer oder die erste Morgenröthe einer Religion, und darum immer achtungswürdig. Ein frommer Aberglaube wiegt noch immer ein philosophisches System der Unreligion auf, das heißt, eine künstliche Schutzrede des Bestienthums der Menschheit. Laß unsere Italiener vor ihren heiligen Bildern anbetend knien; selbst wenn sie eine Hebe oder Ceres, vor denen schon das heidnische Rom opferte, christlich als die Gottgebärerin verehren. Besser, daß sie es thun, als nichts Heiliges mehr kennen. Nicht der Staub, sondern der Sinn ist das Heilige. — Nimm dies Kästchen. Es enthält Erde vom heiligen Grabe zu Jerusalem, welche ein frommer Mönch, der vor mehreren Jahren in diesem Kloster gestorben ist, von seiner Wallfahrt aus dem gelobten Lande mitbrachte, und mir als sein Vermächtniß hinterließ. Das Pergament ist die päpstliche Urkunde von der Aechtheit und Verehrungswürdigkeit der Terra santa, oder des heiligen Grabstaubes. Nimm dies. Man wird dir kleine Theile dieser Erde gern und theuer bezahlen, und du wirst bis Deutschland keinen Mangel leiden, wenn du dich mit gehöriger Klugheit benimmst; wiewohl diese Erde, wenn sie vom heiligen Grabe ist, nicht edler ist, als andere Erde. Nicht der Staub, sondern die Andacht ist das Heilige.“

Ich dankte dem guten Vater. Er nahm heitern Abschied von mir. Den folgenden Tag war er viel schwächer; er sprach kaum mehr, sondern schlummerte meistens. Am dritten Tage, als ich kam und er mich erblickte, lächelte er mich zufrieden an, schloß die Augen, lächelte nach einigen Minuten im Schlafe, und athmete nicht mehr.

Pater Vitalis wird mir, so lange ich lebe, unvergeßlich sein.

Er ist der Höchste unter allen Sterblichen, die ich je kennen gelernt hatte. Ihn kannten Wenige.

In Rom war nun meines Bleibens nicht länger. Ich hatte die Bekanntschaft eines jungen, liebenswürdigen Mannes aus der Schweiz gemacht; er war seiner Kunst nach Arzt, seiner Gemüthsart nach, bei vielen trefflichen Eigenschaften, leichtsinnig und dabei arm wie ich, oder vielmehr noch ärmer als ich. Ich weiß nicht, durch welche Umstände er nach Rom gerathen sein mochte. Er sehnte sich nach Deutschland zurück. Ich machte ihn zu meinem Reisegefährten, und wies ihm das Vermächtniß des Pater Vitalis, das uns Beiden helfen könnte. — Bei den Römern selbst fand ich von meiner Terra santa gar keinen Absatz. Man muß in den Fabriken nicht feil bieten, was man dort selbst fabrizirt. Aber ein paar Tagreisen von Rom entfernt, stieg die Terra santa schon im Preise. Die päpstliche Urkunde, von der, bei jedem Verkauf einer Portion Erde, eine notarialische Abschrift genommen ward, rettete uns vielmehr vom Verdacht, gemeine Landstreicher und Betrüger zu sein. So bereicherten wir manche Kirche, und die Kirchen hingegen bereicherten uns. Bald konnten wir uns aus dem Erlös von unserer Waare anständiger kleiden; bald, statt zu Fuß wandern zu müssen, einen Vetturino miethen. Am Ende verdroß uns, bei so bewandten Glücksumständen, Italien allzuschnell verlassen zu müssen. Wir gingen nach Neapel, von Neapel nach Florenz. Wir durchzogen die ganze schöne Halbinsel nach allen Richtungen und litten nie Mangel.

Freilich, die Terra santa im Kästchen nahm ab; aber in der Ueberzeugung, daß eine Erde so heilig sei, als die andere, füllten wir fleißig nach, und das päpstliche Zeugniß sprach so segnend für die eine, wie für die andere. Nie ist Grund und Boden in Italien theurer verkauft und nie lieber bezahlt worden. Wir trieben einen Handel eigener Art; indessen er war, wie jeder Reliquien-

handel. Mit einer Prise Staub machten wir beglückte Leute. So viel vermag der Glaube.

Sobald wir deutschen Boden berührten, nahmen Glauben und Kauflustige ab. Zum Glück hatten wir genug gesammelt und sparsam gelebt. Ich verkaufte zuletzt in einer reichen Abtei das Kästchen, frisch gefüllt, sammt der Originalurkunde um eine namhafte Summe. So kamen wir wieder nach Wien, mitten im Winter. Da blieb ich, um das Frühjahr zur Fortsetzung meiner Wanderungen, und Nachrichten von der Baronesse Brandenberg zu erwarten, der ich in der Hoffnung schrieb, sie werde den Tod Bibi's verschmerzt und mich wieder begnadigt haben.

Voller Sehnsucht harrte ich der Antwort. Sie kam; aber von fremder Hand. Ich erfuhr, meine Tante habe das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht; ihre einzige geliebte Nichte sei zur Universalerbin erklärt; sie wäre weder meiner noch irgend eines Andern, sondern nur ihrer hinterlassenen Katzen und Vögel mit einem Legat eingedenk gewesen, und habe die Universalerbin zur Vollstreckerin ihres letzten Willens erklärt. Das ward mir auf Befehl der Universalerbin, vom Gemahl derselben, freundvetterlich gemeldet.

Glücklicher ging es meinem Reisegesellen, dem Schweizer. Die russische Regierung lud damals Aerzte aus Deutschland, die sich im Norden ansiedeln wollten, unter vortheilhaften Bedingungen ein. Mein Schweizer empfing Empfehlungen und ging nach Rußland. Im Vorbeigehen will ich noch von ihm sagen, daß ich ihn nach einigen Jahren zufällig wieder in Deutschland traf, als er aus Rußland verwiesen zurückgekommen war, und trotz der Gefahr, nach Sibirien wandern zu müssen, noch einmal dahin wollte. Beim Glase Wein vertraute er mir sein seltsames Schicksal. Er war im Norden begünstigter Liebhaber einer Fürstin geworden. Zum Wahrzeichen dessen zeigte er mir ein Armband von köstlichen Brillanten schimmernd,

das er, als Geschenk der Geliebten, auf dem bloßen Arm unter Hemd und Rock trug. Ich warnte ihn vor der Rückkehr; man scherze dort mit Verwiesenen nicht. Er ging demungeachtet. Nie habe ich wieder von ihm vernommen.

Das Haus des Invaliden.

Ich wünschte meiner Tante gute Ruhe, und verzieh ihr gern, mich zum Philosophen, statt zum Millionär gemacht zu haben. Es war mir an den anderthalb Millionen weniger gelegen für mich selbst — denn auch mit anderthalb Kreuzern konnte ich froh leben — als es mir für Andere lieb gewesen wäre, damit wohlthätig zu wirken. Denn ich leugne nicht, wie gering auch meine Bedürfnisse waren, eins blieb dennoch vorherrschend und ich konnte es nicht stillen, nämlich nützlich zu sein. Der achtzigjährige Pater Vitalis lebte schon in den Tagen der Kraftlosigkeit, als er mit aller Verzichtung bloß der beschaulichen Lebensweise angehörte; ich aber blühte in der Fülle meiner Kraft, und hatte edeln Thatendurst, den ich vergebens zu befriedigen sann. Man will nicht umsonst in der Welt dastehen; ich stand umsonst da. Nicht nur fehlten mir alle Mittel, nützlich zu wirken: selbst mich, der ich überall meine Kenntnisse und Fähigkeiten anbot, wollte man nicht einmal, als Mittel, gebrauchen.

Es mangelt in der Welt für Nichts an Trost, und der meinige war, das Meinige gethan zu haben. Die allwaltende Vorsehung hat ihre Gründe, warum sie den Minderwürdigen, wider sein Erwarten, in große Wirkungskreise erhebt, die er weder ausfüllen kann, noch mag; und warum sie den Mann von Geist und Herz und Willen, der vergebens ringt, das Bessere zu leisten, in seiner Ohnmacht verläßt und in den kleinsten Thatkreis einbannt.

Also schüttelte ich den Staub von meinen Füßen, zog aus der

Kaiserstadt fort, und, mir gleichviel, wohin? wechselweise bald diesem, bald jenem Wege nach, der mich anlockte, entweder weil er bequemer schien, oder weil er romantischer schien, oder weil er von Andern bewandert wurde, mit denen ich mich unterhalten wollte.

Das Landstreicherleben hat viel Ergötzliches durch die Anmuth der wechselnden Bilder und Begegnisse, die am Wanderer bunt vorübergehen, ihn mit aller Macht für den Augenblick beschäftigen, und keinen Eindruck hinterlassen, und vergessen sind, sobald sie verschwinden. Aber es ist auch erhebend und stärkend für das Gemüth. Der Mensch gehört da Keinem, als sich selbst an; ist immerdar nur auf die eigene Kraft gestützt; hat keinen Freund, als den großen, unsichtbaren Geist, der ihm überall begegnet; sieht nicht den einzelnen Menschen allein, sondern die Menschheit, von Oertlichkeiten, Verfassungen und Himmelsstrichen verschieden gestaltet und gedrängt; sieht den Wechsel der Gesetze, der Bauarten, der Sitten, der Nahrungszweige; sieht die bunten Formen der Religionen, in allerlei Weise von den Sterblichen begriffen. Weil man so Vieles sieht und übersieht, wird man eines Vorurtheils um des andern frei, und es verliert Alles seine scheinbare Heiligkeit, Ehrwürdigkeit und Größe. Man hat die Empfindungen, welche der hat, der ein weites Land vom Gipfel des Gebirges betrachtet, wo die Dörfer wie Maulwurfshügel, die Städte wie kleine Schutthaufen, die prachtvollen Heere wie Ameisenzüge erscheinen.

Nachdem ich sechs oder acht Wochen umhergestrichen war, mißfiel mir doch zuletzt das zwecklose Treiben. Du hast nun, dachte ich, keinen andern Beruf in der Welt, als aufs Gerathewohl von Westen nach Osten, von Süden nach Norden zu fahren: warum den Beruf nicht zur Wohlthat deines Geschlechts gemacht? Du möchtest gern Großes leisten, und jagst nichtswürdigen Abenteuern nach. Hinaus mit dir in unbekannte Weltgegenden, die nie oder

selten ein Europäer sah; mache Entdeckungen für die Menschheit; erforsche die Sitten, Ordnuugen, Religionen entfernter Völker, von denen man kaum ihren Namen weiß; untersuche die Pflanzenschätze derselben, die Thiere, die Gesteine jener ungekannten Regionen.

Der große Gedanke durchschauerte mich mit ganz eigenem Entzücken. Ich schien jetzt erst meine Bestimmung zu erkennen und mein Verhängniß zu verstehen, und bedauerte, so spät diesen Einfall zu haben. Nun war noch die Frage, wohin? Meinen Füßen Alles, meinem kleinen Geldvorrathe nichts vertrauend, mußt' ich den Sinn an Seereisen sogleich aufgeben. Also eine Fußreise nach Asien, durch Rußlands Süden, zum kaspischen Meer, durch Persien und Dschagatai in das hohe Tibet; von da bis zur chinesischen Mauer, durch die Steppen der Mantschu-Tataren, dann südwärts in die noch wenig bekannte Halbinsel Corea und ihre dreihundert Städte.

Dabei blieb es. Ich war sogleich reisefertig, und machte rechtsum gegen Nordostnord, vor der Hand dem kaspischen Meere zu.

Am siebenten Tage meiner Reise nach Asien — es war ein schöner Sommerabend — lag ich, um auszuruhen, im Schatten einiger wilden Rosengebüsche, die, über einem Felsblocke herabhängend, ein freundliches Dach wölbten. Die Gegend umgab mich ungemein reizend. Es war ein fruchtbares, wohlgebautes Land zwischen Hügeln. Ich übersah es weit, denn ich lag auf einer Höhe am Rand eines Waldes. Zu meinen Füßen floß ein Bach, der nicht weit von mir rechts einen Wasserfall bilden mochte; denn ich hörte das Rauschen seiner stürzenden Wellen. Zwischen Kornfeldern und Hügeln, wohl eine Stunde von mir entfernt, glänzte der Thurm einer Dorfkirche aus Gebüschen hervor. Im duftigen Hintergrunde entdeckte ich ein Städtchen.

Hier wäre gut wohnen! dachte ich: Warum muß ich heimath-

los, wie ein Kain, umherirren, ohne bleibende Stätte? Warum kann ich keine Erdscholle die meinige nennen? Die Welt ist vertheilt; ich bin leer ausgegangen. Wie wohl würde mir sein, könnte ich in jenem Dörfchen, zwischen den Hügeln und Saatfeldern, ein Strohdach mit wenigen Hufen Landes besitzen. Ich könnte im Kreise der harmlosen Landleute mit meinen Erfahrungen und Kenntnissen tausend Gutes thun! Sie würden mich lieben lernen. Ich würde ihr Freund werden. Ich wäre wieder an die Welt geknüpft, von der losgerissen ich nun, wie ein welkes Laub im Spiel der Winde, eitel umherflatterte.

So dachte ich, und vergaß fast meine ganze Reise nach Tibet und China und Corea in den süßen Träumereien, die sich mir einschmeichelten. Wer ist immer seiner Gedanken Meister? Ich ward in den Spielen und Klagen meiner Einbildungskraft recht wehmüthig. Da kam ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren daher, ländlich-einfach gekleidet, barfuß, aber sauber. Es kam am Walde um den Vorsprung des Gehölzes den Fußweg daher, und sah mich mit verwunderten Augen an; ging an mir vorüber und grüßte einen guten Abend recht freundlich. Da fragte ich: Wohin, mein Kind? — „Nicht weit!“ antwortete es, und blieb vor mir stehen und betrachtete mich neugierig: „Gar nicht weit. Ich suche nur unsere Ziegen, die hier im Walde in der Nähe weiden, und will sie heimtreiben, denn es ist spät genug. Freilich, wenn die Sonne untergeht, kommen sie von selbst. Aber ich will sie zeitiger melken, daß ich mit dem Vater noch Gabrielen eine Strecke Weges entgegen gehen kann.“

„Wer ist denn Gabriele?“ fragte ich, und konnte mich nicht satt schauen an der lieblichen Gestalt des Kindes, das in heiterer Unschuld vor mir stand.

„Ei nun, meine Schwester heißt so. Sie ging den Morgen ins Städtchen mit Eiern und Käse zum Verkauf. Zuweilen begleite

ich sie auch hin, wenn ich ihr tragen helfen muß. Heut aber konnte sie es wohl allein, denn wir hatten so viel nicht auf den Markt zu bringen. Auch mußte ich den Morgen das Haus hüten, weil der Vater ins Dorf ging, wo er eine Bestellung von Schnitzwaaren, zwei Dutzend hölzerne Teller, eben so viel hölzerne Kellen und einen Karren voll Heugabeln an den Krämer Pfiff ablieferte. Da mußte ich kochen, sonst hätte er ja zu Mittag leeren Tisch gefunden."

Ich hörte der kleinen Schwätzerin mit Vergnügen zu, und es kostete mich wenig Kunst, sie immer tiefer ins Gespräch zu ziehen. Mit süßer Stimme plauderte sie mir alle Geheimnisse ihrer einfachen Haushaltung aus, während sie vor mir auf einem Felsenstein am Wege saß. Ich erfuhr, ihr Vater sei Unteroffizier gewesen, habe in einer Schlacht das Bein verloren, wohne hier in seiner Heimath, habe einige Morgen Landes Eigenthum, verfertige allerlei Holzwaaren und handle damit. Während unsers Gesprächs kamen zwei Ziegen aus dem Walde, die ihre Gebieterin zu kennen und zu lieben schienen. Denn sie eilten mit freundlichem Meckern zu ihr, und lagerten sich, oder weideten und spielten in unserer Nähe. — Es ist unaussprechlich, welchen Eindruck das Alles auf mich machte. Der Eindruck war um so tiefer und rührender, da ich seit einer Woche schon in meiner Einbildung unter Persern, Mongolen und Tatarenhorden in wilden Steppen gelebt, und dem Genusse alles dessen entsagt hatte, was menschlichere Gesittung dem menschlichen Geschlechte Edles darbeut. Meine Lust am Gespräch mit der kleinen Justine, wie sie sich hieß, gab mir nur wehmüthige Gefühle, und es wandelte mich heftigere Sehnsucht nach einem kleinen Eigenthum an, nach einen ruhigeu Heimath, nach einem glanzlosen Stillleben.

Indem erscholl eine tiefe Baßstimme: „Wollen wir gehen, Justine?" und um den Vorsprung des Gehölzes herum kam ein

ältlicher Mann in ländlicher Tracht. Sein Husarenbart, sein hölzernes Bein sagten mir sogleich, daß er Justinens Vater sei. Ich entschuldigte das artige Kind bei ihm, weil ich es aufgehalten habe durch mein Geplauder. Er aber setzte sich nun neben das Kind auf den Stein vor mir, und knüpfte den Faden der Unterhaltung neu an.

„Von wannen, Landsmann?" fragte er, und musterte mich mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle.

„Von Wien."

„Da bin ich auch gewesen. Ist wohl leben da, wenn man zu leben hat. Und wohin weiter, Landsmann?"

„Nach Rußland."

„Da bin ich auch gewesen. In der Ukraine war ich um Pferde fürs Regiment. Bleibet Ihr in Rußland?"

„Ich gedenke von da nach Persien."

„Nach Persien?" — Da bin ich auch gewesen. Ein verwünschtes Land ohne Wasser und mit seinem Smum, der mich fast erstickt hat. Was wollet Ihr in Persien treiben?"

„Ich will es nur durchwandern; ich möchte nach Tibet und China."

„Herr, da habt Ihr eine gute Strecke Wegs vor Euch. So weit kam ich nicht."

Und nun erfuhr ich, daß er einige Feldzüge gegen die Türken mitgemacht habe, zuletzt gefangen, als Sklave in das Innere Asiens bis Persien verkauft, dann wieder durch russische Kaufleute, frei geworden sei; von neuem Kriegsdienste genommen habe, bis ihn eine Kanonenkugel, die ihm das Bein stahl, untauglich gemacht hatte. Verstoßen, als Krüppel, war er in seine Heimath hier zurückgekommen, wo er noch eine alte Mutter gehabt, die ihm von dem Gelde, das er ihr von Zeit zu Zeit aus dem Felde geschickt, etwas Land zusammengekauft hatte. Er baute sich ein kleines Haus auf

eigenem Grund und Boden am Walde, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, nahm ein braves Weib, das ihm vor wenigen Jahren aber starb, und lebte seitdem mit seinen Kindern, wie er sagte, recht glücklich.

Er fragte mich nun um die Ursache meiner ungeheuern Reiseplane, und schüttelte den Kopf, als ich sie ihm ehrlich offenbarte. „Herr," sagte er, „das sind nicht Plane des Verstandes, sondern Schwindeleien der Verzweiflung. Bleibe im Lande und nähre dich redlich! sagt das Sprichwort. Ein Mann, der so viel versteht, wie Ihr, findet sein Brod ohne Mühe überall, wenn er nur nicht zu hoch hinaus will, und sich nicht der Arbeit schämt. Ihr kommet mir vor, wie ich mir jetzt selbst, da ich noch in meinen Tolljahren stand. Unser Pfarrer, Gott hab' ihn selig, meinte, ich müsse ein großer Mann werden; schickte mich auf seine Kosten in Schulen und auf Universitäten. Ich sollte Theologie studiren. Aber ich meinte, ich könne wohl noch höher steigen, als auf die Kanzel; ich ging unter das Militär, zeichnete mich aus, und ward zum Krüppel geschossen. Wir wollen aber das mit einander noch weiter überlegen. Wie heißet Ihr?"

„Thomas Heu!" antwortete ich. Da schlug der alte Husar ein unmäßiges Gelächter auf und rief: „Thomas Heu? Alle Wetter, wir passen zusammen, wenn auch nur mit dem Namen; denn ich bin der Unteroffizier Thomas Stroh. Heu und Stroh, schlechte Waare und verachtetes Wesen, aber doch an seinem Platze brauchbar. Kommt, bleibt bei mir, weil es Abend geworden ist, und nehmt bei mir vorlieb. Ihr habet nicht Ursache, zu eilen, um nach Persien zu kommen."

Ich nahm die Einladung an. Wir gingen den Fußweg durch das Gebüsch hinab zur Hütte des Invaliden. Wie malerisch sie da lag im Schatten zweier alten Nußbäume, im engen Wiesenthal zwischen Waldhügeln! Hinter uns stürzte der Bach über

braune Felsen stäubend herab. Ein Steg mit Geländer führte über den Bach zum Vorhof des kleinen mit Weinreben umrankten Hauses, auf dessen Dach ein Schwarm von Tauben rege war, während unten Alles von Hühnern und Enten wimmelte. Justine fütterte sogleich eine junge Brut Hühner, die sich mit der Gluckhenne um sie versammelte. Neben dem Hause lag ein Holzvorrath aufgeschichtet, bestimmt zu Geräthen aller Art, die der Invalide mit künstlicher Hand zu schneiden wußte. Auf der andern Seite der Wohnung war ein eingehägter, wohlgeordneter Blumengarten, umringt von Obstbäumen. Gegenüber stand eine Bienenhütte mit vielen Körbchen. Jedes Plätzchen in der freundlichen Einsiedelei war auf's Beste benutzt. Der Invalide führte mich in das kleine Wohnzimmer und nahm mir den Reisebündel vom Rücken. Justine brachte mir zu vorläufiger Erfrischung Brod und einen Becher voll Milch. Die Ordnung, die ungemeine Reinlichkeit im Stübchen gaben ihm ein stattliches Ansehen; und doch waren Bänke, Stühle, Tische, Kasten, und was man sah, nur von schlichtem Tannen- oder Eichenholz und von der Arbeit des Eigenthümers.

Gestörte Reise nach China.

Bald nach uns trat die Göttin dieses verborgenen Friedenstempels herein, die Schwester Justinens, Gabriele, ein junges Mädchen von sechszehn Jahren. Ein wahres Idyllengeschöpf. Sehr einfach, doch reinlich, wie ihre jüngere Schwester gekleidet und barfuß, wie sie, hatte sie den schönsten Schmuck von der mütterlichen Natur. Einen Strohhut trug sie am Arm, einen Korb auf dem Kopf, von welchem das dicke Bronzehaar in Flechten auf den Nacken niederhing. Sie war von der Hitze des Tages und dem weiten Gang glühend; lächelte uns Allen mit ihren blauen Augen beim Eintritt ins Zimmer freundlich zu; warf den Korb ab; reichte

erst dem Vater, dann mir mit einem heitern „Seid gegrüßt!“ die Hand, und gab der Schwester ein Schächtelchen voller Frühkirschen, die sie ihr in der Stadt gekauft hatte. — Nun ward eim Nachtessen des Geplauders kein Ende. Ich war in der Familie heimisch, als hätte ich längst zu ihr gehört. Der Alte zeigte mir nachher Figuren, Kelche, Kruzifixe und andere Dinge, von seiner Hand aus Ahorn- und Lindenholz sehr kunstvoll, doch nicht im besten Geschmacke gearbeitet; Waaren, die ihm, wie er sagte, am besten bezahlt wurden. Ich versprach ihm, folgenden Tags einige Musterzeichnungen zu verfertigen, nach denen er arbeiten und seine Kunst veredeln könne. Wir saßen bis gegen Mitternacht vor der Hütte in traulichem Geschwätz. Mein Nachtlager war in der Schnitzkammer des Alten unterm Dach, ein sauberes Bett von Laubkissen.

Aber es wollte lange kein Schlaf in meine Augen kommen. Seit vielen Jahren hatte ich die Süßigkeit des Familienlebens nicht gekannt. Ach, hatte ich sie denn jemals gekannt? Früh der Mutter verlustig, ohne Geschwister, stand ich schon als Knabe einsam. Mein Vater lebte nicht mir, sondern dem Glanze der Großen. Auf der Hochschule empfand ich, Roderich, in deinem Umgang, die Genüsse der Freundschaft: aber wir waren nur vom Schicksal zusammengeführte und wieder getrennte Brüder. In der Residenz, am Hofe fand ich nur feine Gesellschaft, Witzgaukelei, Lustjägerei; kein ehrliches, reines Aufthun von Gemüthern gegen Gemüther. Im Hause der Baronesse Brandenberg lebte ich als Geächteter und Knecht; nicht wie der Neffe bei der Schwester seines Vaters. Von da an blieb ich in der Welt ein unstäter Einsiedler. Ich kannte Niemanden, mich kannte Niemand. Ich hatte nur Reisegefährten. Herebert, der Schweizer, und der ehrwürdige Vitalis waren nur flüchtige Erscheinungen. Ich kannte das Familienwesen nur aus der Ferne, von Spaziergängen, von den Eltern, die mit Kin-

dern vor den Hausthüren saßen, wenn ich am Wanderstabe vorüberzog, oder aus Wirthshäusern, wo ich übernachtete. Nun aber ließ mich dieser einzige Abend, bei der Gutmüthigkeit des erfahrungsreichen Alten, bei der Plauderhaftigkeit der beiden Mädchen, tief in das nie gekannte Paradies des häuslichen Glückes blicken; in das Paradies, wo auch die Disteln des Lebens Rosen tragen, wo sich die Liebe ihre eigene Welt bildet und das Geringste bedeutsam macht; wo jeder Winkel im Hause, wo jedes Plätzchen vor demselben, wo jedes Geräth zum täglichen Gebrauch, durch eine Erinnerung an Vergangenes geheiligt wird, und gleichsam seine in der Familie mitredende Stimme hat; wo jedes Hausthier Theil an der allgemeinen Zärtlichkeit empfängt, welche Alles zu einem untrennbaren Ganzen verbindet; wo auch in der Thräne eine Lust, in der Sorge etwas Liebes, im Vorwurf etwas Theures liegt. Ich lernte an diesem Abend verstehen, der Mensch sei nicht zum einsiedlerischen Wesen, zum Nomaden- und Mönchthum, sondern zum geselligen Dasein geboren; und eine Familienchronik wiege wohl eine Weltgeschichte, ein Haus mit Gärtchen und Acker, und ein Herz, das wir ganz das unsere nennen dürfen, ein Weihrauch opferndes Volk auf.

Des andern Tages arbeitete Alles. Ich zeichnete für meinen Wirth. Aber die Arbeiten waren mit Gesprächen und Scherzen versüßt. Der Invalide war ein Mann von mehr Erfahrung und Weltkenntniß, als ich vermuthet hatte. Von seinen frühern gelehrten Beschäftigungen auf Schulen war ihm nichts, als ein heller, vorurtheilloser Blick geblieben, und genug, seine Kinder selbst unterrichten und über Welt und Natur mit richtigen Vorstellungen ausstatten zu können. Justine und Gabriele, ungeachtet sie sechs Jahre von einander verschieden waren, hatten doch die volle Kindesunschuld mit einander gemein; waren junge Rosen und sahen Alles

voller Rosen; plauderten, scherzten, sangen, spielten, tanzten unaufhörlich; aber ihr Geplauder, ihr Scherz, ihr Gesang, ihr Spiel, wenn schon nur aus dem Frohsinn einer jugendlichen Natur hervorgegangen, hatte immer den höhern Zweck, einem Andern gefällig zu werden. Gabriele, in ihrem jungfräulich-kindlichen Wesen, hatte etwas Ideales. Sie ahnete weder, wie schön sie sei, noch wozu in der Welt Gottes das Schönsein dienen möge? Und doch war, was sie sprach, was sie that, sinniger. Sie ging unter Träumen und Ahnungen, sich selbst ein Räthsel.

Ich machte mir eines Tages die Freude, den alten Thomas Stroh, bei seiner Arbeit, mit Silberstift auf einem Pergamentblättchen zu zeichnen, ohne daß er es merkte. Die Zeichnung war wohl gelungen, ich überraschte damit die beiden Mädchen, denen ich das Bild zum Geschenk machte. Sie standen lange in stummer Bewunderung. Dann hüpfte Justine wie eine kleine Unsinnige vor Freuden umher im Stübchen; Gabrielens Gesicht glänzte im Schimmer stiller Freude. Der Alte lächelte zufrieden und sagte zu den Töchtern: „So habt ihr mich dereinst noch, wenn ihr mich nicht mehr habt und ich bei der Mutter bin.“ — Justine sagte: „Du stirbst nie. Das kann Gott nie wollen.“ — Gabriele sagte: „Ich habe die Mutter noch, und dich werde ich immer haben.“

Nun mußte ich auch die Mädchen zeichnen. Das Plappermäulchen Justine machte mir viele Mühe; aber weit mehr noch Gabriele. Denn ich fand an diesem idyllischen Köpfchen wohl die Umrisse leicht; aber unerreichbar blieb mir die Andeutung der zarten Blüthenfrische, die seelenvolle Unschuld, und ich weiß nicht was Unnennbares in den feinen Zügen. Ich verwarf meine Arbeit zehnmal, und immer unzufriedener ward ich damit. Ich sah das schöne Mädchen zu viel, zu lange.

Gute Nacht, Kaukasus und kaspisches Meer, Persien, du hohes Tibet, chinesische Mauer und du fremdes Corea mit deinen drei-

hundert Städtchen! Fest stand es in meinem Herzen: Von dieser Familie will ich nicht lassen; sie ist die meinige geworden.

Darin hatte ich schon dem Alten nachgegeben, daß ich meinen Reiseplan aufopfern wolle. Nun aber erklärte ich zugleich, daß ich trachten werde, in einem der umliegenden Städtchen mein Unterkommen zu suchen. Meine Erklärung ward mit einem Beifall, mit einer Freude aufgenommen, als hätte ich das Glück dieser lieben Menschen neu gegründet. Herzlich schüttelte mir der Alte die Hand. Justine flog mir an den Hals und erstickte mich fast mit ihrer Umarmung. Gabriele reichte mir mit freudeglänzendem Blicke die Hand entgegen und erröthete. Dies Erröthen galt so viel, als Justinens Kuß.

Nach vierzehn Himmelstagen, die ich in der Hütte des Invaliden genossen, reisete ich ab. Es floß manches Thränchen. Erst als ich weit hinaus war ins Feld und allein, da weinte auch ich.

Die Schleppe.

Mein Plan war nun, durch irgend ein Geschäft ein kleines Vermögen zu ersparen, hinreichend, mir, wo möglich, in der Nähe des Invaliden ein paar Stücke Landes zu kaufen und eine Hütte zu bauen. Aus dem Intelligenzblatte der Provinz hatte ich erfahren — denn das Blatt mußte im Dorfe des Invaliden auf Kosten der Gemeinde und von Amts wegen gehalten werden —, daß im benachbarten Städtchen eine Schreiberstelle im Oberamt offen sei. Dieser Stelle steuerte ich um so lieber entgegen, weil sie in eben dem Städtchen war, wohin Gabriele an Markttagen Eier, Honig und Käse zu tragen pflegte.

Der Oberamtmann, ein alter, grämlicher, dürrer Herr, prüfte mich; fand meinen Aufsatz, meine Handschrift, meine Lösung einiger Rechnungsaufgaben ganz gut, aber zuckte hintennach die Achseln;

„Es sind der Kompetenten mehrere; ich kann nichts versprechen.“ — „Was nicht versprechen?“ rief die Frau Oberamtmännin, eine große, dicke Frau von etlichen und vierzig Jahren, die vor Zeiten schön gewesen sein mochte, mich lange auf und ab mit den Augen gemessen, dann meine Probearbeiten gemustert hatte: „Bist du denn blind, Herr Oberamtmann? Hat denn Einer von allen Kompetenten so viel geleistet, wie Herr Heu? Da bleibt dir doch wahrhaftig keine lange Wahl!“

„Du hast Recht, lieber Schatz, du hast Recht! Nun, wir wollen es mit einander, laut Ankündigung, ein halbes Jahr probiren. Nach gut bestandener Probezeit erfolgt die definitive Anstellung.“ So sprach der Oberamtmann, und ich wußte nun, wer Oberamtmann im Hause war.

Ich, der ehemalige Legationsrath, war außer mir vor Freuden, Schreiber und Kopist geworden zu sein. Ich unterließ nichts, mich meines Amtes würdig zu machen. Ich gewann so viel Beifall, daß mich der Oberamtmann zu sich ins Haus und an seinen Tisch nahm, und ich meine fünfhundert Gulden Besoldung fast ganz ersparen zu können Hoffnung hatte. Denn die gnädige Frau ward mir so gewogen, da ich zugleich ihre etwas ungezogenen Kinder in Nebenstunden unterrichtete, daß sie mich mit neuen Kleidern und feiner Wäsche hinlänglich aussteuerte. Jeden Markttag hatte ich das Vergnügen, Gabrielen in der Stadt zu sehen; jeden Sonnabend war ich Abends in der Hütte des Invaliden. Alle kamen mir gewöhnlich entgegen. Sie nannten mich den Ihrigen, ich sie die Meinigen; Gabriele war meine Braut, sie wußte es nicht. Ich war ihr Alles, sie gestand es sich nicht. Meine bleibende Anstellung in der Amtsschreiberei ward, als einen Festtag, nach einem halben Jahre gefeiert.

Während ich in seliger Erwartung den Höhen meines Glückes entgegenging, hatte ich auch im Hause meines Herrn behagliches

Leben. Ich ward von der Familie geliebt, und vom wichtigsten Theil derselben fast allzusehr, nämlich von der gnädigen Frau. Diese alte Schönheit war etwas gefallsüchtig, etwas gebieterisch und etwas jähzornig. Ich aber hatte Gnade vor ihren Augen gefunden. Ja, sie gestand mir manchmal sogar mit widerlicher Naivetät, ich sei ein schöner und wohl gar gefährlicher Mann. Als ich die Naivetät nicht verstehen wollte, gab sie bald mit losen, zärtlichen Blicken, bald mit einem Händedruck die Auslegung, und flößte mir unüberwindlichen Ekel ein. Sie machte mir mit ihrer Freundschaft, wie sie es nannte, Höllenangst; denn ich sah mich der Gefahr preisgegeben, bei dieser alten Dame Josephs Mantelrolle zu spielen. Meine Schüchternheit vermehrte nur ihre Keckheit, und es mußte endlich dahin kommen, daß ich ihre Artigkeiten geradezu ablehnte.

Von dem Augenblick an kehrte sich das Blatt. Anfangs spielte sie die Schmachtende, Gebeugte, Trauernde; dann die Kalte, Stolze; zuletzt die Verfolgende, Zürnende. Ich allein machte ihr nichts mehr recht, und sie erfand hundert Wege, mich zu quälen und zu ärgern, damit ich meine Stelle aufgebe. Was ich sprach und nicht sprach, was ich that und nicht that, nahm sie ihrerseits als Bosheit gegen sich auf, worin sie Rache üben müsse. Sie machte mir das Leben im Hause so zur Hölle, daß ich unter andern Umständen längst davon gelaufen sein würde, wenn es mir nicht darum zu thun gewesen wäre, in der Nachbarschaft der geliebten Hütte des Invaliden zu leben und ein kleines Vermögen zu ersparen.

Eines Tages kam aus der Hauptstadt der Oberfinanzrath zu Visitation des Oberamts. Er ward, wie billig, nebst seiner ihn begleitenden Gemahlin, von allen Honoratioren des Städtchens gefeiert. Zu einem der festlichen Gastmahle beim Stadtbürgermeister ward auch ich, als zum Hause des Oberamtmanns gehörig und von ihm selbst immer ausgezeichnet, eingeladen. Wir gingen; die

gnädige Frau, als Prima Donna der Stadt, im höchsten Putze, am Arm des Gemahls; ich, versteht sich's, ehrfurchtsvoll nebenher, einen Schritt zurückbleibend. Man trat in den Saal, schon erfüllt mit der vornehmen Welt des Ortes. Die gnädige Frau warf sich in die Brust, ließ ihre lange Schleppe fallen, die wie der Schweif eines Kometen nachzog, und, da die Frau Oberfinanzräthin aus dem andern Ende des Saals ihrer Freundin entgegeneilte, wollte es die Frau Oberamtmännin ihr an zärtlicher Höflichkeit zuvorthun, und beschleunigte ihren Schritt. In demselben Augenblick sah ich mit Erstaunen meine gnädige Frau im bloßen Unterrock schwerfällig durch den Saal hüpfen, denn sie hüpfte gern jugendlich. Die Anwesenden insgesammt theilten mein Erstaunen und das Lachen ward allen schwer zu verheimlichen. Noch größer ward mein Schreck, als ich die Hälfte des Kleides der gnädigen Frau zu meinen Füßen liegen, ja mich mit beiden Füßen auf dem Zipfel des leichten Schlepprocks stehen sah. Die Oberamtmännin faßte sogleich nach ihrem Hintertheil, und als sie die schreckliche Entdeckung des Verlustes gemacht hatte, stieß sie einen jämmerlichen Schrei aus. Die Verwirrung ward allgemein, die meinige am größten. Ich bat tausendmal um Verzeihung. Die gnädige Frau mußte sich im Nebenzimmer umkleiden; ich selbst holte ihr ein anderes Kleid vom Hause. Aber alle Freude war von ihr gewichen den Tag.

Folgenden Tages empfing ich meine förmliche Entlassung und die wohlgemeinte Meinung, sogleich die Stadt zu verlassen. Da stand ich wieder mit meinen Hoffnungen auf der Straße.

Das Geständniß.

Ich erzählte im Hause des Invaliden mein närrisches Unglück, und entdeckte zugleich, was ich bisher immer verschwiegen hatte,

das peinliche Verhältniß, in welchem ich schon so lange mit aller Selbstüberwindung gelebt hatte. Man tröstete mich, der ich eben keines Trostes bedürftig war. Gabriele wünschte mir mit unverhehlter Freude sogar Glück, aus dem Hause des Oberamtmanns fort zu sein. Einer meiner Kollegen in der Amtschreiberei, der mir sehr ergeben war, hatte mir beim Abschied versprochen, sich für mich um Anstellung bei einer verwittweten, sehr reichen Frau von Kasten in einer benachbarten Stadt umzuthun. Die Dame suchte eben einen Schreiber, der zugleich etwas Landwirthschaft verstehe. Ich blieb inzwischen in der Hütte des Invaliden, und half arbeiten.

Während Thomas Stroh schnitzte und ich zeichnete, kamen wir einst auf das Gespräch von der Zukunft. Ich theilte ihm meine Entwürfe mit und vertraute ihm meinen höchsten Wunsch. Er nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ganz recht, lieber Heu. Die Gabriele hängt mehr an Euch, als sie selbst weiß. Aber ich bin arm; Ihr seid es auch. Es denkt kein Ehrenmann daran, früher ein Weib zu nehmen, bis er es ernähren kann. Ich gebe Euch Gabrielen; aber sorget vorher, wovon Euch erhalten? Euch kann es nicht fehlen. Das Mädchen ist siebenzehn Jahre alt; es kann schon warten.“

Da sprang ich von der Zeichnung weg, küßte den guten Schnurrbart und gab ihm meine wohlverdienten fünfhundert Gulden, mit der Bitte, mir dafür einen Acker zu kaufen. Mit Gottes Hilfe müsse in Jahr und Tag mehr folgen. Der Alte freute sich meines Ernstes, und nahm das Geld und machte frohe Plane für Gabrielen, für mich und sich. Er ward recht tief bewegt dabei.

Indem kam Gabriele zu unserm Gespräch. Der Alte wischte sich eine Thräne aus den Augen; aber sie hatte es doch bemerkt und fragte ängstlich-schüchtern. — „Ei, was!“ rief der alte Thomas mit angenommener komischer Verdrießlichkeit: „Herr Heu

will fort wieder, will nicht bei uns bleiben; sagt, alle Welt hätte ihn lieb, nur du hättest ihn allein nicht lieb. Das sähe er nun wohl, und darum wolle er fort."

Das arme Mädchen erblaßte, und ließ die gefalteten Hände vor sich niedersinken, und sagte kein Wort. Der Alte sah ihr Erblassen und erschrak. „So rede doch!" rief er.

„Habt Ihr das gesagt und geglaubt?" fragte sie mich mit zitternder Stimme. — „Nein, liebe Gabriele," sagte ich, „der Vater scherzt nur." — Da kehrte ihre natürliche Röthe auf die Wangen zurück, und sie sagte, indem sich ihre Wangen höher färbten: „Ihr wisset doch am besten, wie wir alle Euch gern haben." — „Und du auch?" fragte Thomas Stroh. — Sie schlug ihre Augen nieder und sagte kaum hörbar: „Du weißt es ja, Vater." — „Und wenn er es nun nicht glauben will?" entgegnete der Alte, in seinen vorigen Ton zurückfallend. — „Was kann ich dafür?" sagte sie leise, und ihre schönen Augen wurden naß. — „Nun denn, Gabriele, sei kein Närrchen!" rief Thomas, und nahm sie in den Arm! „Was könntest du wohl aus Freundschaft für ihn thun, wenn es aufs Aeußerste käme? Sag's einmal offenherzig."

Sie schwieg, schlug die Augen nieder, blickte dann wieder zu ihrem Vater auf und sagte: „Sterben."

„Ah, Possen!" rief Thomas: „Gib ihm einen Kuß, das ist mehr werth, denn dein Sterben. Er hat mir eben die ersten fünfhundert Gulden für euer beider künftige Haushaltung gebracht." Und mit diesen Worten legte er sie an meine hochschlagende Brust. Gabriele schmiegte sich scheu in sich zusammen. Ich küßte ihre helle Stirn. Da sah sie durch Thränen lächelnd zu mir auf.

Ich war noch keine acht Tage in der Familie gewesen, die ich nun mit Recht die meinige nannte, als ich durch ein Briefchen von meinem ehemaligen Kollegen erfuhr, ich müsse mich, sobald

als möglich, persönlich bei der Frau von Kasten melden. Ich flog dahin. Ich erhielt den Dienst, an dem mir das Liebste siebenhundert Gulden Gehalt und die Nähe der Invalidenhütte war. Freilich konnte ich nicht mehr so oft, als sonst, dort sein: denn die Hauptstadt der Provinz, mein neuer Aufenthaltsort, war doch eine Tagreise von der schönen Heimath meiner Liebe entfernt.

Der Kaffee.

Meine Gebieterin, die Wittwe von Kasten, eine geld- und ahnenstolze Dame, behandelte mich sehr gnädig. Ich weiß eigentlich nicht, was ich bei ihr vorstellte. Ich war Privatsekretär, Hausmeister, Verwalter, Kammerdiener, Musikus, Vorleser, Gesellschafter, Alles in Allem. Ich mußte mich zu niedrigen Geschäften gebrauchen lassen, die mir nur durch den Gedanken an Gabriele erträglich wurden. Dabei verlangte die Dame alle und jede Verrichtungen von mir, mehr wie von einem Vertrauten, als von einem eigentlichen Bedienten. Sie machte mir manche kleine Geschenke und versüßte dadurch das Bittere meines Standes.

Sie war eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, und hatte, wegen ihres Reichthums — denn auf Schönheit konnte sie keinen Anspruch machen — manche Anbeter gehabt. Als ich zu ihr kam, war der Präsident des Obergerichts, ein Freiherr von G r o l l, der Begünstigte. Dieser Mann schien mich gleich die ersten Male nicht gern in dem Hause zu sehen, besonders als er wahrnahm, wie herablassend die gnädige Frau sich gegen mich betrug. Ich vermuthete beinahe, er sei ein wenig eifersüchtig, wozu er doch keine Ursache hatte. Ich lernte ihn aber theils selbst, theils durch die öffentliche Meinung, theils durch die Aeußerungen der Frau von Kasten kennen. Er war ein hageres, bleichgelbes, hypochondrisches Männchen, das sich zwischen seinen Akten beständig mit selbstgeschaf-

fenen Gespenstern und Aengsten quälte. Es that mir leid, und ich bedauerte, ihn wegen meiner Person nicht eines Bessern belehren zu können. Aber der Abstand des Ranges zwischen ihm und mir war zu jeder vertraulichen Annäherung viel zu groß.

Nach einigen Monaten erzählte mir die Frau von Kasten selbst von den Grillen ihres Liebhabers, und daß er einen seltsamen Widerwillen gegen mich habe. Beide waren über mich sogar in Streit gerathen, der jedoch keine ernsten Folgen hatte. Der schwarzblütige Freiherr hatte behauptet, ich hätte einen boshaften Zug um den Mund, etwas Falsches im Auge; ich wäre fähig, Jemanden hinterrücks ums Leben zu bringen. Er verstehe sich auf Physiognomien. Meine Gebieterin hatte die Güte gehabt, mich zu vertheidigen. Gerade das bestärkte den argwöhnischen Kauz in seinen Besorgnissen; und obwohl er nichts gegen die Vorstellungen seiner Geliebten einwenden konnte oder wollte, beharrte er doch darauf, daß ich wenigstens gegen ihn eine geheime Tücke habe. — Die Frau von Kasten beruhigte mich aber, und versprach, obschon der Freiherr es wünsche, mich ihm zum Trotze nicht aus dem Dienste zu lassen, so lange ich mich gut aufführe. Sie hielt wirklich auch so gut Wort, daß sie, als endlich ihre Verlobung mit dem Präsidenten zu Stande kam, bestimmt ausbedang, daß er sich nie in die Wahl ihrer Domestiken mischen solle. Namentlich, wenn schon nicht schriftlich im Ehekontrakt, ward meiner dabei gedacht.

Mir war diese sonderbare Verumständung allerdings verdrießlich. Ich sah wohl daraus, daß ich einst dem Willen des künftigen Ehegemahls werde weichen müssen. Vielleicht mochte ich ihm, als er den Tag nach seiner Verlobung zu uns kam, um der einsamen Braut Gesellschaft zu leisten, nicht das freundlichste Gesicht gemacht haben. Er sah mich wild und scheu an. Nach einer Weile trat die Frau von Kasten ins Vorzimmer, und machte mir Vorwürfe, weil ich den Freiherrn unartig empfangen haben sollte.

Ich betheuerte ihr meine Unschuld. „Befehlen Sie der Köchin, dem Herrn Präsidenten sogleich eine Tasse schwarzen Kaffee zu bringen!“ sagte sie. — „Gnädige Frau,“ erwiederte ich, „die Köchin ist abwesend.“ — „So bereiten Sie ihn gleich selbst!“ war die Antwort.

Ich gehorchte. Unselige Kochkunst! Durch einen Mißgriff nahm ich von der Stelle, wo sonst die alte Köchin ihre Kaffeeportionen in kleinen Papierduten zu haben pflegte, etwas, das, der Papierform und der Farbe und Form des Inhaltes nach, dem gemahlenen Kaffee vollkommen ähnlich sah. Ich kochte, ich trug mein Kunstprodukt ins Zimmer der gnädigen Frau, und ließ das Brautpaar wieder allein.

Hilf Himmel, welch ein Mordgeschrei erhob sich aber nach kurzer Zeit! Die gnädige Frau läutete an der Schelle Sturm im Hause. Alle Bedienten stürzten herbei; ja, es kamen die Leute von der Straße herauf. Ich war der erste im Zimmer, weil ich der nächste gewesen. Der Freiherr von Groll lag im aufgerissenen Fenster und schrie hinaus: Hilfe! Hilfe! Mörder! — Die Frau von Kasten läutete Sturm ohne ein Wort zu sagen, obgleich sie mich sah. Ich glaubte anfangs, die beiden Liebesleute seien vor eitel Zärtlichkeit närrisch geworden. Als aber mehr Menschen im Zimmer waren, wandte sich der Freiherr um. Sein erdgelbes Gesicht war vor gräßlicher Angst verzerrt. „Ich bin vergiftet! Haltet den da fest! Er ist mein Mörder, Hilfe, Aerzte, Aerzte!“ — Unter dem Festzuhaltenden verstand er mich. Man versicherte sich meiner Person. Die Frau von Kasten ging händeringend auf und ab. Ich ward hinausgeführt. Man holte die Wache. Während dieser Zeit erfuhr ich endlich aus dem Geschwätze der Leute, ich solle dem Präsidenten im Kaffee Gift beigebracht haben; er habe entsetzliches Erbrechen bekommen. Ich schüttelte lächelnd den Kopf, doch war mir jetzt dunkel, als habe mein Kaffee nicht den ächten Kaffeegeruch

gehabt. Die Wache kam; man führte mich fort. Auf der Treppe begegnete uns die alte Köchin. Ich erkundigte mich sogleich nach dem Inhalt des Papiersäckchens an der bewußten Stelle. Sie antwortete: Meine drei Loth Schnupftabak! — Jetzt war ich froh, und glaubte meine Unschuld bald triumphiren zu sehen.

Man sperrte mich ins Stadtgefängniß; verhörte mich noch denselben Tag vorläufig; verhörte mich die folgenden Tage, und ließ sich durch die Verwechselung des Tabaks mit dem Kaffee nicht milder stimmen. Ich merkte wohl, mein gewaltiger Gegner wollte mich verderben, aus Eifersucht, oder hypochondrischer Furcht, oder weil er nicht den Stadtlärmen umsonst und seine Person damit lächerlich gemacht haben wollte. Man sprach mir schon von Zuchthaus, Festungsarbeit und dergleichen. Das kam mir nicht gelegen. In einer regnerischen Nacht band ich meine Betttücher zusammen, und ließ mich glücklich zum engen Fenster hinab ins Freie. Am Morgen war ich der erste zum Thor hinaus. Ich erreichte den Wald und war gerettet. Ich blieb im Walde den Tag lang; Abends setzte ich meine Wanderung fort. In einem einsamen Bauernhause kaufte ich mir Brod. Es regnete unaufhörlich. Dennoch wanderte ich weiter. Weil meine Absicht war, die geliebte Hütte des Invaliden zu erreichen, zögerte ich, über die Grenzen zu gehen; und wieder, weil ich nicht ohne Grund fürchtete, man werde mich auch in der stillen Hütte der Meinigen suchen, oder sie von Laurern umstellen lassen, zögerte ich, so bald dahin zu gehen.

Beinahe drei Wochen irrte ich so umher, des Tages in Wäldern, des Nachts in elenden Kneipen oder Viehställen. Ich fühlte meine Gesundheit von kalten Fiebern ergriffen. Das zwang mich, über die Grenzen zu gehen. So kam ich in euer Herzogthum, und hier erfuhr ich nun die Bestätigung dessen, was ich schon in einem meiner Nachtlager zufällig vernommen hatte, daß man mich noch immer suche, daß man mich mit Steckbriefen verfolge. Ich schrieb

an den alten Thomas Stroh, um ihn und die Meinigen über mein Schicksal aufzuklären; dann war mein Vorsatz, mich dem Herzog zu Füßen zu werfen, um ihm mein Abenteuer zu erzählen, und seinen Schutz anzuflehen. Da hörte ich von dir, Roderich; hörte mit Erstaunen, du stehest an des Herzogs Seite, als erster Minister. Wie ich zu dir kam, weißt du.

Gesteh' nur ein, ich bin ein lebendiges Beispiel, wie ein Mensch mit den redlichsten Gesinnungen, mit nützlichen Kenntnissen, mit dem besten Willen, durch Zufall der Geburt sogar zu einer glänzenden Rolle bestimmt, ohne sein Verschulden und vermittelst wahrer Nichtswürdigkeiten, in den Staub niedergerissen und zertreten werden kann. — Ich verlange nichts als nur Ruhe, ein kleines Amt, eine Thorschreiber-, eine Dorfschulmeisterstelle, Vergessenheit von der Welt, und die Tochter des armen Invaliden in den Arm. Ihr werdet sagen: ein Baron von Heuwen und die Tochter eines abgedankten Soldaten, Mesalliance! Nichts! ich will Thomas Heu bleiben, und Heu, sagt der Invalide, gesellt sich am besten zum Stroh.

Schluß.

Als der Baron von Heuwen seine seltsame Geschichte beendet hatte, drückte ihm der Graf Roderich und dessen Gemahlin freundschaftlich die Hand.

„Du bist nicht mehr verlassen, lieber Freund!“ sagte der Minister zu ihm: „Hoffentlich lächelt dir von nun an das Glück, das dich bisher so tückisch plagte. Mich freut es, daß das Schicksal eben mich wählte, dir die Freundschaftspflicht zu erfüllen, die du mir einst gelobtest, und die ich im gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge eigentlich von dir hätte erwarten sollen. Aber der Himmel scheint eben uns Beide recht auserkoren zu haben, daß Einer des Andern Gegenstück werde, um an uns zu beweisen, daß

der Mensch nichts durch sich, daß sein Verhängniß Alles aus ihm macht. Er verberge sich in Einsamkeiten, um dem Unglück zu entweichen: da wird der Himmel ihm Blitze senden, die Luft ihm Krankheiten; die Erde erbebend wird ihm seine Hütte zerreißen. Er verberge sich in das Dunkel der Niedrigkeit: bloße sogenannte Zufälligkeiten heben ihn empor; stellen ihn an die Spitze von Heeren und Nationen; machen ihn zum Gegenstand der Verehrung und des Neides. Umsonst drängten sich Andere voll Ehrgeizes herbei; umsonst gab ihnen die Natur alle Eigenschaften, große Rollen auf der Weltbühne zu spielen. Sie blieben drunten im Staube. Das Schicksal will's, welches auch der Häupter der Könige nicht schont und nicht der Tugend der Weisen. Wer ist mächtiger, als das Schicksal?"

„Der Mensch!" sagte der Baron von Heuwen: „Dessen bin ich der lebendige Zeuge. Der Mensch und das Schicksal stehen im ewigen Kampfe. Wahr ist's, der Mensch kann nie das Schicksal überwältigen und lenken; nie aber auch kann das Schicksal den starken Geist des Sterblichen überwinden. Das Schicksal spielt nur mit der Außenwelt, und kann nicht über den festen Kreis des Irdischen hinaus, in das er eingebannt ist; der Mensch, als Geist, ist Herr in seinem geistigen Reich, und da unantastbar, wenn er es sein will. Es kann dem Sterblichen das Leben, aber nie seine Ueberzeugungen rauben; es kann ihm Geld und Gut nehmen, aber nie seine Zufriedenheit mit sich selbst, sein inneres Glück; es kann ihn mit öffentlicher Schande bedecken, daß ihn alle Lebensgenossen verachten, aber er wird mit Bewußtsein, und eins mit seinem Gott, stolz zum Spiel der sogenannten Ungefähre lächeln. Nicht der ist der König unter den Sterblichen, welcher Krone und Hermelin trägt, sondern, sei es unter Gold oder Stroh, den hohen Geist, und unter Zwilch oder Seiden das freie Herz, welches sich schlechterdings nicht mit den Fesseln irgend einer Leidenschaft an

Irdisches fetten läßt. — Und ich war, Roderich, nie unglücklich; in der Fülle des Reichsthums nicht seliger, als in der Fülle der Armuth; im Druck der Schmach nicht muthloser, als unter den Schmeicheleien der Höfe. Der Mensch unterliegt nur dem Arm des Schicksals, wenn der Thor vergißt, daß er eine geistige Macht sei, sich in das Gebiet des Schicksals begibt, und seine höhern Ueberzeugungen fahren läßt für die gemeinen Vorurtheile von Ehre, Schande, von Reichthum, von Armuth, von Schönheit, von Häßlichkeit."

Die Gräfin lächelte: „Mein Herr Philosoph, ich verstehe Sie recht wohl. Aber hier, unter vier oder sechs Augen, können wir doch auch wohl offenherzig reden, und zugeben, daß die Gaben des Schicksals so ganz verächtlich nicht sind; zum Beispiel nur so ein anständiges Aemtchen, um eine schöne Gabriele ans Herz drücken zu können . . ."

„Ich gebe es Ihnen zu, meine Gnädige," sagte Heuwen: „wir sollen die Gaben des Schicksals nicht verschmähen. Wir sind den angenehmen Dingen einmal durch sinnliche Hülle verwandt. Aber wir sollen nicht so viel Werth darauf setzen, daß wir unglücklich in uns selbst würden, wenn der Eigensinn unserer Wünsche unerfüllt bliebe. Ich wäre noch glücklich, wenn Gabriele mich auch nicht beglückte."

„Gehen Sie!" rief die Gräfin: „Sie sind ein kalter Liebhaber. Ich möchte nicht, daß Gabriele Ihr Wort gehört hätte."

Heuwen hatte schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts bei dem Minister an den Invaliden geschrieben und ihm Nachricht von den letzten Vorfällen gegeben, aber keine Antwort empfangen. Nachdem er lange vergebens auf diese gehofft hatte, bewog er den Minister, einen eigenen Boten zur Invalidenhütte zu schicken.

Während der Baron mit Sehnsucht die Rückkehr des Boten hoffte, hatte ihn der Herzog, dem er vorgestellt worden war, und

dessen Huld er gewonnen, zum Direktor der neugeschaffenen Zentralpolizeidirektion ernannt. Heuwen lächelte zufrieden und dankbar, als ihm Roderich das Diplom überreichte: „Auch mit einer geringern Stelle wäre ich wohl bedacht gewesen," sagte er: „doch nehme ich, was mir gegeben wird. Alles ist Almosen des Verhängnisses. Nur das Bessere fehlt noch."

Da der Minister mit seiner Gemahlin und der Baron eines Tages auf das Landgut des Ministers hinausfuhren, begegnete ihnen auf der Landstraße der Bote. Heuwen erkannte ihn sogleich. Der Wagen mußte halten. Aber der Bote brachte, statt eines Briefes vom Invaliden oder dessen Tochter, die Nachricht, daß der alte Thomas Stroh mit seinen Töchtern die Hütte verlassen habe, und jetzt eine Familie aus dem benachbarten Dorfe darin zur Miethe wohne. Wohin er gereiset sei, hatte der Invalide Keinem gesagt.

Heuwen machte ein finsteres Gesicht. „Das ist gewiß," rief er, „Folge meiner Verhaftung und der darüber verbreiteten falschen Gerüchte; oder wohl gar Wirkung einer niedrigen Rache und Verfolgung von Seite des hypochondrischen Freiherrn von Groll. Ihr sehet, lieben Freunde, wie es mein Schicksal mit mir meint. Es gibt mir, um zu nehmen!"

„Herr Philosoph!" sagte die Gräfin, und hob mitleidig lächelnd den warnenden Finger.

Heuwen versicherte zwar, das werde ihm seine innere Zufriedenheit nicht stören. Aber doch ward er still und nachdenkend, und alle gute Laune der Gräfin heiterte ihn nicht auf.

„Spielen Sie mir heute nicht den Schwermüthigen!" sagte die Gräfin, als sie im Landhause angekommen waren, und Heuwen düster am Flügel stand, und aus den Saiten desselben mit seiner Stimmung verwandte klagende Mollakkorde hervorrief: „Wissen Sie nicht, daß mein Namenstag ist? Wir haben Gäste zu er-

warten, und Sie müssen mit Ihrem Frohsinn wieder die Seele der Gesellschaft werden. Ich will Ihre Philosophie ein wenig auf die Probe stellen, und ob Sie recht unabhängig von den Tücken des Schicksals sind."

„Ach, liebenswürdige Gräfin," erwiederte Heuwen, „wie können Sie doch grausamer, als das Schicksal selbst sein wollen, das der menschlichen Natur wenigstens ihr Recht lassen muß! Wahrlich, wären Sie meine Schutzgöttin . ."

„O wäre ich das, lieber Baron," unterbrach ihn die Gräfin lachend: „so sollten Sie an meinem Namenstage wenigstens gewiß das Köpfchen nicht hängen. Ich würde Ihnen einen Brief von Gabrielen oder, besser noch, die schöne Hüttenbewohnerin selbst geben."

Indem trat Roderich mit einem Frauenzimmer am Arm zur Thür herein. Heuwen erstarrte. Er sah Gabrielen, aber nicht in ländlicher Tracht, aber schöner, als sonst, und man sollte fast sagen, verklärt. Thomas Stroh, mit dem Stelzfuß, Justinen an der Hand, folgte. Die Gräfin umarmte die reizende Gabriele und die schüchterne Justine. Schon seit einigen Tagen wohnte die kleine Familie hier, durch Veranstaltung des Ministers.

Heuwen stand noch immer unbeweglich da, mißtrauisch gegen seine Sinne. „Sie werden eingestehen, lieber Herr Baron," sagte die Gräfin zu ihm lächelnd, „ich bin eine der gütigsten Schicksalsgöttinnen!" Damit ergriff sie die Hand ihres Gemahls und entfernte sich mit ihm aus dem Zimmer, um die Beglückten nicht zu stören.

Unsere Erzählung ist zu Ende. Wir haben nichts hinzuzufügen, als was jeder Leser schon selbst abnehmen kann.

Jonathan Frock.

In der Hauptstadt des Königreichs, und vielleicht im ganzen Königreiche, war geraume Zeit lang kein gepriesenerer Mann, als der auch durch eigene Schriften dem Ausland schätzbar gewordene Oberkriminalrichter von Schwarz. Das Glück schien sich an ihm mit Gunstbezeugungen erschöpfen zu wollen. Sohn eines armen Leinwebers, hatte er mit Hilfe einiger Stipendien, die ihm als Jüngling von trefflichen Anlagen gegeben worden waren, die hohe Schule besuchen können und die Rechtswissenschaft gelernt. Fast ohne einen Heller Geld war er in die Hauptstadt gekommen, als Sachwalter sein Brod zu verdienen; er übernahm da einen schwierigen Rechtshandel, den man schon verloren gegeben; siegte vor den Gerichtshöfen; erwarb sich Ruf, und ward binnen Jahr und Tag einer der beliebtesten und beschäftigtsten Anwälte. Durch Uebung und fortgesetzten Fleiß gewann er einen seltenen Grad der Vollkommenheit seines Berufs. Ueberall vorgezogen, mit Belohnungen, Geschenken, Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien überhäuft, wurde er in die Kreise der angesehensten Männer eingeführt, in den besten Häusern vertrauter Freund. Er heirathete eines der schönsten und reichsten Mädchen der Hauptstadt; ward von den Ministern angestellt; von Amt zu Amt befördert, vom König selbst geadelt; empfing dessen Orden; bald auch, wegen

geleisteter Dienste, den Orden eines ausländischen Hofes, mit reichem Jahrgehalt; und verschiedene Male ging die Rede, er werde Minister werden. Kurz, es blieb nur Eine Stimme, der Oberkriminalrath von Schwarz sei der glücklichste Mann. Er hatte die glänzendsten Aussichten, großes Vermögen, bewunderungswürdige Eigenschaften, die liebenswürdigste Frau, schöne Kinder; mehr noch, als dies Alles, man kam auch darin überein, daß Niemand so vielen Glückes werth sei, als er. Herr von Schwarz war, als zärtlicher Gatte und Vater, als unermüdlicher Arbeiter, als treuer Freund, als der angenehmste Gesellschafter, als der feinste und gefälligste Mann im Umgang bekannt.

Man soll sich aber nie vom Schein blenden lassen. Herr von Schwarz war in der That ein sehr unglücklicher Mann, und was noch mehr ist, keines Glückes würdig. Nicht seine Geschicklichkeit, nicht sein Fleiß, nicht seine Gabe, sich liebenswürdig zu machen, stand zu bezweifeln; wohl der Werth seines Herzens. Er gehörte zu den Leuten, die durchaus nichts sind, als klug, und nur klug; gesetzlich gerecht im Handeln, nach Umständen sogar mehr, als nur das. Aber Geld, Ehre und Vergnügen war eigentlich die geheime Dreieinigkeit, für die er Alles opferte. Gewissen und Religiösität zu haben, war er zu aufgeklärt; sich vertrauensvoll in Gefühlen der Freundschaft einem Herzen aufzuschließen, war er zu schlauer Menschenkenner. Er traute Keinem, weil er sich kannte, und die für Schwachköpfe hielt, welche nicht handelten, wie er. Er liebte sich aus natürlichem Triebe; jeden Andern aber, der wie er gewesen wäre, würde er gefürchtet haben. Er führte in seinem Hause unglückliches Leben. Er war da Despot. Seiner Frau begegnete er oft verächtlich. Seine Söhne, zwei hoffnungsvolle Knaben, zitterten wie Sklaven. Doch zuweilen zeigte er sich wieder unmäßig gütig gegen sie. Um ihre Erziehung konnte er sich nicht bekümmern. Er hatte wichtigere Geschäfte. Vom Elend

seines Hauswesens wußte aber kein Mensch, als wer Genosse desselben war. Und wenn durch Geschwätz des Gesindes davon ruchbar ward, glaubte Niemand daran; oder man fand es sehr verzeihlich, daß ein Mann von seinen Geschäften Launen haben könne; oder man schob alle Schuld auf die Frau. Es fehle ihr die nöthige Bildung, sie war keine Haushälterin, sie war ein Gänschen, und was man sonst zu sagen beliebte. Genug, Herr von Schwarz hatte immer Recht, und Jedermann Unrecht neben ihm. Doch ward sein häusliches Trübsal von Wenigen bemerkt. Denn kam Jemand zu ihm, war im Hause Alles ein Herz und eine Seele; er der aufmerksamste, gefälligste Gatte, der gütigste Vater; und wieder gegen ihn Alles von Liebe und Traulichkeit voll. Niemand dachte daran, daß das nur eingeführter, guter Ton sei. Man mußte seine Glückseligkeit bewundern.

Unter den Hausgenossen des Herrn von Schwarz befand sich seit zwei Jahren auch ein junger Mann, Namens Jonathan Frock. Er spielte die Rolle eines Lehrers oder Erziehers bei den Kindern, war aber so gut Sklave, wie alle Uebrigen im Hause des Oberkriminalraths. Herr von Schwarz besaß, möcht' ich sagen, eine eigene Gabe, Jeden auf eigenthümliche Art zu quälen. Wenn er seiner Frau fühlen ließ, sie verstehe nicht Frau zu sein, besitze keinen Witz und Verstand, so sagte er dagegen dem Hauslehrer, er sei ein linkischer Mensch, der nicht wisse, wie sich geberden; von der Welt schiefe Begriffe habe; nie sein Glück machen werde; der von Erziehung der Kinder keine Ahnung habe. Genug, Herr von Schwarz nahm immer den Ton des Erziehers vom Erzieher seiner Kinder an, und kränkte den armen Frock bitterlich.

Frock aber, zu schüchtern und zu gut, schwieg. Auch ließ er sich's gefallen, wenn ihm der Herr Oberkriminalrath wöchentlich

ein paarmal wiederholte, er betrachte ihn nur als Aufseher der Kinder, nicht als ihren Lehrer und Bildner. Und wagte es Frock je einmal, den Mund zu seiner Vertheidigung zu öffnen, konnte er sich darauf verlassen, daß Herr von Schwarz voll vornehmer Mitleidigkeit die Achseln zuckte, oder ihm den Rücken mit den Worten zuwandte: „An Ihnen ist Hopfen und Malz verloren."

Bei dem Allem war doch nicht zu leugnen: seit Frock im Hause lebte, hatten sich Schwarzens Kinder, welche vorher die wildesten Buben gewesen waren, sehr gebessert. Sie hatten auch gegen die Mutter Gehorsam und Ehrfurcht gelernt, zuletzt sogar sich ihr mit Hochachtung und Liebe zugewandt, und aufgehört, wenn der Vater ihre Unarten gegen die klagende Mutter in Schutz nahm, Mißbrauch davon zu machen. Sie zeigten sich gesitteter, lernbegieriger, minder tückisch gegen Gespielen, hingen besonders mit unbeschreiblicher Zuneigung an Herrn Frock, der sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der deutschen Sprache, Geschichte, Erdbeschreibung und Dingen unterrichtete, von denen Herr Schwarz wenig ahnete.

Als dieser einmal seine Söhne auf eine Reise mit sich genommen, und sie Nachts mit ihm im gleichen Zimmer des Wirthshauses schlafen mußten, sah er nicht ohne Erstaunen, daß die Kinder, nachdem sie sich entkleidet hatten, auf den Fußboden niederknieten. — „Was spielt ihr da für Komödie?" rief er. Sie antworteten nicht, falteten die Hände, hoben die Augen gen Himmel und beteten. Erst der älteste von den Knaben, halblaut; dann schwieg er, und der Jüngste fing an. Was sie sagten, war nichts Auswendiggelerntes; denn es bezog sich auf Dinge des vergangenen Tages. In das Gebet waren Vater und Mutter, Frock und einige Spielgefährten eingeschlossen.

Herr von Schwarz verlor kein Wort darüber. Die Sache kam ihm aber doch lächerlich vor. „Ich glaube," sagte er bei Hause

nachher zum Herrn Frock, „ich glaube bei meiner Ehre, Sie sind am Ende ein Herrnhuter, und richten die Jungen zur Kopfhängerei ab. Wozu soll das Knien der Kinder Abends im Hemd? Wozu das Beten? Die Jungen verstehen noch nichts von Religion. Ich wünsche, sie würden durchaus davon nichts hören, bis sie zu reiferm Verstande kommen. Dann werden sie unbefangener und richtiger über dergleichen Dinge urtheilen können. Ich halte nichts von einer gelernten Religion. Die Religion muß sich im Menschen aus seinem Innern entfalten. Was man auch Kindern von dergleichen Gegenständen sagt, sie begreifen's nicht; es wird Vorurtheil, schädliche Gewöhnung an Vorstellungen, von denen nachmals bei weiserer Einsicht schweres Losreißen ist. Sind Sie denn etwa Herrnhuter?"

„Nein, das bin ich nicht!" erwiederte Frock.

„Was haben Sie denn für eine Religion? Sind Sie katholisch, oder lutherisch, oder reformirt?"

Frock ward feuerroth und schwieg mit schüchterner Verlegenheit.

„Reden Sie doch. Denn ich muß und will das wissen. Es darf mir nicht gleichgültig sein, mit welcher Art Vorurtheilen meine Kinder zuerst bekannt werden. Jede Kirche hat ihre Vorurtheile. Ich wollte, Sie könnten tanzen, Sie hätten mehr Anstand, mehr Aeußerliches. Das würde meinen Söhnen bessern Nutzen bringen, als in diesem Alter religiöses Geschwätz. Dafür haben die Kinder weder Verstand, noch Bedürfniß."

„Erlauben Sie gütigst, Herr Oberkriminalrath," sagte Frock, „ich halte dafür, das Bedürfniß werde von Kindern tiefer gefühlt, als Sie vielleicht glauben. Unter Allem, was ein unverdorbenes, wißbegieriges Kind zu wissen begehrt, fragt es gewiß am theilnehmendsten nach dem Ueberirdischen, nach dem Entstehen der Dinge, nach dem Schicksal des Geistes jenseits des Grabes, nach Gott und wo und wie er sei. Solche Fragen bezeichnen das Be-

dürfniß des Kindes und des in ihm wohnenden Gottesfunkens. Die erste Annäherung des kindlichen Herzens an die unsichtbare Welt gibt ihm das Bewußtsein der Menschenwürde und Kraft und Liebe zur Tugend, ohne welche der Mensch doch immer eine vielleicht liebenswürdige, aber gefährliche Bestie bleibt."

„Ganz richtig, Herr Frock; nur daß Sie, nach Ihrer Gewohnheit, aus völlig unrichtigen Sätzen absegeln. Wer in aller Welt hat Ihnen denn weiß gemacht, daß Kinder voller Sehnsucht nach dem Unsichtbaren und Ueberirdischen sind, weil sie gern um Dinge fragen, die sie nicht begreifen können? Wissen Sie denn nicht, daß Kinder am liebsten von Gespenstern, Räubern, Feen, Taschenspielerstückchen und Allem hören, was ihnen wunderbar und unerklärlich ist? Darum fragen sie wohl auch eben so gern nach Himmel und Hölle, nach Gott und Engeln. Und was Sie ihnen davon sagen, es sei wahr oder nicht, glauben sie treuherzig und um so lieber, je außerordentlicher das ist, was sie hören. Merken Sie sich das, lieber Freund, wenn Sie anders bei der in Ihnen schon zur Verknörpelung gediehenen Masse von Einbildungen sich noch eine einfache Wahrheit merken können, je unwissender ein Mensch, desto geneigter ist er zum Glauben an das Wunderbare und Ueberirdische!"

„Darf ich, Herr Oberkriminalrath, darüber meine Meinung äußern?"

„Wie Sie wollen, ich bin schon darauf gefaßt, etwas sehr Gescheites zu hören."

„Ich will nicht widersprechen: je unwissender der Mensch, je geneigter ist er zum Glauben an das Wundervolle und Höhere. Woher aber dieser Hang, der ihn vom Kleinsten und Gewöhnlichen zum Höchsten leitet? Dieser Trieb liegt tief in der Menschennatur, ist unbestreitbare Wirkung und Sache seines Schöpfers. Wie jede Lichtflamme nie erdwärts, sondern immer zum Himmel

lodert, von wannen doch das größte Licht strömt; so trägt jeder Geist in seinem Selbstgefühl, daß er mehr, als alles Irdische sei, zum höchsten Geist aufstrebe. Er kann in Weg und Mitteln irren; aber sein Hang zum Höchsten und Unvergänglichen ist **Natur**. Gewinnt er mit der Zeit mehr Bildung, so wird er **künstlicher**, und das Künstliche erstickt oft sein natürliches Wesen. Er sieht bei mannigfaltigen Erfahrungen, daß er vormals in Weg und Mitteln irrte, und wird mißtrauisch gegen den Geistestrieb selbst, der ihn zum Glauben an das Ewige und Höchste zog. Er hält es für weiser, sich ganz dem Irdischen anzuschließen, will sich Alles natürlich erklären und natürlich machen, das heißt, Alles in den Kreis der Gemeinheit und Vergänglichkeit einbannen; glaubt nun Alles zu verstehen und recht natürlich zu sein, indem er am wenigsten versteht, am unnatürlichsten ist, und selbst die Gesetze der Natur in seinem Innern bestreitet. Daß er aber unnatürlich sei, empfindet er, weil er in sich selber unglücklicher wird. Alle Unzufriedenheit des Menschen ist Frucht seiner Unnatürlichkeit, seines Widerspruchs mit sich selbst, weil er will, was er nicht soll. Erfahrung macht ihn endlich weiser. Und je mehr er lernt, je mehr sieht er, daß er auch den wunderbaren Bau des Grashalms nicht begreifen kannn, daß auch das Sonnenstäubchen auf Gott hindeutet. Je mehr er in Erkenntniß wächst, desto überzeugter wird er, daß er wenig weiß. Der Halbwisser weiß das Meiste, der Weiseste fast nichts. Dieser nähert sich, aber freilich auf anderm Wege, noch einmal der Natürlichkeit des kindlichen Gemüths; und seine Wahrnehmung von Beschränktheit des Wissens gibt ihn wieder an den Glauben des Unsichtbaren, des Ewigen zurück."

„Guter Freund," sagte Herr von Schwarz, „ich kenne Ihre Leier schon, und erwiedere darauf nichts, als daß Sie viel Wahres und Halbwahres mit einem starken Ansatz zur Mystik, den Sie haben, toll genug durch einander mengen. Sie haben vermuthlich

etwas in einem Buche gelesen und nicht verstanden, und kramen das etwas verkehrt aus. Sie halten Ihre Einbildungskraft für Tiefe des Urtheils, und machen damit beständig einen Mißgriff."

„Ich bitte, Herr Oberkriminalrath, mir wenigstens zu zeigen, wo mich in dem Gesagten die Einbildungskraft täuschte, oder wo ich etwas Gelesenes falsch verstand."

„Junger Mann, Sie sprechen vom Leben, als wenn Sie Alles, was das Leben in seinem Umfange besitzt, schon geschöpft hätten. Junger Mann, wenn Sie vom Kinde und von Unwissenheit reden, mögen Sie aus Erfahrung sprechen; aber wer von der Weisheit der Sterblichen reden will, gehört entweder selbst zu ihrem Rang, oder er hat so etwas aus Büchern genommen. Sprechen Sie nun aus Büchern; oder als Weisester aus Erfahrung vom Kreisgang des menschlichen Geistes? Doch wozu verderb' ich mit Ihnen die Zeit! Hauptsache bleibt: verschonen Sie meine Söhne mit Ihrem Krimskrams; Sie leisten mir einen Gefallen. Und dann, ich muß noch fragen: zu welcher Religion gehören Sie eigentlich?"

Frock erröthete wieder und sagte nichts.

„Ich bin gewohnt, eine Antwort zu hören, wenn ich frage!" rief Herr von Schwarz mit dem ihm eigenen Gebieterton.

„Herr Oberkriminalrath," sagte Frock endlich, „ich kann es nicht länger verschweigen. Sie verstehen, wie Keiner, die Kunst als Meister, den Menschen in sich selber zu vernichten, indem Sie ihm allen Glauben an eigenen Werth tödten. Ich würde Ihr Haus längst verlassen haben, trüge ich nicht alles Schmerzliche gern aus Liebe zu Ihren Söhnen, die mir an's Herz gewachsen sind. Ich will glauben, daß ich in Ihren Augen zu wenig Verdienst habe, um etwas zu gelten; aber seien Sie so großmüthig, mir mindestens mein Vertrauen auf mich selbst zu lassen."

„Sehen Sie, Frock, das sind nun wieder ihre gewöhnlichen Sprünge. Möchte ich mich bemühen, Sie zu Verstand zu brin-

gen, zu richtiger Ansicht der Dinge, so ist's gefehlt. Meinethalben, wenn Sie aus dem Hause gehen wollen, ich sperre Sie nicht ein. Meine Knaben sind ohnedem Ihrem Unterrichte entwachsen. Die Jungen sollen Sprachen, Lateinisch, Griechisch lernen; Sie verstehen nichts davon. Ihnen gehen alle gründlichen Kenntnisse ab. Thun Sie also, was Sie wollen. Aber denken Sie an mich: wohin Sie in der Welt kommen, Sie werden allenthalben zu kurz kommen. Einbildung von sich, völlige Unbeholfenheit in den einfachsten Lebensverhältnissen wird Sie in's Elend führen. Wo haben Sie auch nur einen einzigen Menschen, der Sie auszeichnet oder schätzt? Müssen Sie nicht mitten in der Hauptstadt wie ein Einsiedler leben? — Meinethalben, thun Sie, was Sie wollen!"

Damit wandte sich Herr von Schwarz ab, und Frock ging traurig zu seinen Zöglingen.

Dergleichen Unterhaltungen waren keine Seltenheit zwischen beiden Leuten. Frock verließ das Haus darum doch nicht. Wirklich hing er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an den Knaben, die er erzog. Gewöhnlich schloß er sie, nach den Gesprächen mit ihrem Vater, heftiger, auch wohl mit nassen Augen an sein Herz, und sagte: Ihr seid ja die Einzigen, die mich verstehen und werth halten. Verlier' ich euch, verlier' ich Alles.

Frock war aber auch, hätte er das Haus verlassen, ohne alle Aussicht. Vermuthlich wußte das der Kriminalrath sehr gut, so wie er auch nicht vergaß, daß Frock in dürftigen Umständen zu ihm gekommen war. Weil Schwarz eben einen Hauslehrer bei seinen Kindern, oder vielmehr einen Aufseher bei ihnen brauchen konnte, hatte er ihn fast nur um Obdach und Beköstigung aufgenommen. Ueber Gehalt und Lohn ward nichts bedungen. Was Schwarz gab, ward immer wie Geschenk und Gnade angesehen,

und reichte kaum zu anständiger Bekleidung der Person hin. Aber gerade dies war dem Oberkriminalrath recht. Es sollte in seinem Hause Alles und Jedes in Abhängigkeit von seiner jeweiligen Laune stehen.

Jonathan Frock lebte daher sehr eingezogen und still. Gesellschaft sah er selten. Er war nirgends heiterer, offener, herzlicher, als bei seinen zwei kleinen Freunden, die er bildete; sonst zurückhaltend und schüchtern. Wenn man ihn nur ein wenig zutraulich machte, verklärte sich sein ganzes Wesen. Er ward lebhafter, offener, beredsamer; seine Augen blitzten von einem innern Feuer. Eine gewisse Gutmüthigkeit nahm für ihn ein. Das alles verschwand und erlosch aber eben so schnell, als man ihm verspüren ließ, er sei fremd und am unrechten Orte. Im Schwarzischen Hause war ihm ein verschlossenes Wesen beinahe zur andern Natur geworden. Frau von Schwarz zog ihn so wenig, als ihr Mann, hervor. Sie stand in gleichem Verhältniß stolz und abstoßend gegen ihr Hausgesinde — und dazu rechnete sie auch den Aufseher ihrer Kinder, — als ihr Mann gegen sie. Durch hohen Ton glaubte sie den Leuten diejenige Ehrfurcht wieder einzuflößen, welche ihr des Eheherrn unartiges Betragen zu rauben drohte. So blieb zwischen ihr und dem Hauslehrer eine noch größere Kluft, als zwischen ihm und dem Herrn von Schwarz.

Es war Frock übrigens ein nicht übler Mann, seinem Aeußern nach; zwar nicht schön, aber wohlgewachsen. Er hatte ein offenes, angenehmes, aber blasses Gesicht, das durch ein pechschwarzes krauses Kopfhaar noch bläßer ward; zarte, weiße Hände, um die ihn manches Mädchen beneiden konnte; eine weiche, seelenvolle Stimme und viel Bedeutsamkeit in seinen Geberden, wenn er lebhafter redete. Er mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre alt sein. Dabei war er im Aeußern, so einfach er auch gekleidet sein mochte, ungemein sauber. Aus allen seinen Reden leuchtete religiöser Sinn.

Doch ging er selten zur Kirche, oder nie. Oft, wenn er recht heiter zu sein schien, und sein Auge lachte, und er sich der Freude ganz hingeben zu wollen Neigung bewies, konnte er plötzlich verstummen. Man sah, daß Trauriges in ihm vorging. Zu manchen Zeiten konnte er bei gleichgültigen Gesprächen in Verlegenheit gerathen, und ohne Veranlassung erröthen. Immer ein Beweis, daß er reizbar, oder, wofür auch die Bläße seines Gesichts sprach, von unsicherer Gesundheit war. Herr von Schwarz aber, mit seinem Kriminalrichterblick, ahnete aus dergleichen Verwandlungen etwas Böseres. Er hatte es verschiedene Male darauf angelegt, ihn auszuforschen. Doch kam er damit nicht weiter, als daß er erfuhr, Frock sei aus dem Elsaß gebürtig, von armen Eltern; eine Zeit lang unter den französischen Fahnen als gemeiner Soldat gestanden; in der Schweiz, in Italien, in Aegypten gewesen; am Schenkel durch eine Kugel verwundet, des Kriegslebens satt geworden; endlich, und vermuthlich ohne Urlaub, davon gelaufen.

Weil sich Frock übrigens im Hause untadelhaft und friedlich aufführte, ließ es der Oberkriminalrath dabei bewenden. Dieser hielt ihn ohnedem für einen ganz unbedeutenden Menschen, und glaubte nichts weniger, als daß derselbe je bedeutenden Einfluß auf sein Schicksal haben würde.

Wenige Wochen nach jener Unterredung aber ereignete sich ein Vorfall, der den Bruder Wunderlich, wie Herr von Schwarz seinen Knaben-Aufseher nannte, plötzlich aus dem Hause entfernte.

Dieser unterrichtete eines Tages die Kinder in der Geschichte, und redete eben mit der ihm eigenen Wärme von der muhamedanischen Religion, von dem Vortrefflichen, was der Koran der Türken enthalte, von den Tugenden, welche bei Bekennern des Propheten von Mekka oft häufiger, als unter Christen, gefunden

würden. Herr von Schwarz kam dazu, hörte dies eine Weile lächelnd, aber bitter lächelnd an, denn er war übelgestimmt. Er hatte zufällig erfahren, daß man sich am Hofe über eine von ihm eingegebene Schrift, die Reform des Justizwesens betreffend, ein wenig lustig gemacht habe. So brach er Gelegenheit vom Zaun, und ließ seinen Unmuth in ärgerlichem Spott gegen den blassen, duldsamen Verkünder des arabischen Propheten aus. Dieser schwieg und stierte trübsinnig vor sich hin. Die beiden Knaben hörten nicht auf den Vater, sondern sahen traurig ihrem Lehrer nach den Augen, als wollten sie ihn trösten; und legten ihre Hände auf seine Achseln, als wollten sie sagen: Beruhige dich, wir gehören dir doch an.

Den Auftritt unterbrach das Erscheinen des Majors von Tulpen, eines verabschiedeten königlichen Offiziers, der von Zeit zu Zeit in das Haus zu kommen pflegte. Denn er war mit der Frau von Schwarz verwandt, und glaubte mit dem Oberkriminalrath guter Freund zu sein. Er hatte demselben in frühern Jahren wesentliche Dienste geleistet, als der Major noch nicht verabschiedet, und Herr von Schwarz noch ein wenig bekannter Mann war. Damals hatte Schwarz mehr denn anderthalb Jahre unentgeldlich beim Major gelebt, der ihm auch durch Empfehlungen den Weg zu seiner nachmaligen glänzenden Laufbahn öffnen half. Herr von Tulpen war ein ganz wackerer, aber etwas hastiger Mann, der viel von seinen mitgemachten Feldzügen zu erzählen wußte, auch gern erzählte, nur daß es ihm etwas an Zahlen- und Namensgedächtniß fehlte.

Diesmal brachte ihn wirklich der Abgang seines Zahlensinns zum Herrn von Schwarz.

„Ich bin in einer verdammten Verlegenheit, Herr Gevatter Oberkriminalrath!“ rief er: „Sie müssen mir einen Liebesdienst thun.“

„Von Herzen gern, mein Bester!“ sagte Herr von Schwarz: „Ich höre hier mit Vergnügen dem Unterricht meiner Kinder zu, und das Lob der türkischen Religion von den Lippen der Unmündigen. Wir wollen uns von den Muselmännern nicht in den Tugenden der Freundschaft, Großmuth und Dankbarkeit oder Barmherzigkeit übertreffen lassen.“

„Desto besser, so treff' ich's gut!“ rief Herr von Tulpen: „Denn ich muß Geld haben, und sollte ich's stehlen. Kommen Sie, nur ein paar Wörtchen im Vertrauen.“

Das Wort Geld stimmte den Herrn von Schwarz doch etwas um. Er war gar nicht gewohnt, daß ihn der Major um Gefälligkeiten bat, noch weniger um Geld. Er hoffte daher eine allfällige Bitte um Geld desto leichter beim Major zu unterdrücken, wenn er es nicht zu einer Unterredung unter vier Augen kommen ließ.

„Sprechen Sie nur ganz frei,“ sagte er, „ich habe vor meinen Kindern und ihrem Lehrer nie ein Geheimniß. Nur heraus mit Ihrem Geschäft.“

„Zum Kukuk, das ist ganz gut!“ sagte der Major verlegen: „Aber ich möchte doch meine verdammte Lage nicht Jedem offenbaren.“

Eben das wollte Schwarz und darum blieb er in der Unterrichtsstube, trotz allem Bitten und Fluchen des Majors, dessen Aengstlichkeit in allen Mienen zitterte. Und was dieser ihm sagen mochte, Schwarz drehte es immer mit vieler Laune in Spaß um. Der Major lief einige Male auf und ab (Schwarz hoffte, er werde aus der Stube laufen), blieb dann stehen, schwenkte den etwas abgerissenen Kriegerhut dreimal im Ring herum und sagte: „Sehen Sie, muß mich der Kobold reiten — mach' ich den dummen Streich — wie ich nun so bin — lasse mich von dem Kaufmann — Kaufmann Dings da — ei, Sie wissen ja, mein Nachbar ist's, der Bankerot machte und davon gegangen ist — kurz und gut,

lasse mich vor Jahr und Tag von ihm breit schlagen, Bürge zu werden um tausend Gulden, ich, der ich keine tausend Gulden im Vermögen habe — soll nun zahlen — tausend Gulden zahlen — bedenken Sie, ich, der keine tausend Groschen hat . . ."

„Das ist allerdings schlimm!" erwiederte Herr von Schwarz ungemein ernst und höflich. „Sind Sie einziger Bürge?"

„Einziger! denken Sie, und wie in dem verdammten Wisch steht, mit gesammtem Habe und Vermögen, jetzigem und künftigem. Hab's nun wohl vor Gericht deutlich erklärt, ganz deutlich, hätte keine tausend Groschen; sagt' es auch dem Finanzrath Dings da, dem ich die tausend Gulden zahlen soll. Man zuckte die Achseln, und ich zuckte sie auch. Und so gingen wir auseinander. Nun meinte ich, es sei vor der Hand, leider zum Schaden des Finanzraths, abgethan. Sieh' da, wart' ich auf das Quartal von meiner Pension, warte drei, vier Wochen. Will nichts kommen. Kein Groschen im Hause; die letzte Kartoffel verkocht; drei Wochen keinen Bäcker bezahlt; der Fleischer schickt ein Conto. Ich muß gelebt haben. Meine beiden Mädchen haben auch Fleisch und Blut. Ich laufe in die Kriegskanzlei; denke, sie haben's vergessen. Zuckt der Kriegsrath Dings da die Achseln, und sagt: Thut mir leid; Finanzrath Dings da hat auf Ihre Pension durch die Gerichte Beschlag legen und sie beziehen lassen. Das wissen Sie ja. Hol' ihn der Geier, sag ich, ich weiß nichts davon. Laufe zum Finanzrath Dings da. Der zuckt die Achseln, und sagt: Das Gericht hat Sie für den Kaufmann Dings da, als seinen Bürgen, zum Zahlen verurtheilt. Sie wissen's ja. Hol' der Geier das Gericht, ich weiß nichts davon. Wovon soll ich leben mit meinen beiden Töchtern? Komme mit dem Majorstitel und halber Hauptmannsgage kaum ohne Hungerleiderei durch. Biete aber doch dem Finanzrath Dings da vierteljährlich fünf Thaler an; will so, will's Gott, ehrlich abzahlen nach und nach, wenn auch lang-

sam. Er zuckt die Achseln. Hol' der Geier die Achselzucker. Nun komm ich zu Ihnen."

Der Oberkriminalrath nahm sich wohl in Acht, die Achsel zu zucken, sagte aber doch: „Allerdings, das steht schlimm. Sie haben gefehlt, daß Sie die Bürgschaft so leichtsinnig übernahmen. Hier läßt sich nichts mehr ändern, auch nicht gegen den Spruch des Gerichts rekuriren."

„Will auch das Gericht nicht kuriren; aber Gevatter Oberkriminalrath, kuriren Sie mich von meiner Herzensnoth. Habe sonst und kenne sonst Keinen, als Sie. Darum komm' ich zu Ihnen. Schießen Sie mir die tausend Gulden vor. Wissen Sie was? Jährlich zahl' ich Ihnen fünfzig Gulden zurück. Ich will von Ihnen nichts geschenkt. In so und so viel Jahren haben Sie Alles wieder."

„So und so viel heißt hier aber zwanzig!" sagte Herr von Schwarz, und senkte den Kopf bedächtlich vor sich auf die Seite nieder.

„Nun ja, zwanzig!"

„Gut! Aber, mein Bester," fuhr der Kriminalrath fort, und that drei leise Schritte rückwärts, „wenn man nur immer bei Kasse wäre. Zum Beispiel, ich bin jetzt ohne Baarschaft."

„Ihnen leiht Jeder."

„Ich habe meine Schulden. Sie wissen das nicht. Ich wäre diesmal außer Stande, Ihnen zu helfen."

„Außer Stande?" lallte der Herr von Tulpen, und konnte lange kein Wort mehr hervorbringen: „Oder sagen Sie deutsch heraus: Sie wollen nicht."

„Am Willen, bester Major, fehlt's nicht: aber das Können!"

„So möchte ich mir noch für einen Groschen Pulver kaufen, und mir die Kugel durch den Kopf schießen. Dann müssen Sie meine kleine Leonore erhalten; Sie sind ja ihr Taufpathe!"

Der Kriminalrath zuckte statt aller Antwort die Achseln. Der Major gerieth in wahre Todesangst, und flehte aufs rührendste. Fest, höflich, doch herzlich, lehnte Herr von Schwarz Alles ab. Zum Glück meldete ihm ein Bedienter einen fremden Herrn an. Er verneigte sich und ging.

„Sie wollen also nicht?“ schrie ihm der alte Major nach.

„Kann nicht!“ sagte der Kriminalrath kalt unter der Thür, und verschwand.

Dem Major brachen die Knie. Er setzte sich oder sank vielmehr auf einen nahen Sessel; blieb lange unbeweglich, zerdrückte endlich seinen alten Hut mit Ingrimm, und rief, wie ein Verzweifelnder, das Auge gen Himmel wälzend, mit schauerlicher Stimme: „Soll ich denn mit meinen Kindern verhungern?“

Frock hätte sich mit seinen Zöglingen schon längst gern entfernt gehabt. Er war aufgestanden. Immer hatte er den Major mitleidsvoll betrachtet. Jetzt trat er schüchtern zu ihm, und ehrerbietig und leise: „Warten Sie nur noch einen Augenblick!“

„Hol' euch der Geier!“ fuhr ihn der Major donnernd und mit glühendem Gesichte an.

„Warten Sie doch nur einen Augenblick!“ wiederholte Frock mit einer bittenden Geberde, und ging eilig davon. Nach wenigen Minuten kam er wieder, trat auf den Zehen zum Major, und hielt ihm mit der Hand eine Schnupftabaksdose hin. Der Herr Major achtete auf ihn nicht, und saß in sich vertieft da.

„Nehmen Sie!“ sagte Frock.

„Fort!“ schrie der Major, und zuckte mit dem Stock in der Hand: „Bin ich Sein Narr? Ich schnupfe nicht.“

„Diese Dose ist mehr als tausend Gulden werth. Ich gebe sie Ihnen. Nehmen Sie sie nur, Herr Major.“

Der Major sah seitwärts die Dose verdrießlich an, riß aber doch die Augen auf, als er sie wunderbar strahlen sah, und die beiden neugierig hinzudrängenden Knaben einmal über das andere ihr „Oh! oh!“ riefen. Es war eine kostbar gearbeitete goldene Dose mit Schmelzwerk, in einem Viereck von großen Diamanten leuchtend.

Herr von Tulpen sah bald die Dose, bald den Geber an. „Was soll denn das?“ fragte er.

„Nehmen Sie, Herr Major. Damit können Sie Ihre Schuld bezahlen. Ich gehe mit Ihnen zum Juwelier; er soll sie schätzen. Kommen Sie.“

„Herr,“ rief der Major mit sanfter Stimme, „wer sind Sie?“

„Ich heiße Jonathan Frock.“

„Jonathan Frock? und das Ding da, glauben Sie, sei tausend Gulden werth?“

„Unter Brüdern mehr!“ erwiederte Frock: „Kommen Sie.“

„Und Sie wollen meine Schuld damit tilgen?“

„Gewiß und gern.“

„Aber wer sind Sie?“

„Ich bin Jonathan Frock, Lehrer bei diesen Kindern.“

Da ward der Alte stumm. Er sah den jungen Mann lange an, bis er nichts mehr sehen konnte; das Wasser trat ihm in die Augen. Dann schlug er die Arme um den Jüngling, und sagte leise mit schmerzlich gebrochener Stimme: „Nun denn, Jonathan, laß mich dein David sein!“ — Frock beruhigte ihn, nahm ihn und führte ihn zum Juwelier. Dieser schätzte die Dose auf zwölfhundert Gulden; und da man sie ihm zum Verkauf bot, nahm er sie endlich auch um den Preis an, wiewohl er tausendmal betheuerte, sich in der Schätzung zu eigenem Nachtheil übereilt zu haben.

Beide gingen zum Gläubiger des Majors. Die Schuld ward

abgethan; dem Major der Vierteljahrsgehalt zurückgestellt; bei der Kriegsrechenkammer Alles berichtigt.

Unterdessen hatte der Oberkriminalrath von seinen Kindern die ganze Begebenheit erfahren. „Eine goldene Dose mit Brillanten!“ rief er zehn- und zwanzigmale: „Wie kommt der Schlucker zu einer goldenen Dose?“ — Die Antwort hatte er eben so schnell gefunden, als die Frage. „Gestohlen!“ dachte er, ließ einen Schlosser rufen und Frocks kleinen Reisekoffer eröffnen. Er untersuchte selbst, ob noch Kostbarkeiten darin verborgen wären, und fand außer einigen beschmutzten Schriften, einiger Wäsche und Kleidern, nichts.

Er hatte die Arbeit eben vollendet, als Frock mit gewöhnlicher bescheidener Art in die Stube trat, und sich ehrerbietig verneigte. Wie aber seine Augen auf den erbrochenen Koffer fielen, verwandelte sich plötzlich seine Miene; vom Erstaunen ging er zum Ernst, vom Ernst zum Zorn über. Er ward wieder der napoleonische Soldat, der er gewesen; packte mit gewaltiger Faust den Oberkriminalrath an der Brust, schüttelte ihn dreimal her und hin, und warf ihn dann gegen die Wand.

„Wessen haben Sie sich angemaßt? Halten Sie mich für einen Dieb!“ rief Frock mit erschütternder, löwenhafter Stimme: „Wer gab Ihnen Macht und Fug, fremdes Eigenthum zu durchstöbern und heimlich Schlösser zu brechen? Bin ich verdächtig, gibt's keine Gerichte? Kennen Sie die Gesetze?“

Der Kriminalrath fiel bei dieser äußerst unerwarteten Haupt- und Staatsaktion ein wenig aus der gewöhnlichen Fassung. Er gestand nachmals selbst, er habe hier zum ersten Mal in seinem Leben die Geistesgegenwart verloren. Zu verargen war ihm das eben nicht. Denn, ungerechnet, daß er über einer verbotenen That ertappt worden war, lag in Frocks Verwandlung etwas wahrhaft Erschreckliches und Unbegreifliches. Dieser sonst unterthänige und

schüchterne Mensch hatte den Muth, einen Oberkriminalrath zu schütteln; er, sonst wie ein Lamm, war schrecklich mit seinem Flammenblick und Ernst; seine donnernde Sprache schien ihm eben so wenig zu gehören, als die Riesenkraft des Arms.

Frock wies dem Herrn von Schwarz mit gebietendem Zeigefinger die Thür, und dieser, bleich und odemlos eine Entschuldigung stammelnd, verließ das Stübchen; hatte aber kaum mit dem Fuß das feindliche Gebiet verlassen, als er sich mit kriminalrichterlicher Majestät wieder umwandte und zurück rief: „Herr Frock, Sie verlassen auf der Stelle mein Haus!"

Ohne Zweifel war Frock gleicher Meinung; denn er hatte schon aus dem Fenster einem Kerl von der Gasse heraufgewinkt, der ihm den Koffer tragen sollte, welchen er, nach Durchmusterung der darin befindlichen Papiere, und Füllung mit einigen Kleidern und Büchern sogleich verschloß. Er suchte seine beiden Zöglinge auf, drückte sie mit stummer Liebe weinend an seine Brust, und verließ das Schwarzische Haus auf ewig.

Sehr zeitig kam folgenden Morgens der Herr Major von Tulpen. Er fand die Frau von Schwarz allein; ihr Mann war in Geschäften ausgefahren. „Desto besser, gnädige Frau!" sagte der Major; „denn ich suche auch ihn nicht, und werd' ihn in dieser Welt schwerlich wieder suchen. Hat er mich in meiner Todesangst verlassen, darum wird mich auch die Todesangst nicht wieder zu ihm treiben mögen. Aber wo ist mein Jonathan?"

„Ihr Jonathan, Herr Major? Ich kenne ihn nicht."

„Was, meinen Jonathan nicht? — Er heißt eigentlich — nun doch Jonathan Pfropf oder Kropf — Sie kennen ja den Dings da! Er ist Ihr Hauslehrer."

„Ach, den Frock. Der ist nicht mehr bei uns. Mein Mann jagte ihn gestern aus dem Hause.“

„Aus dem Hause? Was? weil er großmüthiger, als Ihr Mann war? Was? aus dem Hause? — Ich bin ein armer pensionirter Kriegsknecht, habe nicht mehr als so und so viel Quartalgeld, aber den Jonathan Dings da will ich zu mir nehmen lebenslang und ihn todtfüttern.“

„Nehmen Sie sich in Acht. Er ist ein schlechter Mensch. Gutes Gewissen hat er nicht, das haben wir längst bemerkt. Sie könnten sich einen schlimmen Gesellen ins Haus setzen.“

„Einen schlimmen Gesellen?“ rief der Major, ward feuerroth, und seine Augen funkelten Zorn über das Wort: „Hol' euch der — nun, ich will nichts gesagt haben. Gnädige Frau, aber ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten.“

„Sie verstehen mich wohl falsch, Herr Major, ich spreche nicht von Ihnen.“

„Aber von dem Jonathan Kropf. Sagen Sie mir kurz heraus, wo ist er?“

„Schon seit gestern fort.“

„Aber wohin?“

„Das wissen wir nicht, und kümmert uns nicht.“

„Aber mich. Adieu! — Nein, schreiben Sie mir doch seinen verteufelten Namen auf. Zopf heißt er? Schreiben Sie ihn nur auf ein Zettelchen. Ich will von Gasse zu Gasse laufen. Ich werd' ihn schon finden.“

„Falls er sich nicht aus dem Staube auf und davon gemacht hat. In der Stadt wird er schwerlich bleiben!“ sagte Frau von Schwarz, und gab ihm Frocks Namen auf einem Blatt.

Lächelnd steckte Herr von Tulpen das Papier ein, sagte: „Ist Ihr Mann denn der König oder Gouverneur?“ schlug bedeutsam und stark an seinen Degen, machte eine stumme Verbeugung und ging.

Er ging, wie er gesagt hatte, von Gasse zu Gasse durch die weitläufige Königsstadt; kam matt und müde heim; aß mit seinen Kindern; setzte Nachmittags die Reise fort; fragte unterwegs alle Bekannte, die ihm begegneten; lief so von einem Tag zum andern Tag; und gab endlich nach wochenlangen vergeblichen Kreuzzügen die Hoffnung auf, den theuern Helfer in der Noth noch in der Stadt zu finden.

Und doch hatte sich Frock aus derselben nicht entfernt, sondern nur eine Nacht im ersten besten Wirthshause zugebracht, dann anderen Tages bei einer alten Wittfrau ein Stübchen gemiethet, und durch Intelligenzblätter dem Publikum seine Dienste angeboten, daß nämlich an der Marktgasse im Hause N. 117, im ersten Stocke zu jeder Stunde des Tages, wer Schriften deutsch oder lateinisch schön kopiren, oder aus dem Deutschen ins Französische und umgekehrt übersetzen, Aufsätze und Briefe aller Art verfertigen lassen wolle, schnelle, billige und verschwiegene Bedienung finden würde.

Frock hatte sich also einen Erwerbszweig geschaffen, der ihn vor dem Hungertode bewahren sollte. Doch unterließ er auch nicht, fleißig in den Intelligenzblättern nachzusehen, wo man einen Hauslehrer suchte. Er war mit dem Letztern minder glücklich. Hingegen fand sich bald Kundschaft für sein Hilfs-, Schreib- und Kopier-Büreau, besonders als er diesen Titel, mit großen, doch zierlichen Buchstaben auf Folio-Royal vor dem Hause der Wittfrau ausgehängt hatte. Gelehrte brachten ihm ihre unleserlichen Manuskripte, um sie für die Druckereien abschreiben zu lassen. Dienstmägden und Handwerksburschen mußte er Briefe an hartherzige Verwandte oder treulose Geliebte machen. Andere verlangten Uebersetzungen. Genug, es gab mancherlei Verdienst; und

war dieser auch gering, blieb er doch zureichend, ihm die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu befriedigen. Er gebrauchte wenig. Nach einigen Monaten mehrte sich seine Arbeit, als seine Geschicklichkeit und Billigkeit bekannter ward; besonders war sein Gedächtniß bewundernswürdig, das vorzüglich denen zu statten kam, die durch ihn Briefe schreiben ließen, und nachher meistens Datum und Inhalt vergessen hatten. Er hielt aber auch musterhafte Ordnung; denn von Allem, was er arbeitete, trug er Tag der Abfassung, Namen der Personen und wesentlichen Inhalt in ein eigenes dazu bestimmtes Buch ein. Sein Geschäft, so mühsam es auch sein mochte — oft mußte er Nächte zu Hilfe nehmen — war bei dem Allem nicht ohne Unterhaltung. Er erfuhr da manches Geheimniß liebender Herzen, die Lebensangelegenheiten mancher ihm unbekannten Familie, und erweiterte damit seine Menschenkenntniß.

Er gefiel sich in dieser Unabhängigkeit. Ihm war, da er aus dem Schwarzischen Hause gegangen, als wäre er aus der algerischen Sklaverei in die selige Freiheit getreten. Bloß der Verlust seiner geliebten Zöglinge kränkte ihn lange. Doch überwand er den Schmerz, und den noch größern, daß er nun keine Seele hatte, an der er hing, und die er die seine nennen konnte. Es machte ihm eines Tages recht peinliche Empfindung, als ein ihm fremder Mensch eintrat, und eine mehrere Bogen lange politische Abhandlung auf der Stelle abgeschrieben zu haben wünschte. Er erkannte nämlich in der Schrift, die er kopirte, die Hand des Oberkriminalraths von Schwarz. Der Ueberbringer erklärte zugleich, er werde die Abschrift des andern Tags abholen; schön solle sie nicht, sondern geschwind und flüchtig geschrieben sein. Er vollbrachte die Arbeit mit Ekel. Immer war ihm, bei jedem Blick auf die Vorschrift, als sähe er die verhaßte Gestalt seines ehemaligen Zwingherrn vor sich.

Gesellschaft besuchte er äußerst selten; theils mangelte ihm dazu Zeit, theils und mehr noch Geld. Der Gesundheit willen machte er wohl Lustgänge, frische Luft zu schöpfen. Oefter aber noch besuchte er die Nachbarschaften nah und fern bloß mit den Augen. Er hatte ein gutes Dollondsches Fernrohr, mit welchem er die Umgegenden musterte. Sein Zimmer ging hinten hinaus über eine Reihe Gärten. Im fernen Hintergrunde sah man die äußersten Gebäude einer Vorstadt, meistens armselige, kleine Häuser, die ans offene Feld stießen.

Dies unschuldige Vergnügen war dem genügsamen Einsiedler zuletzt wahres Bedürfniß. Es kann kein Astronom des Nachts mit dem Teleskop die Räume des gestirnten Himmels emsiger und genauer durchspähen, um einen den bloßen Augen unsichtbaren Kometen, oder einen neuen Planeten, oder die Gebirge der glänzenden Venus zu erforschen, als Frock alle Tage die Gegenstände seines Gesichtskreises Stück für Stück musterte. Endlich trat er mit dem Fernrohr sogar regelmäßig zu bestimmten Stunden an das Fenster, er mochte auch noch so viele und dringende Arbeiten auf seinem Tisch liegen sehen. Und kamen von seinen Kunden, er ließ sich nicht stören; sie mußten warten.

Wie man nachher erfahren hat, gab es dazu triftige Gründe. Er hatte die Entdeckung eines Sterns, und zwar einer Venus gemacht. Er beobachtete nämlich eins von den Häusern im entfernten Raum der Vorstadt. Das Haus war klein, aber artig; ihm nur von der Hinterseite sichtbar, wo im Hof ein Brunnen stand. Zu diesem Brunnen kam im Sommer gewöhnlich um sechs, im Winter um acht Uhr Morgens ein schön gewachsenes säuberliches Mädchen, und füllte einen Eimer mit Wasser, trug ihn ins Haus, und wiederholte das Geschäft einige Male. Zuweilen geschah dies auch Nachmittags ein Uhr. Die Beschäftigungen des Mädchens beim Brunnen waren sehr abwechselnd. Zum Beispiel,

es wusch Kraut oder Salat, manchmal sogar Gesicht und Hals des Morgens. Und was die Jungfrau — denn dafür hielt sie der Fernseher — auch irgend verrichten mochte, Alles geschah mit einer ungekünstelten Anmuth, die den Beobachter für sich eingenommen haben würde, auch wenn ihr Gesichtchen weniger schön gewesen wäre. Daß die Wasserträgerin aber schön sei, hätte sich der Astronom schwerlich ausreden lassen. Ihr dickes, goldenes Hauptthaar, welches gewöhnlich unter einer feinen, schneeweißen Haube lockig hervorquoll, ihre mildrothen Wangen, die schöne Zeichnung der Nase und des kleinen Mundes sprachen allerdings für seine Behauptung. Er glaubte ihr aber sogar genau in die blauen Augen sehen und durch die Augen ins heimliche Herz blicken zu können. Nun muß Jedermann gestehen, daß er darin etwas starkgläubig war. Wer hätte auch je mit Hilfe eines Fernrohrs Entdeckungen in einem Mädchenherzen gemacht?

Frock aber ließ sich von seiner Meinung nicht abwendig machen. Seiner astronomischen Theorie zufolge war das Mädchen eine fleißige, häusliche Bürgerstochter, und keine gemeine Dienstmagd, sittsam, unschuldig, ernsthaft und sinnig. Nur ein einziges Mal unter zweihundert vierundsechszig sorgfältigen Beobachtungen glaubte er sie singen gehört zu haben, nämlich durch das Fernrohr. Ihre Stimme mußte wohl in der ungeheuern Entfernung verschwinden.

Anfangs hielt er sie für eine Wäscherin, denn er sah sie außer dem Wassertragen allwöchentlich mit Aufhängen und Trocknen der Wäsche im Haushofe bemüht. Zuweilen hätte er ihr gern geholfen, wenn ein Stück vom Seil fiel, das zwischen drei Bäumen ausgespannt war. Doch ließ er von seiner Hypothese ab, da er nach langen Erfahrungen eine regelmäßige Wiederkehr jedes Stückchens der schon gesehenen Wäsche bemerkte. Diese gehörte also einer und derselben Familie an. Der Cyclus, oder die periodische Wiederkunft der Schnupftücher, Hemden, Betttücher und so wei-

ter vollendete sich gewöhnlich in acht bis zehn Wochen. In der Familie, die zur Wäsche gehörte, mußten zwei erwachsene Frauenzimmer, ein Kind, eine Mannsperson sein. Aus dem Rauch, der von Zeit zu Zeit aus einem Nebengebäude hervorstieg, noch mehr aus den zuweilen von einer Dachöffnung des Hauses selbst niederwehenden blauen Linnen- oder Baumwollentüchern, die da ebenfalls zum Trocknen hingen, ließ sich muthmaßen, der Vater sei ein Färber. Diese Konjektur stieg zur moralischen Gewißheit, als eines Tages ein ältlicher Mann mit aufgestreiften Hemdärmeln und ganz blauen Händen neben der schönen Wasserträgerin am Brunnen stand. Sie lächelte ihn sehr vertraulich und freundlich an. Dieser Anblick, nämlich des Lächelns, nicht der blauen Hände, entzückte unsern Astronomen so innig, daß er auf seinem Observatorium nicht nur freudig mitlächelte, sondern auch den ganzen Tag lächeln mußte.

Ach, wie wenig ist doch vonnöthen, einen Menschen glücklich zu machen!

So verstrichen dem armen Frock Jahr und Tag. Was soll ich von seinem einsamen, arbeits- und freudereichen Leben erzählen? Jeder Tag wiederholte die gleiche Geschichte. Er war zufrieden. Er liebte. Er hatte wieder ein Wesen in der Welt, an das er gekettet war. — Nur eins gehörte dabei zu den unbegreiflichsten Dingen, daß er nämlich aus sonderbarem Eigensinn sich nie die Mühe gab, die Färberin einmal in der Nähe zu bewundern, oder gar wohl ihre Aufmerksamkeit auf sich zu leiten. Denn daß sie durch das Fernrohr alltäglich betrachtet und geliebt würde, konnte ihr im Traume nicht beifallen; viel weniger noch wäre sie auf den Gedanken gerathen, auch ihrerseits ein Teleskop in die Hand zu nehmen, und mit bewaffneten Augen den Mann

auf dem Observatorium zu suchen. — Er blieb also von ihr unbekannt. Und, es ist kein Zweifel, er wollte es so. Jonathan Frock war ein Mann von eigenen Grundsätzen. Vielleicht hatte er auch schon die Erfahrung gemacht, daß gewisse Schönheiten nur in einer gewissen Entfernung gesehen werden müssen, um liebenswürdig zu bleiben. Und Manches, das, in der Ferne gesehen, wünschenswerth scheint, hört auf in der Nähe unser Glück zu machen.

Selbst aber das mäßige Glück, dessen er jetzt genoß, blieb ihm nicht lange.

Eines Abends ward noch spät angepocht. Er stand auf, kleidete sich an und öffnete einer fremden, höflichen Stimme die Thüre, weil sie es dringend verlangte. Es trat ein Herr im grauen Ueberrock herein, einen Degen an der Seite. Hinter ihm standen Soldaten im Gewehr.

„Sind Sie Herr Jonathan Frock?“ war die Frage.

„Allerdings!“ antwortete derselbe sehr verwundert.

„Es thut mir leid, Ihnen ankündigen zu müssen, daß Sie auf Befehl des königlichen geheimen Oberpolizeidepartements verhaftet werden, und mir, nach Ablieferung Ihrer sämmtlichen Effekten, folgen müssen, wohin ich Sie führen soll.“

Frock glaubte nicht wohl gehört zu haben. Er war in seiner Einsamkeit sich keiner andern Sünde bewußt, als daß er die schöne Färberin zu leidenschaftlich mit dem Fernrohr verfolgt hatte. Inzwischen galt hier kein Säumen oder Widerstreben. Zwei handfeste Polizeitrabanten traten herein, halfen einpacken und Alles versiegeln. Frock, ohne Verlegenheit und überzeugt, es walte Irrthum über seine Person, kleidete sich anständiger, und steckte, mit Erlaubniß des Gewalthabers, seinen geringen Geldvorrath und den Dollond zu sich. Wozu eben den letztern, läßt sich schwer errathen. Vielleicht hoffte er auf einen Gefängnißthurm zu ge-

rathen, weitere Aussicht zu finden und mit Hilfe des Fernrohrs sein Herzgespiel, seine Gesellschafterin mit goldenen Locken.

Er ging in der Nacht zwischen den Begleitern zum Bestimmungsort. Es war ein weitläufiges, hohes Gebäude, mit Zwischenhöfen, Kreuz- und Quergängen. Eine dicke, schwer verriegelte Thür ward aufgethan. Man führte ihn in ein kleines Gemach, angefüllt mit einem Bett, aus einer Matratze und Decke bestehend, einem Tischchen mit einem hölzernen Schemel. Man wünschte ihm angenehme Ruhe, schloß und riegelte die Thür zu, und ließ ihn im Dunkeln allein. Die Ruhe war nicht angenehm, doch blieb sie nicht aus. Er schlief gegen Morgen, nach manchen sorglichen Betrachtungen, ein, aber dann desto fester und süßer. Man weckte ihn erst spät, und brachte ihm das Frühstück, eine schmackhafte, kräftige Suppe. Er war bisher nur gewohnt, ein frugales Morgenessen von Wasser und Brod zu halten. Das neue Wohnzimmer gefiel ihm auch, wegen der großen Reinlichkeit; aber desto schlechter die Aussicht durch das vergitterte Fenster in einen kahlen, öden, von klosterähnlichen Gebäuden umfangenen Hofraum. Weg war nun Vorstadt, Färberhaus und Wasserträgerin. Er hätte weinen mögen. Doch beruhigte ihn sein Gewissen. Er zweifelte nicht, das Mißverständniß bald zu lösen, welches ihn in diese Einsamkeit geführt haben konnte. Mittags erschien ein nahrhaftes Gericht, Brod, Fleisch, Gemüse; dazu frisches Wasser im Ueberfluß, den Durst zu löschen. So gut hatte er lange nicht gelebt. Und die Aussicht und die Langeweile abgerechnet, lebte er köstlicher als königlicher Gefangener, denn vormals auf seinem Büreau.

Nachmittags ward er zum Verhör geführt. Er stand vor einem schwarzbehangenen Tisch, an welchem einige gestrenge Herren der Oberpolizei saßen. Nachdem er um Herkunft, Namen, Alter, Wohnung, Gewerbe und dergleichen befragt war, legte man ihm

eine kleine Druckschrift vor, und fragte ihn, ob er Verfasser derselben sei? — Er las sie. Der Inhalt schien ihm nicht unbekannt zu sein; doch konnte er sogleich und mit Zuversicht antworten: er sei der Verfasser nicht, denn in seinem Leben habe er von sich noch nichts drucken lassen. Man redete ihm ernstlich zu, der Wahrheit die Ehre zu geben. Er beharrte bei seiner Aussage.

Nun zog der Vorsteher einige beschriebene Bogen hervor, reichte sie dem Inquisiten, und fragte: „Kennen Sie diese Handschrift?“ — Frock erkannte sie sogleich. Es war die seinige. Es war dieselbe Abschrift, welche er einst von einer politischen Abhandlung des Oberkriminalraths von Schwarz hatte verfertigen müssen. — Ohne sich zu bedenken, gestand er, es sei seine Handschrift; er habe den Aufsatz nicht selbst verfaßt, noch weniger ihn drucken lassen, sondern für Geld abgeschrieben, wie es sein Gewerbe mit sich gebracht habe. Auf die Frage: wer die Urschrift ihm zur Kopie gegeben? erwiederte er: ein Unbekannter, dessen Gestalt und Kleidung er wohl noch ungefähr bezeichnen könne, dessen Namen er aber nie gehört.

Die Verhörrichter schüttelten den Kopf. Frock hatte schon auf der Zunge, zu beichten, daß er die Urschrift für eine Arbeit des Herrn von Schwarz gehalten habe. Dadurch konnte er vielleicht mit einem Male aller Verantwortlichkeit entbunden werden. Auch hatte er keine Ursache, seines ehemaligen Quälers zu schonen. Aber er gedachte in diesem Augenblick der geliebten Zöglinge, die ihm noch immer theuer waren. Und er fühlte edel genug, sie nicht unglücklich machen zu wollen, indem er ihren, wahrscheinlich durch jene Abhandlung sehr fehlbaren Vater verriethe. Er verstummte also, und ward in sein Gefängniß zurückgeführt.

Er ging noch einmal zum Verhör und wieder zurück. Die Polizei schien immer größern Verdacht auf ihn zu wälzen, daß er selber der Verfasser, oder doch mit demselben wohl bekannt sei.

Denn unter hundert ihm vorgelegten Fragen hatte er einige vielleicht zu leichtsinnig beantwortet, und sich dadurch in Widerspruch mit sich selbst gesetzt.

Schon drei Wochen war er im Gefängniß gewesen, als abermals Wachen erschienen, nicht um ihn zum Verhör zu führen, sondern in ein anderes Gefängniß, und zwar in einen eigentlichen Kerker. Das behagte ihm da auf bloßem Stroh, bei Wasser und Brod, in ewiger Dämmerung, schlecht. Und doch schwor er in seinem Herzen, den Oberkriminalrath nicht unglücklich zu machen. Denn, dachte er, bleib' ich bei meinen Aussagen, was will man mir an? Hofft man mich vielleicht durch Stroh und magere Kost zu einem offenen Geständniß zu bringen? Die Herren irren. Ich halte es aus. Zuletzt müssen sie mich doch frank und frei lassen, nnd ich habe meinen geliebten Zöglingen Angst und bittere Thränen gespart.

Schon den andern Tag ward er aus dem Kerker wieder in ein angenehmes, heiteres, wohlgeziertes Zimmer versetzt; nur Gitterfenster, Schloß und Riegel der dicken Thür und die Schildwache davor ließen ihn bemerken, daß er noch verhaftet sei. Seine Speisen waren ausgesuchter, er empfing Wein dazu. Es stand ihm frei, sich Schreibgeräthe nnd Bücher zur Unterhaltung kommen zu lassen. Man sagte ihm, das Alles geschehe auf Verwendung einer hohen Person, die an seinem Schicksal lebhaften Antheil nehme. Der gute Frock war mit dieser Theilnahme gar nicht unzufrieden, meinte aber doch, es geschähe ihm damit zu viel Ehre.

Wichtiger ward ihm, da er vor eine Kommission des Kriminalgerichts geführt ward, unter seinen Richtern auch den Herrn von Schwarz zu erblicken. Vermuthlich glaubte dieser, nachdem er Frocks Betragen von der Polizei erfahren, es habe derselbe seine

Handschrift entweder nicht erkannt oder vergessen. Mit schadenfrohem Blicke beobachtete Herr von Schwarz den eintretenden Inquisiten; und eben Schwarz schien durch seine Zwischenfragen Frocks Schuld anschaulich machen zu wollen.

Der Verklagte bemerkte mit Unwillen die Frechheit des Mannes. Lange bekämpfte er seinen Zorn. Aber endlich, da Herr von Schwarz auch ein verdächtigendes Wort von der goldenen Tabaksdose hinwarf, blieb Frock seiner selbst nicht länger Meister. „Aus Schonung gegen meine ehemaligen Zöglinge, Ihre beiden Söhne, schwieg ich bis jetzt,“ sagte er zum Oberkriminalrath, „aber die Art Ihres Verfahrens zwingt mich, laut zu werden und das zu sagen, worüber bis jetzt keine bestimmte Frage an mich geschah. Es ist wahr, ich bin nicht Verfasser jener Abhandlung, die für den allerhöchsten Hof Beleidigungen enthalten, vielleicht Geheimnisse des Staats zum Nachtheil desselben verrathen haben mag. Es ist wahr, ich kenne auch den Verfasser nicht, noch den, welcher sie mir zur schleunigen Abschrift brachte. Aber ich kannte und kenne die Handschrift dessen, der das Original schrieb, welches mir zu kopiren gegeben ward. Es ist die Handschrift des Herrn Oberkriminalrath von Schwarz gewesen.“

Schwarz lächelte höhnisch, aber konnte doch nicht eine flüchtige Bestürzung verheimlichen. Seinen Amtsgenossen entging es nicht. Inzwischen bemerkte der Präsident dem Angeklagten, der nun die Rolle des Anklägers spielte, daß er eine Beschuldigung wage, die schwer zu beweisen sei.

„Es ist möglich,“ erwiederte Frock, „daß das Original vernichtet worden ist, sobald man meine Kopie besaß. Aber daß ich die Handschrift des Herrn von Schwarz sehr gut erkannte, bezeugt das Gedächtnißbuch, welches ich über meine Geschäfte führte, und das unter meinen übrigen Papieren bei der geheimen Polizei liegt. Ich erinnere mich, daß ich zu der Tagesbemerkung, eine Abhand-

lung ohne Titel kopirt zu haben, am Rande die Buchstaben setzte: Handschrift v. O. K. R. v. S., das heißt, Handschrift vom Oberkriminalrath von Schwarz."

Auf einen Wink des Präsidenten brachte der Gerichtsdiener eine Kiste herbei. Es waren Frocks Papiere. Er fand das Büchlein, suchte das Datum, fand die Stelle, welche der geheimen Polizei entgangen zu sein schien, und legte sie den Richtern vor. Es verhielt sich, wie er gesagt hatte. Frock ward darauf sogleich wieder in seinen Verhaft zurückgeführt.

Schon den folgenden Morgen ward ihm seine nahe Befreiung und zugleich die Verhaftung des Herrn von Schwarz verkündigt. Denn durch die geheime Oberpolizei war auch der Mensch, welcher die Abhandlung bei Frock zur Abschrift gebracht, nach den von ihm gegebenen Beschreibungen, in einer entlegenen Stadtgegend entdeckt und eingebracht worden. Die Aussagen dieses Menschen stimmten mit denen des schuldlosen Frock überein. Beide wurden zum Ueberfluß noch gegen einander gestellt, sich zu erkennen.

An demselben Tage, da dies geschah, hatte Frock noch eine andere Ueberraschung. Er empfing Besuch vom Major von Tulpen, den ein Unbekannter begleitete. Der alte Major war vor Freuden außer sich, ihn wieder zu sehen. Er drückte ihn mit Rührung an sein Herz.

„Hat doch Alles sein Gutes!" sagte der Major: „Hätte man Sie nicht gefangen gesetzt, wir hätten Sie in Ewigkeit nicht gefunden. Aber Ihr Prozeß machte Aufsehen, und so erfuhren wir Ihren Aufenthalt."

„Mich kennen Sie wohl nicht mehr?" fragte nun auch der Begleiter des Majors.

Frock betrachtete ihn lange, verbeugte sich dann ehrerbietig und sagte: „Ew. Durchlaucht erweisen mir unverdiente Ehre."

„Nicht so unverdiente Ehre. Hätten Sie mich, da Sie mich

beim Scharmützel in den Niederlanden gefangen nahmen, nicht so heldenmüthig gegen Ihre Kameraden in Schutz genommen, ich wäre ja längst im Reich der Todten. Sie retteten mein Leben, und empfingen den Hieb da für mich von dem tollen Chasseur über die Stirn, der mich durchaus niederhauen wollte."

„Aber wie konnte Ew. Durchlaucht meinen Namen wissen, den ich Ihnen nie gesagt?"

„Den erfuhr ich vom Major, und den Major lernte ich durch den Juwelier kennen, dem Sie die goldene Dose verkauft hatten, die ich Ihnen zur Erinnerung auf dem Schlachtfelde schenkte. Ich wollte während meines Aufenthaltes hier ganz andere Dinge beim Juwelier kaufen; das Erstaunen war nicht gering, meine Dose zu finden. Sie haben sie zu so edelm Zweck verkauft, daß ich sie Ihnen schlechterdings zurückstellen muß, um damit Ihre Tugend zu ehren. Der Fürst legte die Dose auf Frocks Tisch. Dieser vernahm nun auch, daß er vom Gericht freigesprechen sei.

„Jetzt, Freund Jonathan Schopf," rief der Major, „müssen wir uns öfter sehen. Hier auf der Karte haben Sie den Namen meiner Wohnung. Sie müssen mich besuchen, sobald Sie frei sind. Ich hielt Sie schon für mich auf ewig verloren. Hol' der Geier den Kriminalrath Dings da; der sitzt nun statt Ihrer. Das kommt ihm vom unrechten Fleck am Herzen. Er wollte dem Justizminister einen bösen Streich spielen, und schlug sich selber ins Gesicht. Geschieht ihm recht!"

Frock war durch diesen Besuch sehr erquickt. Er gewann wieder Vertrauen zur Menschheit, und hielt die überstandenen Schmerzen und Leiden der Gefangenschaft für einen nichtigen Preis, um den er die Freude dieses Tages erkauft hatte.

Schon am andern Morgen ward er in aller Form, mit feierlicher Ehren- und Unschuldserklärung, seines Verhaftes entlassen. Dabei empfing er eine ihm vom Gericht zugesprochene reichliche

Summe, theils als Entschädigung für das Erlittene, theils als Ersatz für das während seiner Gefangenschaft am häuslichen Erwerb Versäumte. Lange war der gute Frock nicht so reich gewesen. Denn auch die Dose des Fürsten, der selbiges Tages wieder von der Residenz abreisete, war mit Goldstücken angefüllt.

Und als Frock sein Stübchen bei der alten Wittwe wieder betrat, hätte er weinen mögen vor Freuden, und Tisch und Stühle wie alte, wiedergefundene Freunde umarmen und küssen mögen. Aber den ersten Gang machte er doch mit dem Fernrohr zum Fenster hinten hinaus. Er grüßte die drei Bäume mit den Seilen, woran wieder das weiße Linnen wehte, wie Wimpel und Fahnen, ihm zu Liebe ausgehängt und ihn zu begrüßen. Aber die artige Blaufärberin mit Berenicens Lockenwuchs kam leider nicht grüßend hervor.

Ein wunderlicher Mensch war Frock bei dem Allem. Er hatte ein Herz voll Tugend, folglich aller Seligkeit der zartesten Freundschaft fähig. Und doch blieb er von den Menschen zurückgezogen, und zog ihnen Fernsichten, Waschseile, Stühle und Tische vor. Er mochte seine Gründe haben, die man schweigend ehren muß. Die Zuneigung und Dankbarkeit, welche ihm der Fürst bezeugte, hatte ihn sehr gerührt; und doch fiel ihm nicht ein, dem Fürsten um eines Strohhalms Breite näher zu treten. Der Fürst hatte ihn sogar zu sich eingeladen, ihm von einer Stelle an der Schulanstalt seines Fürstenthums gesprochen: und Frock, der ohne Versorgung war, verneigte sich doch nur stumm und ablehnend dabei. Der alte Major von Tulpen hatte ihn gewiß recht herzlich um nähere Bekanntschaft und Umgang gebeten; aber wer nicht kam, war Frock. Und doch war er nichts weniger, als menschenscheu; und übergroße Geschäfte fesselten ihn auch nicht ans Zimmer; denn obwohl er sogleich sein Aushängeschild wieder an das Haus der

Wittwe befestigte, kam doch in den ersten Tagen seiner Befreiung Niemand, seine Schreiberdienste in Anspruch zu nehmen.

Endlich erschien eines Abends der Major selbst und sagte: „Könnte wohl bis zum jüngsten Tag warten, Jonathan Rock oder Tarrock, ehe du zu mir kämest. Drum fort, mit mir, daß du mein Haus finden lernest. Es ist heute mein so und so vielter Geburtstag. Habe den Keller voll Burgunder und Pontak und Champagner, mit dem mich der Fürst von Dings da bereichert hat, bloß für den Gang mit ihm zum Juwelier und zu dir, und für die Geschichte von der Dose, die ich oft genug schon ganz unentgeldlich erzählt habe."

Frock widerstand nicht. Sie setzten sich in eine Lohnkutsche, weil es schon dunkel war, und fuhren ab. Der Major war ungemein aufgeweckt und gesprächig, wie immer; als sie aber beinahe an Ort und Stelle waren, hob er an zu pesten und fluchen. „Dummer Streich!" rief er: „Fahre vor dem Registrator Dings da vorbei, und hab' ihm doch gesagt, ich werd' ihn zum Abendessen abholen. Der ist ein kreuzbraver Mann; wirst dich freuen, Jonathan, ihn kennen zu lernen. Nun, ich setze dich bei meinem Hause ab, und fahre wieder zurück und hole ihn."

Der Wagen mußte halten, Frock absteigen, ins Haus gehen. „Rechter Hand ins Zimmer!" rief der Major, und fuhr zurück.

Frock tappte im Dunkeln der Hausflur; fand die Thür; pochte an; ward hereingerufen, sah den gedeckten Tisch; helle Kerzen brannten — und in dem Augenblick ward es ihm fast dunkel vor den Augen. Denn die berühmte Blaufärberin stand lebendig vor ihm da mit ihrem goldenen Haarwuchs, und empfing ihn sehr gütig.

„Ich bin ohne Zweifel verirrt," stammelte er, „denn ich wollte zu Herrn Major von Tulpen, den ich hier erwarten soll."

„Sie sind am rechten Ort; mein Vater kann nicht mehr lange ausbleiben, wenn Sie sich ein Weilchen gedulden wollen!" sagte sie und bot einen Stuhl. Ein junges Mädchen von zehn Jahren

trat hervor, betrachtete einen Augenblick lang den Fremden, und sagte zu ihm schüchtern und mit angenehmem Lächeln: „Nicht wahr, Sie sind der Herr, der für den Vater eine goldene Dose weggegeben hat?“

„Nicht weggegeben; ich habe sie wieder!“ sagte Frock, der sich von der ersten Bestürzung nicht erholen konnte. Aber seine Bestürzung ward noch größer, als die Goldgelockte ihm ganz nahe trat, ihre schöne Hand sanft drückend auf seinen Arm legte und sagte: „Ach wie viel sind wir Ihnen alle schuldig! Die Dose muß Ihnen ein rechtes Heiligthum werden, da sie Ihnen nun das Denkmal von zween Menschen geworden, die Sie retteten.“

„Sind sie im Gefängniß so blaß geworden?“ fragte ihn die Kleine, und sah ihn mit recht mitleidigen Augen an: „Ich habe oft für Sie gebetet, und es hat gewiß geholfen.“

Frock sah wohl, er sei hier schon bekannter, als er glauben konnte; und um das Gespräch von der Dankbarkeit zu ändern, erzählte er von der Anmuth seines Gefängnißlebens. Das fanden die beiden Schwestern sonderbar, daß er den Verlust seiner Freiheit so ruhig ertragen, und sogar im Verhaft viel Angenehmes gefunden habe. „Ich würde mich in einem Gefängniß gleich todt weinen,“ sagte die Kleine, „wenn ich von Josephinen und dem Vater weg, da allein wohnen müßte.“

„Das glaub' ich, Fräulein,“ sagte Frock: „aber wenn man um keine Josephine und keinen Vater zu weinen hat, so ist einem, mit reinem Herzen, überall wohl. Einem Menschen, der sich im Nothfall genug sein kann, ist alles Aeußere nur Bühnenverwandlung, und das engste Stübchen eine große Welt. Wer sich selber nicht genug ist, und Zufriedenheit von Umgebungen erwarten muß, lebt im freiesten Raum des Weltalls eingekerkert.“

„Aber doch auch so den ganzen, lieben Tag allein sein!“ versetzte seufzend die Kleine.

„Wissen Sie denn, ob ich allein war? War nicht meine ganze Vergangenheit bei mir? War nicht der bei mir, der mehr ist, als aller menschliche Umgang? Wissen Sie wer? Gott!“

Das Gespräch ward ernst, darum nicht minder anziehend. Josephine hörte, über eine Stuhllehne gebogen, schweigend zu. Ihre kleine Schwester Leonore hatte immer hundert Fragen und hundert Einwendungen.

Darüber trat der Major herein, mit ihm ein junger, bildschöner Mann, der Registrator Burkhardt. Dieser schien in der Familie schon ganz einheimisch, so vertraut that er mit den Frauenzimmern. Frock war auf gutem Wege gewesen, bekannt zu werden; aber je unbefangener Burkhardt in diesem Kreise auftrat, je fremder fühlte sich Frock; er wußte selbst nicht, wie es zuging. Der Major stellte ihm den „kreuzbraven“ Registrator vor. Das Gespräch wurde allgemeiner, Frock zurückhaltender. Die Töchter des Majors entfernten sich und trugen die einfachen Gerichte zum Abendessen auf. Man setzte sich. Der Registrator kam an Josephinens Seite, Frock beiden gegenüber neben die gern plaudernde Leonore. Der Registrator hatte für seine Nachbarin unendlich viel Aufmerksamkeiten; Frock gerieth bald mit Händen, bald mit Füßen in Verlegenheit, und zuweilen sogar mit den Augen. Die goldlockige Josephine war in der That, wie sie hinter dem Lichte der Kerze saß, und wenn sie sich zufällig mit dem edeln Gesicht aus dem Strahlenkreis vorbog, überraschend schön. Die Ueberraschungen waren nämlich auf Seiten Frocks; denn weder der Major noch Leonore achteten sonderlich darauf; eher vielleicht der „kreuzbrave“ Registrator. Zum Glück stieß Herr von Tulpen fleißig mit den Burgundergläsern an; dann kam hintennach der brausende Champagner. Das hob unsern blassen Philosophen in diejenige harmlose Laune, welche alle Uebrigen hatten. Nun wurde er sogar gesprächig und liebenswürdig. Besonders beschäftigte sich die leb-

hafte Plauderin Leonore voll Wohlgefallens mit ihm. Sie hörte ihm gern zu, wenn er erzählte; und da er bemerkte, daß sie im Kopfrechnen nicht zurecht kam, lehrte er sie dazu kleine Kunstgriffe. Dies gab dem Kinde Anlaß, ihn ohne weitere Umstände zu bitten, ihr Lehrmeister zu werden. Sie versprach ihm den Verlust seiner ehemaligen Zöglinge in dem Schwarzischen Hause, von denen er mit vieler Wärme geredet hatte, durch Dankbarkeit vollkommen zu ersetzen. „Denn," sagte sie, „das waren doch nur Knaben, und die vergessen Einen den Augenblick, und sind viel zu wild und flüchtig." Frock ließ sich zum Versprechen hinreißen, ihr in der Woche Mittwochs und Sonnabends ein paar Stunden zu widmen. Der Major drückte ihm väterlich dankbar die Hand. „Geschieht mir," sagte er, „bei dem Mädchen da ein recht wichtiger Dienst. Hab's nicht, sonst hätt' ich's gern schon in die Fräuleinschule geschickt. Dem Windbeutel thut's Noth still sitzen zu lernen."

Frock wußte nicht, welche Noth er sich aufgebürdet hatte. Aber schon den folgenden Tag bereute er es, wie nicht weniger das gegebene Versprechen, in der Tulpenschen Familie den folgenden Tag zu Mittag zu speisen. Es war eben ein Sonntag.

Er hatte, weil er spät nach Hause gekommen war, lange geschlafen. Das Läuten der Glocken, die von allen Kirchthürmen nahe und fern zum Gottesdienst riefen, weckte ihn. Er besann sich des gestrigen Tages beim Ankleiden. Sein erster Gang war natürlich zum Fernrohr oder Fenster. Aber als er das Rohr zum Auge heben wollte, legte er es geschwind nieder, schloß das Fenster, sah den ganzen Morgen nicht wieder hinaus, und ging singend und pfeifend im Stübchen auf und ab. Gegen Mittag schrieb er dem Major ein Briefchen, meldete ihm, er könne heut' unmöglich kommen, ihm sei nicht ganz wohl; siegelte zu, und besann sich nun,

daß er keinen Boten zum Versenden habe, und am Ende wohl den Botendienst selber verrichten müsse. Zudem war es spät und gegen alle Höflichkeit, auf sich warten zu lassen. Er zerriß den Brief und ging zum Major; aber bereute bei jedem Schritt, den er that, die, welche er schon gethan hatte.

Er ward mit eben der Güte und liebenswürdigen Unbefangenheit aufgenommen, als es den Tag vorher geschehen war; und er selbst fühlte sich bei diesen guten Menschen behaglicher, als das erste Mal. Sie zeigten sich Alle, so schien es ihm, in einer feierlichen Stimmung, die kleine Leonore nicht ausgenommen. Die lieben Leute waren erst aus der Kirche gekommen, und die Andacht des Gottesdienstes hinterließ in ihren Seelen einen schönen Ernst, der ihre gewohnte Freundlichkeit milderte, ich möchte sagen, adelte.

„Sind Sie auch in der Kirche gewesen?“ fragte ihn Leonore.

„Heute nicht!“ erwiederte Frock.

„Komm' ich Sonntags nicht zur Kirche,“ fuhr Leonore fort, „so ist mir's nicht wie Sonntag, und die ganze Woche wird mir gemein und schlecht. Der Sonntag ist gewiß unter allen Tagen, wie die Sonne, welche den übrigen Tagen Licht gibt. Ich kann es wohl begreifen, wie Menschen endlich zu groben Verbrechen übergehen, wenn Sie keinen Sonntag haben.“

„Glauben Sie nicht, liebe Leonore, daß es auch gute Menschen ohne Sonntag gebe?“

„O wohl mag es geben. Aber dann ist ihr Gutsein doch nur ganz gemein, und für sie selbst nicht erquickend. Sie werden gut sein aus Verstand, aber es kommt nicht aus dem Schönsten hervor.“

„Was nennen Sie denn das Schönste?“

„Ei, das Schönste ist das Schönste. Sie wissen's besser, als ich. Sagen kann ich's nicht. Es ist das Schönste, wenn ich in der Kirche höre und bete, und dann mit dem Himmel eins werde,

und ich von dem, was in und außer der Kirche ist, denke: das vergeht! Und ich doch daneben weiß, das Beste bleibt in unvergänglicher Herrlichkeit, und alle meine geliebten Todten leben mit mir, und meine Mutter und mein Großvater, und viele Helden, von denen mein Vater erzählt, und Jesus Christus und viele heilige Seelen leben seliger, als ich, und leben noch mit mir, und lieben mich, wie ich sie. Das ist das Schönste. Dann höre ich das Flüstern der betenden Herzen und den heiligen Orgelklang und die Stimme des Predigers, und höre es auch nicht; und doch spricht Alles in mich hinein, und ich verstehe es, und vernehme doch nichts."

Frock lächelte. Er hing mit seinen Blicken am Mienenspiel Leonorens, die wie aus Entzücken redete. Dann bog er sich herab über das Mädchen, welches ihn ansah, als erwarte es eine Antwort, und küßte die helle Stirn des Kindes, ohne eine Silbe zu sagen.

„Das Mädchen schwatzt wie ein Staar," rief der Major, „aber es schwatzt mir oft Sachen aus dem Herzen heraus, wie ich sie habe, und wie ich sie nun und nimmermehr auf die Zunge zu bringen wüßte."

Nach dem Essen ward ein Spaziergang vorgeschlagen. Man ging in das sogenannte Lilienthal, ein benachbartes Wäldchen, eine Viertelstunde von den äußersten Häusern der Vorstadt. Im Innern des Wäldchens lag zwischen Wiesen und Gärten ein Gasthaus, wo sich die Bewohner der Hauptstadt zu vergnügen pflegten. Frock führte beide Schwestern am Arm. Der Major ging plaudernd nebenher. Josephine verrieth in ihren Gesprächen eben so viel Geist und Gefühl, als sie schön war.

„Es ist doch ein prächtiger Tag!" rief Leonore, und hüpfte vor Freuden: „Ich bin ganz gewiß im Himmel, ich bin im Himmel! Und wären Sie in der Kirche gewesen, Herr Frock, so würden Sie nun auch im Himmel sein."

„Aber wenn ich Ihnen sage, meine fromme Leonore, ich bin wirklich diesen Augenblick im Himmel!“

„Nein, Sie gehen nur spazieren. Aber ich bin im Himmel. Sehen Sie, alle Blumen haben brennende Farben und sehen still und himmlisch aus; und das Laub an den Bäumen ist durchsichtig, wie wenn es grüne Flammen wären, und der Himmel hat ein anderes Kleid und die Sonne einen andern Schein. Alles hat eigene Weise und Stellung, und Alles sagt etwas Festliches an; aber ich begreife es nur nicht ganz. Doch ich werde es gewiß einmal verstehen lernen.“

Frock war im Himmel, trotz dem, daß es Leonore wegleugnen wollte. Die ganze Welt prangte ihm am Arme Josephinens anders. Er hörte Leonoren gern plaudern, um schweigen zu können. Denn das Reden war ihm lästig, weil er von Empfindungen bedrängt wurde, die er sich nicht klar machen konnte.

Im Lilienthal befanden sich Bekannte des Majors, Bekannte von Josephinen und Leonoren; man trat zusammen, man ging mit einander. Frock, als fremd, zog sich zurück. Er stellte sich Pflanzen suchend, und ging ins Gebüsch, und kam nicht wieder.

Der Major vermißte ihn nach einer Stunde zuerst. Man erwartete ihn und unterhielt sich mit Andern. Als es aber Zeit war aufzubrechen und an die Heimkehr zu denken, und Frock noch immer ausblieb, sprang Leonore fort, um im Wäldchen zu suchen. Der Major fluchte und nahm in gleicher Absicht einen andern Weg. Josephine erinnerte sich, in welcher Richtung Frock gegen die Gebüsche gegangen war, und folgte derselben. Wirklich fand sie ihn seitwärts unter einer Eiche im Grase liegend, das Gesicht in die gefalteten Hände gelegt, auf dem Erdboden. Sie glaubte, er sei entschlafen, und nannte seinen Namen leise. Er fuhr plötzlich mit verstörter, todtenbleicher Miene auf; starrte sie einen Augenblick an; zwang sich zu einem höflichen Lächeln; bat um Verzeihung, die Ge=

sellschaft verlassen zu haben, und wunderte sich, als er hörte, daß es Zeit sei, sich auf den Heimweg zu machen. Er begleitete sie, aber stumm und verlegen.

„Ihr Aussehen ist sehr übel," sagte Josephine, „vielleicht ist Ihnen nicht wohl."

„Mir war es nicht!" sagte er: „Aber ich fühle mich gestärkter."

Die Andern kamen und erschraken bei Frocks Anblick. „Was hat's gegeben, Freund Jonathan?" fragte Herr von Tulpen mit weicher Stimme: „Du hast dir rothe Augen geweint, und noch jetzt sehen sie gläsern hell aus."

Frock lächelte, wischte sich mit flacher Hand über das Gesicht, und sagte: „Es kommen mir zuweilen Einfälle." Niemand drang weiter in ihn.

Auch drang Niemand in ihn, wenn er in folgenden Tagen zuweilen in der Mitte des Gesprächs verstummte, oder in der allgemeinen Heiterkeit düster ward, oder bei gleichgültigen Worten erröthete. Jedermann ehrte sein Geheimniß. Es dauerte lange, ehe selbst in der Tulpenschen Familie das Gespräch darauf gebracht ward, wenn er abwesend war.

Regelmäßig kam Frock Mittwochs und Sonnabends, Leonoren zu unterrichten. Er ließ es nicht bloß beim Rechnen. Er erzählte die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte; er erklärte vielerlei Erscheinungen der Natur. Er sprach sehr gut, klar und bestimmt; nie aber mit höherer Wärme, als wenn er vom Sinnlichen einen Uebergang zum Uebersinnlichen machte und sich in religiösen Gedanken verlor. Das geschah oft. Es schien ihm Bedürfniß zu sein. Josephine richtete es immer so ein, daß ihre Arbeiten außer dem Hause vollendet waren, wenn Frock kam. Dann setzte sie sich horchend und strickend ans Fenster in ihren Winkel. Frock, welcher ihr anfangs wegen dessen, was er für ihren Vater gethan, als ein achtungswürdiger Mann erschienen war, machte bald durch die Anmuth

seines Umgangs und die Erhabenheit seiner Gesinnungen die kleinen Widerlichkeiten vergessen, die ihr an ihm entgegen gewesen waren, z. B. das bleiche Antlitz und dazu das krause, rabenschwarze Haar. Sie empfand wirklich etwas Freundschaftliches für ihn, und herzliches Mitleiden, wenn er ohne äußern Anlaß traurig, oder ernst, oder still ward.

„Er verschließt einen großen Schmerz in seiner Brust!“ sagte Josephine oft zu Leonoren, die ihn gern gefragt hätte: „Sei bescheiden gegen sein Geheimniß. Im Schwarzischen Hause hielt man ihn wegen seines Betragens für einen reuigen Verbrecher, ich glaube, seine Traurigkeit hat einen hochedeln Grund.“

Herr von Tulpen und seine Töchter lebten einfach und eingeschränkt in dem kleinen Hause der Vorstadt. Sie wohnten auch da nur zur Miethe. Josephine, von ihrer jüngern Schwester unterstützt, besorgte die kleine Wirthschaft, und machte in der That aus Nichts Etwas. Sie war des Hauses Köchin, Gärtnerin, Wäscherin, Schneiderin — Alles in Allem. Der Major, ihr Vater, hatte wenig Bedürfnisse; aber mit dem Gelde wußte er doch nicht umzugehen. Daher überließ er Josephinen seine dürftige Einnahme, und damit wußte sie Alles zu bestreiten. Sie verstand das Haushalten, als Meisterin. Es fehlte Ueberfluß, aber auch Mangel. Es war im Hause nichts weniger, als Pracht, aber es herrschte Zierlichkeit, Auswahl und Sauberkeit, die mehr als Pracht waren. Sie kleidete sich mit ihrer Schwester ungemein schlicht; aber sie verstand sich auf das, was ihr in Farbe, Schnitt und Art des Gewandes und Schmucks wohlstand. Daher hielt man wohl den Major für reicher, als er war. Josephine hatte in der Stadt viele Bewunderer, unter dem Adel viele Anbeter. Sie war eine frische, aufblühende Lilie, voll Hoheit und Demuth, und hatte in einem Alter von achtzehn

Jahren mit den Tugenden einer jungen Hausmutter die Feinheit einer Frau von Welt, und jene Unschuld, die nur dem kindlichen Alter in aller Reinheit eigen ist. Daß sie früh für das Haus sorgen lernen mußte und darin Alles leistete, hatte ihr eine gewisse Selbstständigkeit gegeben, welche sich in ihrem Wesen nicht verleugnen ließ, und Jedem, der ihr nahe kam, unwillkürliche Ehrfurcht einflößte. Schon einmal hatte ein junger Mann, sogar ein Graf, aus einem der angesehensten Geschlechter des Königreichs um ihre Hand geworben. Seitdem war der Registrator Burkhardt Freund ihres Vaters geworden und oft in das Haus gekommen. Er liebte Josephinen mit Leidenschaft, aber hütete sich wohl, ihr davon eine kleine Ahnung zu erwecken. Sie behandelte ihn mit einer Unbefangenheit, die ihm sagte, daß man ihn schätze, ohne ihm den unbedeutendsten Schritt einer weitern Annäherung zu erlauben.

Burkhardt und Frock sahen sich in diesem Hause oft. Jener, vielleicht nicht ohne Eitelkeit, — und in der That war er einer der hübschesten Männer — duldete seine Zusammenstellung mit dem bescheidenen, schüchternen Frock gern, der auch nach einem halben Jahre und länger noch immer so zurückhaltend und fremd blieb, als er den ersten Tagen gewesen. Aber es schien gar nicht, als wenn Frock in der Nähe des schönen Burkhardt verlöre. Josephine behandelte ihn mit derselben Gütigkeit, wie den Andern; ja, man hätte sagen sollen, mit einer höhern Zartheit, wie Mitleiden gegen einen Leidenden einzuflößen pflegt. Auch machte Leonore ihrer Schwester einst die Bemerkung: Burkhardt ist hübsch; Frock mit seinem Mondscheingesicht gar nicht; aber sieh', Josephine, wenn Frock spricht, dann sehe ich etwas Schöneres in seinen Zügen, als Burkhardt hat. Es ist etwas Wunderliebliches in Frocks Augen, in seinem Lächeln, in seinem Ernst; ich kann's dir nicht sagen. Burkhardts Schönheit ist mir, wie prächtige Levantine, aber un-

durchsichtig; Frocks Wesen wie dünne Gaze, durch welche etwas Herrliches strahlt, das ich liebe und nicht enträthseln kann.

Burkhardt ward ein halbes Jahr später zum Kanzleirath ernannt mit beträchtlichem Gehalt. Die freudige Theilnahme in der Tulpenschen Familie war groß; noch größer, als er eines Tages der Familie die Botschaft brachte, es sei ihm gelungen, durch seine Empfehlungen und seinen Einfluß dem guten Frock die Mehrzahl der Stimmen und selbst den Beifall des Ministeriums für die Registratorstelle zu verschaffen. Frock konnte nun, lebenslänglich versorgt, heiterer leben. Er habe sich nur dem Minister und den übrigen Räthen vorzustellen, die ihn, nach den von Burkhardt vorgelegten Beweisen, für den Mann hielten, welcher, durch Kenntniß, Talent und Redlichkeit, der Stelle am würdigsten sei. Zum Glück fanden sich diesmal dazu alle andern Bewerber etwas schlechter, als schlecht. Der alte Major war von der Freude gerührt, seinen Jonathan versorgt und beamtet zu wissen. Er fiel dem Kanzleirath um den Hals und rief: „Dank Ihnen, braver Freund! Wäre ich Gouverneur von der Hauptstadt geworden, es hätte mich nicht so groß gefreut." Man sah es den beiden Fräulein an, daß auch sie in der Fülle des Vergnügens dem Kanzleirath hätten an die Brust fliegen mögen.

Es war gerade an einem Mittwoch, und Burkhardt wußte wohl, daß Frock kommen würde. Man berathschlagte noch, wie man ihn auf die angenehmste Weise überraschen könne mit der Nachricht, als er eben zu Leonorens Unterricht hereintrat. Nun umringten ihn Alle fröhlich; Jedes verkündete ihm das Evangelium; Jedes wünschte Glück. Man las in seinen Zügen angenehme Bestürzung. Dann dankte er dem Kanzleirath für seine Güte, den Andern für ihre Theilnahme; und mitten aus der Heiterkeit, die von seinem Antlitz leuchtete, ging er in schwermüthigen Ernst über. Er erklärte, die Stelle wegen Mangels dazu nöthiger Kenntnisse und Fähigkeit

nicht annehmen zu können. Von allen Seiten widerlegt, sagte er: daß er zu solchem Amte keine innere Neigung fühlte. Man machte ihm auch hier so gründliche Einwendungen mit Berücksichtigung seines unsichern Broderwerbs, daß ihm zuletzt nichts übrig blieb, als mit einem Achselzucken zu bedeuten: er dürfe sich um das Amt nicht bewerben; höhere Ursachen, die er nicht angeben könne, versagten ihm das.

Nun ward trauriges Schweigen; es fragte keiner weiter. Frock nahm, als wäre nichts geschehen, Leonorens Unterricht vor. Der Kanzleirath empfahl sich. Der Major warf sich, seine Pfeife rauchend, in den Sorgenstuhl, und Josephine nahm ihren Sitz am Fenster ein, nähend und horchend.

Auch in der Folge sprach Niemand weiter davon. Aber seit dem Tage schlossen sich Alle enger um den räthselhaften Dulder, der, ohne Vermögen, ein erträgliches Amt verschmähte, und sich das Leben mit Geschäften fristete, von denen er selbst oft sagte, sie wären ihm langweiliger und mühsamer, als Holzspalten. Man schien durch herzliche Theilnahme das geheimnißvolle Schicksal vergüten zu wollen, das ihn quälte. Selbst Josephine, sonst zurückhaltend, nahte sich ihm schwesterlicher. Er aber blieb unabänderlich derselbe, gegen das schöne Fräulein so fremd und gut, wie gegen den Major. Nach Jahr und Tag war er, wie den ersten Tag.

Nicht so blieb das Verhältniß gegen Burkhardt. Dieser hatte Gelegenheit genug, aus tausend Kleinigkeiten wahrzunehmen, daß Alle dem stillen Frock mehr, als ihm zugethan waren. Nun durch seinen Stand, reichern Gehalt und Rang wohl zu kühnen Hoffnungen berechtigt, und vertraut mit der Dürftigkeit des Majors, faßte er den Entschluß, um Josephinens Hand zu werben. Dem Major offenbarte er sich zuerst, und dieser hörte ihn mit Vergnügen an. „Ganz gut! Mein Ehrenwort haben Sie; wenn das Mädchen Sie will, geb' ich es Ihnen Sie sind ein kreuzbraver

Mann; das sag' ich allemal. Aber fangen Sie es mit Josephinen geschickt an. Sie hat ihre Eigenheiten. Gewinnen Sie ihr Herz, dann haben Sie Alles. Aber ein Antrag voran, das hieße Alles verderben. Ich werde ihr kein Wörtchen von dem sagen, was Sie mir vertrauten."

Burckhardt wagte nun, sich dem Fräulein mit größern Aufmerksamkeiten zu nähern Josephine aber schien schon seit geraumer Zeit kälter ihm gegenüber zu stehen, als sonst. Das war unverkennbar. Ein Grund ließ sich davon nicht einsehen. Burckhardt klagte es dem Major. Dieser war einen Augenblick verlegen. nahm ihn bei der Hand, führte ihn — denn das Gespräch ward im Gärtchen hinterm Haus gehalten — in das Zimmer zu seiner Tochter, und sagte: „Höre, Josephine, ich habe dem Kanzleirath kein Wort gesagt, aber sag' du's ihm. Hat er's gethan, nun so hat er's doch nicht übel gemeint; deßwegen müßt ihr nichts wider einander haben. Führ' ihn vor die Kommode, und damit hat das Ding ein Ende."

Das Fräulein ward feuerroth, und schien mit dem Befehl des Vaters nicht zufrieden zu sein. Aber sie gehorchte. Sie ging mit dem Kanzleirath in ein Nebenstübchen, schloß eine Kommode auf und, indem sie auf einige Stücke feiner Leinwand, auf einige Stücke Indienne oder Satin, und auf einen Brief zeigte, welcher die Aufschrift an den Major und den Beisatz: beschwert mit dreißig Louisd'or, hatte, sagte sie: „Ich muß Sie bitten, diese Geschenke, welche Sie uns bald am Geburtstage meines Vaters, bald an Leonoren's, bald an meinem Geburtstage durch die Post schickten, wieder anzunehmen. Ich ehre das Zartgefühl, mit dem Sie sich als Geber verbargen, und die Freundschaft, welche Sie zu so kostbaren Geschenken verleitete. Wir aber dürfen sie nicht behalten, weil wir dergleichen nicht erwiedern können."

Burckhardt sah mit Erstaunen den Schatz der Kommode an, als

er Josephinen's Worte hörte. „Ich bezeuge Ihnen, mein theures Fräulein," sagte er endlich, „als redlicher Mann, daß ich Sie gar nicht verstehe. Ich habe an dem Allem keinen Theil gehabt. Sie werfen falschen Verdacht auf mich."

„Herr Kanzleirath," erwiederte Josephine, und beobachtete ihn mit ernsten, etwas feuchten Blicken und hochgerötheten Wangen: „Ich kann Sie als unsern Freund, aber nicht als unsern Wohlthäter sehen. Ich beschwöre Sie, wollen Sie das alte Verhältniß herstellen, so nehmen Sie die Sachen zurück. Alles liegt hier unberührt, und wird nie von uns berührt werden. Kein Anderer hat es uns gesandt, als Sie. Nur Sie konnten es, nur Sie wußten die Tage, und wohl auch die Augenblicke, wenn mein Vater in einiger Geldverlegenheit sein konnte."

Auf dies Alles wiederholte Burckhardt seine erste Aussage, und mit so vielem Ernst, daß Josephine beinahe irre ward. Doch fühlte sie wohl, er könne jetzt kaum anders reden. Sie gingen zurück. Das Betragen des Fräuleins änderte sich nicht.

Josephine hatte längst umhergerathen, von wem die Geschenke kommen möchten. Wäre es der Kanzleirath nicht, so hätte es wohl der verliebte Graf sein können, der sich vielleicht wieder einschmeicheln wollte. Frock war ihr nicht verdächtig gewesen. Nun aber Burckhardt sich ernstlich von aller Schuld rein wusch, stieg doch der Argwohn bei ihr auf, daß Frock vielleicht der Geber sein möge. Sie beobachtete ihn mit schärferm Blick, und eines Tages, da er Leonoren's Unterricht beendet hatte mußte er Josephinen in's Nebenzimmer folgen.

Sie zog die Schublade der Kommode hervor, zeigte auf die darin liegenden Sachen und sagte: „Herr Frock, seit vielen Monaten kommen meinem Vater Geschenke zu von Zeit zu Zeit, für ihn oder uns Mädchen; wir wissen nicht, von wem. Sie bleiben unberührt. Ich hatte den Kanzleirath im Verdacht. Er leugnet.

Mir sollte es leid thun, wenn ich den trefflichen Mann unverdient kränkte. Helfen Sie mir auf die Spur, wer dies sandte und sich zu unserm Wohlthäter aufdringen will?"

Frock stand erröthend mit gesenkten Augen neben ihr. „Sie reden etwas hart, liebes Fräulein. Wissen Sie denn auch, ob der, welcher diese Dinge schickte, Wohlthäter oder Abzahler einer Schuld sein will? Ist er ein Schuldner, so sehe ich nicht ein, warum Sie die Zahlung anzunehmen weigern? Gegen Wohlthaten und Almosen haben Sie das Recht, stolz zu sein."

„Lieber Frock," sagte Josephine, und betrachtete ihn mit durchdringendem Blick: „Sind Sie es selbst gewesen? Reden Sie redlich!"

„Verdammen Sie mich, Fräulein. Ja, ich bin es gewesen. Ich habe gefehlt, daß ich es so linkisch anfing, und Sie mit Kleinigkeiten in Verlegenheiten setzte, um mir Verlegenheiten zu ersparen. Wollen Sie nun das Alles wieder zurückgeben?" fragte er mit weicher bittender Stimme.

„Nein, nun behalt' ich Alles, Alles!" sagte Josephine, und Thränen fielen aus ihren Augen, mit denen sie ihn anlächelte, während sie mit beiden Händen seinen Arm dankbar und sanft drückte: „Ihnen kann es nicht einfallen, unser Wohlthäter sein zu wollen. Sie sind unser Freund. Aber, nicht so; Sie versprechen mir, uns keine ähnlichen Geschenke mehr zu machen? Sie sind ein Verschwender!"

Als beide zurück in's Zimmer kamen, sah Leonore erschrocken die weinenden Augen ihrer Schwester. Im gleichen Augenblick trat auch der Major ein. „Was gibt's?" fragte dieser verwundert. Josephine umarmte ihren Vater, und sagte: „Bedanken wir uns bei dem guten Frock; er hat uns mit den Kostbarkeiten in der Kommode beschenkt. Dem Freund zu Ehren wollen wir uns damit kleiden."

„O lieber, lieber Herr Frock!“ sagte entzückt Leonore, und legte sich schmeichelnd an ihn: „Aber die Indienne zu meinem Geburtstage war auch gar zu schön!“

Mit dieser Aufklärung war in der That das alte Verhältniß zwischen Burckhardt und dem Fräulein wieder hergestellt. Ja, Josephine war weit gefälliger gegen ihn, als vormals, wie wenn sie ein Unrecht an ihm gut zu machen hätte. So glücklich aber Burckhardt sich bei dieser Veränderung fühlte, blieb ihm doch unbegreiflich, daß die Frauenzimmer ohne Widerwillen, was sie von ihm nicht angenommen haben würden, dem ärmern Frock nicht ausgeschlagen hatten. Sie verarbeiteten das Linnen mit sichtbarem Vergnügen, und bereiteten sich neue Kleider, bei deren Verfertigung Frock's Name unaufhörlich genannt wurde. Burckhardt sagte einst zu Josephinen: „Sie nahmen von Herrn Frock die Geschenke; von mir hätten Sie sie verschmäht. Ich wage es kaum, Ihnen etwas anzubieten, aus Furcht, Sie zu beleidigen. Aber doch könnt' es mir weh thun, daß Sie mich zurücksetzen.“

„Nicht doch, lieber Herr Kanzleirath. Ich schätze Sie so sehr, wie den guten Frock. Bieten Sie mir nur etwas an; ich will es nicht ausschlagen, das sollen Sie sehen. Aber zu viel darf es nicht sein. Zum Beispiel die Nelke da, die Sie im Knopfloch tragen.“

„Darf ich Ihnen nichts Besseres anbieten, liebenswürdiges Fräulein?“

„Aber nicht zu viel.“

Er lehnte sich zu ihr und flüsterte: „Was ich habe und bin, nehmen Sie Alles und mich selbst.“

Josephine zog sich erröthend zurück und sagte: „Herr Kanzleirath, das ist zu viel!“

Er sprach offener, dringender. Der Major kam wie gerufen dazu, und gab auch sein Wort drein. Josephine im Gedränge sprach mit etwas feierlicher Stimme: „Ich finde mich durch Ihre Freundschaft geehrt, Herr Kanzleirath; aber ich bitte Sie, von allem Andern zu schweigen. Es würde unsere Zufriedenheit stören. Wir wollen thun, als wäre nichts gesprochen worden."

Josephine freilich konnte wohl so thun, aber nicht der betrübte Kanzleirath. Er mied von dem Tage an das Haus, in welchem er die besten Hoffnungen seines Lebens verloren hatte Nach einem Vierteljahre hörte man, er habe sich vermählt. Der Major sagte mit unzufriedenem Blick auf Josephine: „Das that der arme Schelm aus Verzweiflung."

Obwohl Frock nun der einzige Hausfreund war, kam er darum weder öfter, als Sonnabends und Mittwochs regelmäßig, oder wenn er allenfalls eingeladen war; noch änderte sich sein Wesen, das jede engere Vertraulichkeit zu fliehen schien. Nur mit Leonoren, seiner Schülerin, war er ungebundener; aber Leonore hing auch mit aller Zärtlichkeit und vergötternder Leidenschaftlichkeit an ihm, deren ein zwölfjähriges Mädchen fähig war, das sich selbst noch nicht verstand. Für ihn erzog sie Blumen, für ihn sann sie auf kleine Ueberraschungen; ihm sah sie mit Ungeduld entgegen, wenn er um eine Viertelstunde zu spät kam; von ihm hatte sie Träume. Die Mittwoche und Sonnabende waren ihre Festtage.

„Sehen Sie, Herr Frock, lieber Herr Frock!" sagte sie eines Tages: „Sie sind recht gut. Aber Josephine sagt doch, Sie wären nicht glücklich. Und Sie sind es auch nicht. Sagen Sie, was fehlt Ihnen?"

„Ich bin glücklicher, als ich es zu sein verdiene."

„Ist das auch wahr?"

„Gewiß, Fräulein."

„Sehen Sie mir auch recht in die Augen, Herr Frock — Ach! da ist ja doch etwas Trübes! Nun seien Sie mir ganz still. Ich will Sie etwas recht Ernsthaftes fragen. Warum gehen Sie gar nicht in die Kirche?"

„Wie hängt das mit dem Glück zusammen?" sagte Frock.

„Das fragen Sie? Haben Sie mir nicht selbst gesagt, mehr als einmal: ohne Religion sei kein Glück? Wer mit Gott sei, der könne nicht unglücklich werden?"

„Aber, Fräulein, die Kirche ist nicht die Religion, und Gott wohnt ja allenthalben."

Leonore dachte nach, schüttelte den Kopf und erwiederte: „Sie wissen immer etwas, wogegen ich nichts einwenden kann; und ich fühle doch, Sie haben diesmal wohl Unrecht. Sie könnten ein recht heiliger Mensch werden, wenn Sie in die Kirche gingen."

„War Christus nicht heiliger, als wir, Fräulein? Sagen Sie mir aber, ging er in die katholische, oder lutherische, oder reformirte Kirche? Wenn Sie mir bestimmt sagen, wohin er ging, so will ich ihm dahin folgen."

Leonore wußte nicht, was sie antworten sollte. „Er war nicht katholisch," sagte sie, „reformirt auch nicht, lutherisch auch nicht. — Was sind Sie denn aber? Wie, sind Sie nicht von unserer katholischen Kirche? Sind Sie vielleicht," setzte Leonore schüchtern hinzu, „wohl gar lutherisch? O nein, das sind Sie nicht. Sagen Sie nein."

„Würde ich weniger Werth in Ihren Augen haben," erwiederte Frock, „wenn ich nicht zu Ihrer Kirche gehörte?"

„Ach, das ist traurig!" seufzte Leonore, und schluchzte bitterlich. Frock konnte sie kaum beruhigen.

Als er das folgende Mal wieder kam, sah ihn Leonore ernsthafter an, als gewöhnlich. Er bemerkte in ihr sonderbare Aengstlichkeit mit Mitleiden vermischt. Er zog ein Buch hervor, gab es

ihr und sagte: „Dies wird Sie vielleicht am besten belehren und beruhigen.“

„O, wenn das je möglich wäre!“ sagte Leonore mit Heftigkeit. Sie nahm das Buch. Es war Lessing's Nathan der Weise.

Sei es, daß dies vortreffliche Buch, oder natürlich leichter Sinn, Leonoren's Gewissensfrage besänftigte. Sie söhnte sich mit dem Gedanken wieder aus, daß Frock ein Ketzer sei. Heimlich aber machte sie doch Anschläge, ihn zu bekehren. Das hoffte sie am besten zu erreichen, wenn sie ihn bereden würde, mit ihr Sonntags oder auch wohl während der Woche einmal in die Messe zu gehen.

Inzwischen traf ein ganz unerwartetes Ereigniß ein, welches alle Bekehrungsplane zerriß. Der Major trat eines Morgens odemlos in Frock's Stube, umarmte ihn und sagte: „Nun Freund Jonathan, nun kann dir dein David Alles wieder erstatten; nun deine Liebe vergelten. Denk' auch! Sieh hier den Brief! Der kommt vom Stadtrath da, in — nun kurz, Dings da gleichviel! Mein Vetter, der alte Generallieutenant — ei du weißt ja, der Dings da, ich habe dir erzählt, wie er bei Dings da blessirt ist — nun, er ist gestorben, hat keine Erben, bin von Rechts wegen und durch seinen letzten Willen einziger Erbe aller seiner Güter. Gott habe den Vetter Dings da selig! Aber wir waren immer gute Freunde. Bin ein reicher Mann. Lies auch! Schreiben, ich soll kommen, oder statt meiner einen schicken — nun, verstehst's ja besser, als ich, so einen Dings da zu nehmen, der die Sache in Richtigkeit bringe. Hol's der Geier, es sind da Weiber und Advokaten, welche Einspruch thun. Wenn's nur nicht schief geht, und mir die Freude wieder zu Wasser wird. Verstehe nichts von

Juristerei; bin alt; im rauhen Winterwetter möchte ich auch nicht reisen."

Frock las den Brief. Die Sache war, wie sie Herr von Tulpen gesagt hatte, die Erbschaft bedeutend, aber sowohl das Testament, als das Näherrecht zum Erbe, durch eine Seitenlinie von den Verwandten des Verstorbenen angefochten, die sogar seinen Namen führten. Frock versprach dem Major, er selbst wolle dahin reisen und die Sache in's Reine bringen. „Bis zum Frühjahr ist's hoffentlich abgethan; dann können Sie mit den ersten Tagen Ihre Güter beziehen!" sagte Frock, packte seine Bücher ein und fing sogleich mit dem Major das Verhör über dessen Verwandtschaft zu dem Verstorbenen an.

Inzwischen, ehe alle zur Entscheidung des Streits nöthigen Papiere zusammengebracht waren, verstrichen einige Wochen. Frock war in dieser Zeit, da er seine bisherigen Bureaugeschäfte aufgab, fast alle Tage im Hause des Majors. Welche Plane wurden da gemacht, welche Träume! — Leonore und Josephine malten sich den Himmel in die Zukunft; die Farben, die im Regenbogen lodern, waren ihnen viel zu matt. Und Frock, das setzten beide so gut, wie ihr Vater, voraus, Frock stand in allen Planen, in allen Träumen. Wie konnte der Mann fehlen, der nur allein nicht wußte, daß er zum Glück der Uebrigen unentbehrlich geworden?

Selbst Josephine, die feinberechnende Kennerin ihres Wirkungs- und Lebenskreises, von deren Beifall am Ende doch Alles abhing, und die von Allen angebetet ward: selbst Josephine verhehlte ihrem Vater gar nicht, daß auch Frock nothwendig die Hauptstadt aufgeben und mit ihnen in's gelobte Land ziehen müsse. Ohnedem wären wir — das war ihr Ausdruck — ohne Segen! — „Du hast das rechte Wort getroffen!" rief Leonore: „Haben Sie es gehört, lieber Vater? Ohne Segen!" Der Major brummte: „Versteht sich!"

„Aber," sagte Josephine, und stieg von ihrem Fenstersitz, und umschloß mit beiden Armen den alten Major, „aber Vater, wird er sich auch dazu entschließen? Er hat nie ein Wort dazu gesagt, so oft wir ihm auch in unsern Entwürfen Hauptrollen gaben. Lieber Vater, Frock ist ein sehr eigener Mann. Ich bitte Sie, lassen Sie sich von ihm das Versprechen geben, uns zu begleiten."

Herr von Tulpen wunderte sich ein wenig über die Aengstlichkeit Josephinens. „Mir ist aber wirklich bange!" sagte sie.

Sobald Frock kam, war des Majors erstes Wort: „Freund Jonathan, meine Mädchen wollen mir Schrecken machen, als könntest du tolle Streiche treiben, und uns verlassen, wenn wir nach Dings da reisen. Es ist keine Rede davon, gelt? Du machst dir aus dem Leben in der Hauptstadt nichts, und ziehst mit uns auf die Güter, und bleibst bis ans Ende der Tage. — Suche du dir, als Quartiermacher, deine Wohnung, deinen Garten, Alles selbst und vor Allem aus. Wir Andern nehmen vorlieb mit dem, was du uns anweisest."

Frock beugte sich dankend. Er entfärbte sich. Man sah, es ging in ihm etwas Schmerzliches vor.

Leonore sprang mit lautem Schrei und ausgebreiteten Armen gegen ihn, drückte sich fest an ihn und rief: „O lieber Herr Frock, nicht dies Gesicht, nicht dies Gesicht! Es ist ein Todesengelsgesicht. Ich kenn' es schon."

Josephine hatte ihn gesehen, und setzte sich erblassend nieder. Sie zitterte. Von Zeit zu Zeit schlug sie die Augen gegen Frock auf.

„Reden Sie doch!" rief Leonore: „Sie bleiben bei uns unzertrennlich! Sagen Sie um Gotteswillen Ja!"

Frock legte beide Hände aufs Herz und mit einem Blick, mit dem er voraus um Verzeihung flehte, sprach er: „Das kann ich nicht!"

„He!“ schrie der Major erschrocken: „Bin ich nicht dein David? Und du willst mich verlassen, Jonathan? Scherze doch nicht mit uns; du siehst, wie jämmerlich solch ein Scherz uns zurichtet. Hand her, Kamerad; du wirst dein Leben bei uns auf den Gütern zubringen.“

„Ich kann nicht!“ antwortete Frock halblaut, aber mit dem ihm eigenthümlichen Ton der Entscheidung.

„Kannst nicht, Jonathan? Was hindert dich? Bist ja frei, wie der Vogel in der Luft. Kannst nicht? Possen da! Was hält dich in der Hauptstadt zurück? Sind wir nicht deine einzigen Freunde?“

— Die einzigen.

„Oder, he, sag's heraus: hat den jungen Herrn ein schönes Kind gefesselt? Spaß! wir fesseln das Dings da und nehmen es mit uns. Nur heraus mit der Sprache. Eine Geliebte?“

— Keine.

„Nun, was ist an der Hauptstadt gelegen?“

— Nichts.

„Und willst nicht bei uns bleiben und wohnen im gelobten Land, nachdem du unser guter Engel in den Jahren unsers Jammers gewesen „

— Ich kann nicht.

„Warum aber nicht? Es muß doch ein Hinderniß sein. Das Hinderniß wird sich heben lassen. Weißt du, als sie bei Dings da meinten, es sei unmöglich, die Batterie zu nehmen? Setzte ich nicht mit meinen Grenadieren an, und nahm sie? Kostete freilich zehn oder so und so viel prächtige Kerls.“

— Ich werde Alles für Sie thun; ich könnte sterben für Sie. Aber thun Sie auch etwas für mich. Lassen Sie mich frei ziehen, wohin ich will, sobald ich Ihre Erbschaftsangelegenheit berichtigt habe. Und reden wir doch nie wieder davon. Sie wissen nicht,

wie Sie mir das Herz zerreißen. Ist Ihnen mein Leben, meine Gesundheit lieb, reden Sie nie wieder davon.

„So fahre wohl, gelobtes Land!" schluchzte Leonore: „Vater, wir wollen dann in der Stadt bleiben."

„Mir recht!" sagte finster der Major.

„Dann — dann," stammelte Frock, „dann — ich werde in jedem Fall die Stadt verlassen. Heilige Pflichten rufen mich anderswo hin."

Er war so bewegt, als er die letzten Worte sprach, daß er sie kaum vollenden konnte. Er beurlaubte sich, und versprach, nach einem kurzen Spaziergang wieder zu kommen.

Und wie er wieder kam, fand er sie Alle noch auf denselben Plätzen, wie er sie verlassen hatte. Der Major saß düster in seinem Sorgenstuhl; Leonore in einem Winkel mit verweinten Augen; Josephine ohne Thränen, aber etwas steinern. Es war in ihren Zügen etwas, das sich nicht beschreiben läßt; etwas Todtes, Starres, bei aller Schönheit Grauenvolles. Leonore und ihr Vater sprangen auf, ihn schmeichelnd zu bewillkommnen. „Hast dich eines Bessern besonnen, Jonathan, nicht wahr?" sagte der Major. Aber Josephine regte sich nicht.

„Sprechen wir von heitern Dingen!" sagte Frock. Aber die Versuche waren vergebens. Frock machte sich an die Papiere, und schrieb, bis es dunkel ward. Die Andern saßen stumm umher. Leonore weinte und nähete. Josephine starrte, ihr schönes Haupt auf die Hand gestützt, unbeweglich durch die Fensterscheiben hinaus, ohne die Vorbeiwandelnden zu sehen.

„Bleibt mir mit euern Kindereien vom Halse!" rief folgenden Tages der Major, als er zu seinem Freunde Jonathan ins Zimmer trat, und ihn auf dem Bett liegend, krankhaft bleich mit ge-

schwollenen Augen fand. Frock war im Tulpen'schen Hause zum Mittagessen erwartet gewesen und nicht gekommen.

„Wie spät ist's?" fragte Frock, und sprang auf. Vor seinem Bette stand ein Tisch mit kalt gewordenem Punsch, daneben eine Flasche Madera. Von letzterm trank er sogleich hastig ein großes Glas voll und reichte dem Major die Hand.

„Drei Uhr vorbei!" sagte Herr von Tulpen.

„Drei Uhr? So habe ich einen sieben Stunden langen todtenartigen Schlaf gethan diesen Morgen. Desto besser. Ich habe Alles diese Nacht zu Ende gebracht. Ich kann in folgender Nacht abreisen auf Ihre Güter. Ich zahle meiner alten Wirthin, und bleibe den Abend bei Ihnen, lasse die Post dahin kommen und steige dort ein. — Mir ist nicht mehr wohl hier. Meine Gesundheit fordert eine milde Bewegung und Zerstreuung, sonst reibt's mich auf."

„Hast du Gesellschaft gehabt?" fragte der Major, und zeigte auf den Punsch und Wein.

„Ich habe die Nacht gearbeitet, und . . ."

„Den Geist ermuntern wollen."

„Mein Geist bedarf keines Sporns. Aber was den Geist niederzieht, das elende Fleisch und Blut mußte ich bestechen, daß es folge."

„Kamerad, du siehst erbärmlich aus. Wir sind Männer. Kamerad, rede mir frei vor Gott, was treibst du, oder was treibt dich? Ich will schweigen, wie ein Todter, aber rede. Warum bist du nicht wie andere Menschenkinder sind? Warum schlugst du das Dings da, des Fürsten Anerbietungen im Gefängniß aus, da er dir in seinem Lande ein ehrenhaftes Amt geben wollte? Warum zogst du freiwillige Niedrigkeit und Armuth vor? Warum lehntest du Burckhardts Registratorstelle ab? Warum liebst du uns und stellst dich gegen uns Alle kälter und fremder, als du bist? Warum thust du Verzicht auf die Freuden der Freundschaft, offen-

bar wider deines Herzens Willen, das für Freundschaft so empfänglich ist? Warum fliehst du gute Menschen, die dich suchen, die ihr Leben für dich in die Schanze schlagen würden? Warum bist du so veränderlich wie die Sonne an einem Apriltage, daß dir's mitten in aller Lust über das leuchtende Antlitz wie eine finstere Wolke zieht? — Weiche mir nicht aus! Sieh, Jonathan, es geht nicht gut mit mir und dir, wenn du nicht redest. Warum willst du weder auf meinen künftigen Gütern, noch hier bleiben? Wir bedürfen dein. Wir beschwören dich um dies, was uns mehr als Reichthum gilt. Du sonst so Weichherziger, warum bist du hartherzig?"

Frock füllte sein Glas zum andern Mal, und stürzte den Wein hinunter.

„Ich glaube, du möchtest dich berauschen? Nichts da! Reden wir ganz ehrlich und nüchtern zusammen. Jonathan, rede! Wir sind allein. Hast du ein Verbrechen begangen? Rede, denn ich schwöre dir, du hast es unwillkürlich gethan und nur schon zu lange dafür gebüßt. Du wirst in meiner Liebe nichts verlieren. Und hättest du mir Vater und Mutter erschlagen, ich könnte dir's verzeihen."

„Ich bin kein Verbrecher!" sagte Frock mit stolzem Kopfschütteln.

„Nun, hol's der Geier, so bist du ein Narr. Welcher Teufel plagt dich denn? Kannst du denn das Räthsel selbst nicht lösen?"

„Wenn ich wollte, mit zwei Silben, Herr Major. Ich hab' es beschlossen, Sie sollen es erfahren."

„Wann?"

„Heute noch, ehe ich auf Ihre Güter reise."

„Und wann ich die zwei Silben weiß, und dir dann antworte: Jonathan, das sind Possen!"

„Das werden Sie nicht."

„Hol's der Geier, ich werd' es! Und wenn ich aller deiner Noth ein Ende mache?"

„Das können Sie nicht."

„Aber ich sage — höre, bringe mich nicht in Wuth! — ich sage, ich will es können. Und wenn ich's kann, bleibst du dann mit uns?"

„Ja!"

„Ja? — Hand her!"

Frock gab die Hand. Der Major schloß ihn küssend in die Arme, als wäre Alles überwunden.

„Also, Wort gehalten! Heute noch sagst du mir das fatale Geheimniß, dessen du dich nicht zu schämen hast?"

„Diesen Abend, ehe ich von Ihnen abscheide und in den Wagen steige, Herr Major. Aber sorgen Sie, Herr Major, daß der Abschied fröhlich, wenigstens ruhig werde. Lassen Sie uns punschen, alles Grams vergessen! Es kann zuweilen Pflicht sein, sich zu betäuben. Ich möchte in einem Rausch von Ihnen scheiden. War doch mein ganzes Leben bei Ihnen ein Rausch."

Der Major versprach, für einen heitern Abend zu sorgen. „Wir werden zufriedener von einander scheiden, als du meinst!" sagte er und ging, um sogleich Anstalten zu treffen.

Frock packte ein. Da er Alles vollbracht hatte, sah er noch das Fernrohr liegen. Die Thränen traten ihm in die Augen. „Nun ja," seufzte er, „komm nun her, und gib mir zum letzten Mal mein Glück!" — Er trat ans Fenster; er sah hinaus. Er sah Josephinen wirklich. Sie stand an einem der drei Bäume gelehnt, ihr schönes Gesicht in ein weißes Schnupftuch gehüllt. Er sah es an ihren Bewegungen, sie schluchzte weinend. Nach einer Weile trocknete sie schnell mit dem Tuche Augen und Wangen.

O wie schön sie war, als sie, wie in einem Gebet, die blauen Augen gegen den blauen Himmel richtete! — Sie ging ins Haus.

„Gute Nacht! auf ewig gute Nacht, Josephine!“ rief Frock, und warf sich im Schmerz über das Bett. Er liebte Josephinen mit aller Leidenschaft, deren ein zartfühlendes Herz fähig war. Er hatte nun zwei Jahre lang in ihrem Umgang oder vielmehr in ihrer stummen Anbetung gelebt; zwei Jahre lang mit sich selber gekämpft, und gefunden, daß seine Leidenschaft unüberwindbar sei. Darum war ihm die Reise, die Zerstreuung willkommen. Da hoffte er sich zu heilen. Nach Jahren und Tagen erst wollte er, oder nie, das Fräulein wiedersehen. Frock dachte und handelte, wie ein Mann denken und handeln soll, welcher nicht Raub seiner Leidenschaft sein will. Auch hatte er, so oft er das Tulpen'sche Haus binnen zwei Jahren betreten, mit bewundernswürdiger Kunst und Kraft die Gluth seines Gemüths unter einer äußern kalten Höflichkeit verborgen gehalten. Gegen Jeden war er gesprächiger und traulicher gewesen als gegen Josephinen. Sie sollte von seiner Leidenschaft nichts ahnen; noch viel weniger kam ihm in Sinn, eine ähnliche in ihr zu erwecken. Und hätte er's glauben können, daß Josephine einer Gegenliebe fähig gewesen wäre, er würde dies Haus, die Stadt, das Reich schon früher geflohen haben. Er wollte allein unglücklich sein.

Zuweilen zwar ward ihm verdächtig, wenn er von ungefähr sah, wie ihr Auge fest und dunkel auf ihn hinblickte, und sie sich dann schnell, manchmal unruhig wegwandte; zuweilen, wie sie mit seltsamer Heftigkeit that oder sprach, nicht gegen ihn, sondern gegen die Andern, wenn es ihn anging; zuweilen, wie sie, was ihm gefiel, am liebsten that. Es athmete in ihrem Wesen etwas, das ihn wie Lieb' um Liebe ansprach, aber immer war sie dabei doch gegen ihn verschlossener, besonnener, als gegen alle Uebrigen. Weder er hatte jemals ihr, noch sie ihm, ein schmeichelndes Wort

geäußert. Sie standen wie fremde Menschen gegen einander, die sich nur in Formen allgemeiner Artigkeit begegneten.

Er ermannte sich, leerte das dritte Glas Madera, legte Reisekleider an, bestellte die Post, wohin sein Koffer gebracht ward, und ging ins Tulpen'sche Haus.

Es war ihm nicht wohl, als er Josephinen allein im Zimmer fand. Sie war blaß. Er erkundigte sich nach dem Vater und der Schwester. Die letztere war des Punsches wegen ausgegangen, der Major seit einer Stunde abwesend. Er warf seinen Mantel ab und that viele gleichgültige Fragen, die mit halben Worten beantwortet wurden. Sie saß am Fenster, strickend, vor sich niederschauend. Er stand am Ofen, sie betrachtend. So schön war sie ihm nie vorgekommen, als in diesem Augenblick.

Nach einem Schweigen von mehrern Minuten stand sie auf, sah ihn an und ging langsam auf ihn zu. „Frock!" sprach sie mit ihrer gewöhnlichen Kälte und ihm fest ins Auge blickend: „Sie reisen also heute ab, wie mir der Vater gesagt hat? — Ich habe Ihnen eine Frage zu thun. Antworten Sie mir offen. Sie haben Ihr Wort gegeben, nicht wieder zu uns zu kommen. Ich will die Ursache davon nicht wissen, wenn es eine andere ist, als die ich das Recht habe zu vermuthen. Aber antworten Sie mir wahrhaft, wenn ich die Ursache angebe — Ihren Irrthum vernichte. Ich fühle, ich bin die Urheberin alles Uebels. Es reut mich."

Frock ward feuerroth, und sein Herz schlug so gewaltig, daß er kaum erwiedern konnte: „Fräulein, was sagen Sie auch! Wie können Sie so denken?"

„Desto besser," sagte Josephine, „wenn ich mich getäuscht haben sollte. Es wird viel zu meiner künftigen Zufriedenheit beitragen. Antworten Sie mir wahrhaft. Wir sind allein. Aber Gott ist unser Zeuge. Wollen Sie?"

Frock zitterte. Er antwortete: „Ich will!" hatte aber kaum

den Muth, der Jungfrau in's Auge zu blicken, die feierlich und wunderschön vor ihm stand.

„So bekennen Sie denn; Sie stürzen meinen Vater und meine Schwester in Schmerz und Thränen; Sie wollen sich auf immer von ihnen trennen, von denen Sie sehr geliebt werden, und gegen die Sie selbst die innigste Freundschaft nicht verleugnen können. — Sie wollen fort von uns auf immer, und das nur meinetwillen!"

Er schwieg, von seinem Bewußtsein geschlagen, von seinen Gefühlen überwältigt. Er konnte sich nicht fassen.

„Ihr Schweigen ist Bestätigung!" sagte Josephine: „Ich fürchtete es zuweilen; Leonore errieth es. Aber ich bezeuge Ihnen, lieber Frock, daß es, der Allwissende weiß es, nie in meiner Absicht war, Sie zu beleidigen und zu kränken. Mein Betragen gegen Sie mochte tadelnswerth sein. Ich war gegen Sie nicht, wie mein Vater, wie meine Schwester waren, wie ich hätte sein sollen; aber, der Allwissende weiß es, kränken wollte ich Sie nicht. Sie sind mir werth, recht werth. O glauben Sie doch das. Hätte ich denn sonst Ihre Geschenke annehmen können, die ich dem Kanzleirath ausgeschlagen haben würde? Ich habe Sie gewiß nicht beleidigen wollen. Ich war anders gegen Sie, als gegen Andere. Aber dem Himmel ist's bekannt, ich konnte nicht anders. Verzeihen Sie mir, und deuten Sie mein bisheriges Benehmen gegen Sie nicht unrecht. Sie sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß ich etwas wider Sie habe, oder jemals gehabt hätte. Sie sind mir werth, wenn ich es Ihnen auch nicht äußerte und äußern konnte, wie der Vater und Leonore. — Nicht so? Sie verzeihen mir? Sie zürnen mir nicht?"

Ganz bestürzt und von seinen Empfindungen übermannt, rief Frock, indem er Josephinen's Hand ergriff: „Was denken Sie, Fräulein? Sie mich beleidigt? Wie konnten Sie so etwas glau-

ben? — Fräulein, o nein! o nein! In Ihrer Nähe athmen zu können, war ja mein einziges, mein höchstes Glück! Ja, Fräulein, der Gedanke an Sie wird immer mein schönster Gedanke bleiben!"

Er drückte ihre Hand an sein Herz, ließ sie dann fahren, sank in sich zusammen und stammelte: „Segnen Sie mich, dann lassen Sie den Unglücklichen ziehen!"

„Bin ich Ihnen," fragte sie forschend und mit langsamer Rede, „bin ich Ihnen so viel werth, als mein Vater und Leonore?"

Er sank zu ihren Füßen nieder, legte seine Lippen an ihre Hand und sagte: „Mehr!"

„Was thun Sie, Frock!" rief Josephine, und richtete ihn, der nicht wußte, was er that, in unaussprechlicher Bestürzung auf. Ihre Hände lagen in den seinigen, und sie zog sie nicht zurück.

„Das Mißverständniß," sagte sie bebend, „ist gehoben. Ich darf dem Vater und Leonoren nun sagen, daß Sie sich nicht von uns trennen wollen."

„Fräulein," rief Frock: „Nur Sie, in dieser Welt Niemand, als Sie, können über mich gebieten, was ich soll. Ich werde Ihnen gehorchen, wie keinem Andern. Aber fordern Sie nicht, daß ich bleibe. Sie fordern meinen frühern Tod."

Da stürzten die Thränen hell aus Josephinen's Augen und über ihre Wangen, aber sie änderte keinen Zug ihrer Mienen, sondern sagte mit einer erschreckenden Kälte, wenn man diese gelassene Stimme, diese ruhigen Geberden unter dem Thränenstrom so nennen darf: „Und trennen Sie sich auf immer von uns, so stören Sie das Lebensglück und die Freude Leonoren's und des Vaters, und mich — tödten Sie." — Mit den letzten Worten, die sie erst nach einigem Zögern vorstieß, sank sie laut schluchzend mit ungebändigtem Schmerz hin.

Frock, seiner selbst nicht mächtig, umschlang die Halbohnmächtige. Wie in einem Traum umschlang er sie. Er bog sich über

ihr Gesicht, heftete seine Lippen auf die ihrigen. Vergessen war Vergangenheit und Zukunft. Ihr Seufzer sagte, was er allen Engeln des Himmels nicht geglaubt haben würde, wenn sie es ihm bezeugt hätten.

Und als sich Josephine mit stolzem Schämen zurückzog, stand er an Allem, was geschehen war, zweifelnd da, und näherte sich schweigend noch einmal dem Fräulein, zog Josephinen noch einmal an sich. Und sie sprach: „Sie haben mir also gewiß nie gezürnt?"

„Ehe Sie mich kannten, liebte ich Sie schon mehr, als mein Leben!" rief der Entzückte.

In diesem Augenblick hörte man den Major mit Leonoren nahen. Josephine eilte ihnen entgegen, umarmte beide und rief mit entflammten, begeistertem Gesichte: „Es ist nun Alles gut, Alles!"

„Gottlob!" schrie der Major, und drückte dem berauschten Frock herzlich schüttelnd die Hand: „Der Teufel komme euch Leuten auf die Sprünge. Es hätte Unglück gegeben, wäre nicht die Kleine hier auf den klugen Einfall gekommen." Er zeigte auf Leonoren.

Leonore tanzte vor Freuden. Sie sprang zu Frock und sagte: „Sie sind also rein ausgesöhnt. Es ist wahr, Josephine ist immer sonderbar mit Ihnen umgegangen. Aber sie hat Sie doch lieb gehabt, ich weiß das gewiß, sehr lieb. O wie froh bin ich! — Kommen Sie, ich muß Ihnen dafür einen Kuß geben. Ich taumle, ehe ich Punsch getrunken habe." Und damit hing sie wie eine Klette fest am Halse des betäubten Jünglings, und küßte ihn mit heißer Innigkeit.

Da ward der Tisch gedeckt, die Lichter wurden angezündet, kalte Speise aufgetragen, Wein dazu, Leonore und Frock mußten den Punsch anrichten. Es ging froh durch einander, und doch

sprach man wenig Zusammenhängendes. Frock stand träumend und preßte Zitronen. Josephine schwebte, sich selbst nicht fühlend, ab und zu; ihre Augen glänzten, auf den Einzigen hingewandt, der das Dunkel ihres Gemüths erhellt hatte. Leonore sang, schlug Zucker, tanzte herum, lachte und rief einmal um's andere: „Ich bin wie närrisch!" Der alte Major rauchte seine Pfeife, ging auf und ab, stimmte zuweilen in Leonoren's Gesang, und fluchte wieder dazwischen auf drollige Weise gegen seinen Jonathan.

Man setzte sich in bunter Reihe. Leonore füllte die Punschgläser. Man mußte auf ewige Freundschaft anstoßen. Frock glühte. Er trank ein Glas um's andere. Er schien sich betäuben, sich selbst vergessen, oder sein Glück in vollen Zügen genießen zu wollen. Oft sank er in seinen Ernst zurück unwillkürlich. Kaum bemerkte aber dies Leonore, hob sie drohend den Finger gegen ihn auf und sagte: „Schon wieder?" Dann wischte er sich mit der Hand über die Augen und sagte: „Sie haben Recht! Es muß Alles vergessen sein, jetzt Alles! Das Böse kommt von selbst in seiner Stunde." Er überließ sich seiner Seligkeit.

Als das einfache Nachtessen beendet war, und der Geist des Punsches die Freude Aller höher stimmte, und das Gespräch fröhlich durch einander tönte, zog der Major die Taschenuhr und sah nach der Zeit. Frock, es bemerkend, erschrak und fiel in vorige Finsterniß und Nüchternheit zurück. Josephine schüttelte den Kopf gegen ihn, legte ihre Hand sanft auf die seinige und sagte: „Immer noch der Alte?"

Die Berührung ihrer Hand trieb ihm alles Blut wieder froher durch die Pulse. „Ich dachte nur an die Abreise!" sagte er.

„Die Abreise!" rief Leonore unwillig. „Frage: ließe sich die Abreise nicht auf ein paar Wochen verschieben?"

Josephine fügte ihrer einen Hand nun auch die zweite zu, und lispelte lächelnd bittend: „Wohl, Frock, wohl, ein paar Tage!"

„Kinder!“ rief der Major dazwischen: „Jonathan hat kein Quartier mehr in der Stadt, und Alles eingepackt. Fort muß er nun. Laßt ihn nur gehen. Er sitzt im Postwagen so bequem, als im Wirthshaus. Was sein muß, das muß sein. Fort mit ihm. Jetzt entlaß' ich ihn gern, nun er uns bleibt. In wenigen Wochen holt er uns in's gelobte Land.“

Das Wort „gelobtes Land“ war genug, Alle zu begeistern. Die alten Entwürfe der künftigen Einrichtungen wurden wieder lachenden Muthes gemustert und verschönert. Der Major redete von den Tagen seines Alters mit rührendem Entzücken. Er lebte nur für seine Töchter, und bisher hatte er für sie nur die düstersten Aussichten gehabt.

„Bin nun geborgen, kann meine Augen einst sorgenfrei schließen; werden wenigstens nicht mit dem Mangel ringen müssen!“ sagte er. „Aber eins, ihr Mädchen, fehlt noch. Das vergesset mir nicht zu geben, ehe ich abfahre Ein paar Schwiegersöhne, die mir wohlgefallen und meine rechten Söhne werden.“

„Bleiben Sie doch ohne Kummer für mich, Väterchen,“ sagte Leonore lachend: „mit mir sollen Sie zufrieden sein. Und Josephine da? Sehen Sie doch, wie die beiden hier Hand in Hand, Aug' in Auge wurzeln? Haben Sie in Ihrem Leben schon dergleichen erlebt und gesehen, Väterchen! Machen Sie Ihren Jonathan zum Sohne, wie froh wäre ich mit solchem Bruder!“

Josephine zog erröthend die Hand aus der Hand des Nachbars, und sagte erschrocken: „Ich glaube wahrlich, Mädchen, du hast einen Rausch, einen argen!“

„Jonathan, Jonathan!“ rief der Major, und drohte scherzend und bedeutungsvoll über den Tisch hinüber: „Ich merke Unrath!

Was treibst du für Händespiel mit Josephinen, die du dich seit zwei Jahren kaum recht anzusehen getrautest? Komm' einmal her; hieher zu mir! Es fällt mir etwas bei."

Frock stand auf und ging zum Major. „Sei ehrlicher, Jonathan," sprach dieser zu jenem, „sei ehrlicher jetzt, als du diesen Nachmittag gegen mich warst. Du liebst Josephinen?"

Es nahm Frock die Hand des Majors und preßte sie schweigend an seine Brust. Josephine erhob sich in schöner Verwirrung, sah rechts und links, und wollte davon.

„Halt, Mädchen, du bleibst!" sagte ihr Vater, „denn du sollst Rede stehen zu dem, was du mir diesen Vormittag gesprochen hast. Bleib'. Es soll Alles in's Reine. Dann weißt du, woran du bist. Ich mag das Hangende und Schwebende nicht. — Und du, Jonathan, thu' den Mund auf und rede. Verdammt sei diese Schüchternheit, die uns um ein Haar Alle in's Unglück gebracht hätte. Du liebst Josephinen! Ist nicht dies dein Elend, das du nicht hast bekennen wollen, und das dich von uns zu treiben drohte?"

„Es ist mein Unglück!" sagte Frock, die Blicke düster auf die Seite gewendet: „Ich liebe sie. Wie hätte ich anders können? Das ist mein Elend!"

„Hol's der Geier, Jonathan, sprich endlich eine andere Sprache. Elend! Nun ja, hast geglaubt, du seiest arm, ich würde sie dir nicht geben. Bist du nicht reicher, als ich? — Hast geglaubt, du seiest ein Bürgerlicher, dürftest das Auge nicht zum Fräulein von Tulpen erheben. Wetter, bist du nicht adelichern Herzens, denn ich? Denk' doch an die goldene Dose! Hab' ich auch nur einmal so edel gethan, wie du schon vielmals? Hast gemeint, ich verachte dich. Links gemeint, junger Herr. Diesen Morgen hab' ich's mit Schrecken und Freuden erfahren, was du ihr bist. Hab' dir's ja den Nachmittag auf die Zunge gelegt, daß du sie

von mir fordern solltest. Aufdringen konnte ich dir doch mein Kind nicht? He! ist's nun noch Elend?"

Wie vorher starrte Frock vor sich hin. Indem rollte ein Wagen draußen. Des Postknechts Horn blies vor der Thür.

„Kannst warten draußen!" rief der Major, stand auf und umarmte Jonathan und Josephinen: „So muß es sein, ehe du wegfährst. Gott segne euch. Nimm sie, Jonathan, sie ist deine Braut; du bist mein Sohn."

Sträubend lehnte sich mit schnellfliegendem Odem Frock zurück.

„Was," lallte erschrocken der Major, „was ist denn?"

Josephine sah mit Entsetzen auf Frock hinüber.

„Liebst du sie nicht?" fragte der Major heftig.

„Ich darf nicht!" antwortete Frock.

„Darfst nicht? Wer verbietet es?"

„Sie werden, sie können mir Josephinen nicht geben; Josephine kann mich nicht lieben. — Ich bin kein Verbrecher. Aber — ich bin — —" Frock zog bei diesen Worten ein versiegeltes Papier aus der Tasche und warf es auf den Tisch. Josephine ward todtenblaß. Leonore schrie laut auf vor Angst, weil sie von Allem nichts begriff.

„Still doch!" schrie der Major: „Was Teufels ist denn los? Jonathan, heraus, warum weigerst du dich, mein Sohn zu sein?"

„Herr Major," sagte Frock mit einem Male sehr ernst und fest, „ich bete Josephinen an. Nie hab' ich ein anderes Mädchen geliebt. An mir nicht liegt die Schuld, daß ich des Glücks nicht theilhaftig werde, das mir Ihr Edelmuth zudenkt; auch gewiß nicht am Schicksal!"

„Hol' der Geier die Vorreden!" unterbrach ihn der Major: „Heraus, woran liegt's denn?"

„An Ihren Vorurtheilen, Herr Major."

„Was Geier, Vorurtheile?"

„Ich bin kein Christ!"

„Jesus Maria!" schrie Leonore.

„Ich bin in der mosaischen Religion geboren; ich bin, mit zwei Silben, ein Jude."

„Ein Jude!" stotterte der Major verblüfft, und ließ die Arme niedersinken. Leonore sprang mit durchdringendem Schrei zu Josephinen, die neben einem Sessel niedersank. Frock sagte: „Lesen Sie das versiegelte Blatt! Lebt wohl, ihr Herrlichen! Lebe wohl, du mein Himmel!"

Er nahm Mantel und Hut, und stürzte zur Thür hinaus. Der Postknecht stieß in's Horn. Der Wagen rollte davon.

Der Inhalt des versiegelten Blattes, welcher als Fortsetzung oder Nachklang seiner Rede angesehen werden mußte, war wörtlich folgender:

„Ich bin ein Jude. Und mit diesem Geständniß, o ihr meine Geliebten, empfangt ihr die Auflösung zum Räthsel meines Betragens. — Welches Mädchen unter allen Christinnen würde mich beglücken wollen? Welche weltliche oder geistliche Behörde eurer Länder würde mich in öffentlichen Aemtern, oder auch nur in den Schulen der Christenkinder lehrend, dulden? — Ich bin ein Jude, das heißt, ohne etwas verbrochen zu haben, schweigend geächtet, weil ich von einem Volke abstamme, welches durch das Vorurtheil der Jahrtausende bei Christen, Türken und Heiden geächtet und verachtet, und durch die ewige Verachtung erdrückt, leider oft verachtungswürdig geworden ist.

„Ich bin von armen Eltern im Elsaß, die gleich tausend andern Glaubensgenossen durch das Vorurtheil der Welt zum Handel, Wucher und Christenbetrug gezwungen wurden, um ihr Leben zu fristen. Meine Knabenjahre fielen in die ersten Zeiten der fran=

zösischen Staatsumwälzung, als auch die Bekenner der mosaischen Religion zum ersten Mal das Recht empfingen, unter Menschen Menschen in vollem Recht, und in einem großen Staate Bürger zu sein, und nicht ausgebannte, nur großmüthig geduldete, fremdartige Geschöpfe.

„In den Wirbeln der bürgerlichen Stürme ward ich als Trommelschläger, da ich noch lange nicht das mündige Alter erreicht hatte, von meiner Heimath hinweggerissen. Ich sah die betagten Eltern nie wieder! Aber meine Jugend, meine unbesonnene Herzhaftigkeit, mein natürlicher Verstand erwarben mir Freunde. Ich ward Bedienter eines Obersten, der nachmals unter den französischen Feldherren einen ehrenvollen Namen erwarb, und mich so lieb gewann, daß er meine Verwilderung in den Feldlagern bedauerte. Er ließ auf seine Kosten in den Schulen einer französischen Grenzstadt meine Lernbegier befriedigen. Da empfing ich eine Bildung des Geistes und Herzens, welche zu meiner künftigen Stellung in der Welt außer allem Verhältniß war.

„Meine wissenschaftliche Erziehung blieb unvollendet. Hätte ich mich der Arzneikunde widmen dürfen, würde ich vielleicht in irgend einer großen Stadt ein ehrenhaftes Dasein haben führen können. Der Feldherr aber, mein Gönner, rief mich wieder zu sich, und machte mich zu seinem Geheimschreiber. Ich blieb bei ihm, bis ihn die tödtliche Kugel traf. Ohne Beruf, ohne Aussicht, wählte ich das Kriegshandwerk, trieb mich lange bei den Heeren umher und auf den Schlachtfeldern, und bereicherte mich im Anblick so vieler Erbärmlichkeiten der Völker und ihrer Großen, und der auf Erden allein waltenden Leidenschaften und Vorurtheile, mit einer trostlosen Weisheit. Ich that überall wie ich sollte, um mir wenigstens das Bewußtsein meines inneren Werthes zu retten, und leistete Verzicht auf äußere Anerkennung desselben. Das Leben Jesus des Christs hat auf mein Inneres und dessen Veredlung am mei-

sten gewirkt. Er war ein Israelit; er blieb es. Zwischen Himmel und Erde ist nie ein Größerer erschienen als er, weder an Weisheit, noch Tugend, noch Muth. Jeder große Mann ist für sein Jahrhundert, höchstens für sein Jahrtausend groß unter gegebenen Verhältnissen. Jesus aber hat eine Größe, die von keinem Verhältnisse bedingt und auf keine Jahrtausende beschränkt ist. Doch würde er heut' erst unter den Christen erscheinen, sie würden ihn heute noch ans Kreuz schlagen, wie ehemals die Juden.

„Ich machte es zur Aufgabe meines Lebens, zu werden wie Jesus: für das Innere das Aeußere, für das Ewige das Nichtige, für die Ziele des Geistes die körperlichen, häuslichen und bürgerlichen Annehmlichkeiten zu opfern. Ich bin ihm nicht an Willen, nur an Muth und Kraft nachgestanden.

„Mich ekelte das Kriegsleben an. Meinen einzigen Freund unter den Menschen, einen hoffnungsvollen Jüngling von Nancy, tödtete eine Stückkugel an meiner Seite. Ich hatte mit meinen übrigen Kriegsgefährten im wüsten Leben viel Händel. Die Hauptleute waren ungerecht gegen mich. Ich lief zum Feind über, zog bürgerliche Kleider an, und ernährte mich vom Unterricht, den ich in Sprachen und andern Dingen gab.

„Meines Bleibens war nirgends lange. Es fehlte mir nicht an Freunden und Freundinnen. Aber sie waren Christen und Christinnen. Hätten sie erfahren, ich sei nur ein Jude: schwerlich würden auch die Aufgeklärtesten unter ihnen einem heimlichen sonderbaren Ekel widerstanden haben, welcher sich ihrer unwillkürlich bemeistert hätte. Daher hütete ich mich, Verbindungen einzugehen, um bei künftiger Trennung weniger leiden zu müssen. Ich fürchtete die Freundschaft, weil sie für mich nur Schmerzen tragen konnte.

„Auf feste Niederlassung, Anstellung und Verbürgerung in einer christlichen Stadt mußte ich, mit dem ersten Schritt, den ich in eine Stadt that, Verzicht leisten. Vieler Orten wäre ich als

Jude keinen Tag lang geduldet worden; anderer Orten hätte man mir höchstens Duldung, aber keine Niederlassung, kein bürgerliches Recht gestattet. Zu jeder solchen Handlung wäre immer nothwendig gewesen, einen Auszug aus den Taufregistern vorzuzeigen. Ich war nie getauft. Was sollte ich sagen?

„Peinigend griff das religiöse Verhältniß in die kleinsten Umstände meines Lebens und Webens ein. Läuteten die Glocken, zogen die Christen wie eine einzige Familie in ihre Tempel zum Gottesdienst, mußte ich meinen Gottesdienst einsam begehen in meinem Kämmerlein. Ich gehörte nicht zur großen Familie. Viele setzten an mir aus, daß ich nicht zur Kirche ging; Andere hielten mich für einen Aufgeklärten ihresgleichen, der ohne Religion lebe. Ich mochte weder das Eine, weil es Täuscherei war, noch das Andere, weil ich mich der Gesellschaft schämte. Immer war ich gedrängt, und mit meinen bessern Gefühlen, wie mit den bürgerlichen Umgebungen, im Zerwürfniß.

„Eine Zeit lang trug ich mich mit dem Gedanken, wieder umzukehren und Jude in einer jüdischen Gemeinde zu sein, um meinem Volke ein Lehrer des Bessern zu werden, und es aus der geistigen Knechtschaft zur menschlichen Würde zu erhöhen. Aber dann bedachte ich, daß ich aller dazu nöthigen Mittel entbehre. Ich hatte das Judendeutsch vergessen, wußte nichts mehr oder nur wenig von den üblichen Gebräuchen und Talmudischen Vorschriften und Lehren. Ich sah die Unmöglichkeit ein, mit bloßen Vernunftgründen den vieltausendjährigen Rost heilig gewordener Vorurtheile hinwegzufegen, und die Hartnäckigkeit roher, armer, geistig verkrüppelter Menschen zu besiegen, die, was sie sind, durch die barbarischen Ordnungen christlicher Gesetzgeber geworden sind. Die Rabbiner würden mich verflucht, die Juden mich verstoßen und gesteinigt haben. Unter Christen und Muhamedanern sind entstanden und entstehen noch neue Glaubensparteien. Bessere Einsichten,

Wirkungen des Himmelsstriches, eigenes Forschen können dazu helfen. Aber man wird unter den Juden kaum von neuen Sekten und Glaubensspaltungen hören. Die gebildeten Juden sind nur, was die Aufgeklärten unter den Christen.

„Unaufgenommen von meinen Glaubensgenossen, und gedrängt von meiner Sehnsucht, unter europäischen Menschen Recht als Mensch zu genießen, hätte ich, bei meiner Hochachtung für Jesus, ein Christ werden und mich taufen lassen können. Doch ungerechnet, daß ich mich nie überwinden kann, in einer Aufsehen erregenden Feierlichkeit zu prangen, wäre ich mit meinem Taufschein überall nicht als alter Christ von christlichen Eltern, sondern als getaufter und bekehrter Jude erschienen. Es sträubt sich in mir Alles gegen solchen Namen. Lieber will ich Israelit sein und bleiben. Ich habe mich wahrlich dieses Namens nicht zu schämen. Moses war ein Größerer, als die ganze Kette der Päpste, als Luther und Calvin und Zwingli waren. Wohl selten ließ sich ein Jude aus Drang besserer Ueberzeugung, weit häufiger wegen gemeiner Vortheile, bei den Christen taufen. Mit Recht haftet daher auf den getauften Juden Vorwurf und Verdacht. Ein muthiger Bekenner ist mehr werth, als jeder Renegat und Mameluk.

„Stärker noch, als alle diese Rücksichten, stieß mich ein anderer Umstand zurück, in eine der christlichen Kirchen überzutreten. Ich blieb im Zweifel, ob ich mit meinen innern Ueberzeugungen einer und derselben ganz angehören könne? Wenn Christus noch einmal erschiene, würde er wohl Katholik, oder Lutheraner oder Calvinist werden wollen? Eine Kirchenpartei der Christen tadelt die andere. Jede vertheidigt sich gegen die andere. Dies ist aber weniger Frucht tiefer Ueberzeugung, als der Gewohnheit des mit der Muttermilch eingesogenen Glaubens. Wie viel gibt es der Starken, welche darin überwinden können?

„Wäre ich lutherisch geworden, hätten mich Reformirte oder Katholiken belehren wollen; wäre ich katholisch geworden, hätten mich Lutheraner und Calvinisten im Irrthum gesehen. Jede Kirche beweiset ihrer Lehrsätze Wahrheit aus demselben Buche und mit denselben Stellen, aus welchen ihr die andern den Irrthum darthun. Ein Beweis, daß sie allesammt Einbildung und Menschenmeinung für Göttliches halten. Was Christus selber gegeben, darin sind sie alle ziemlich einträchtig. Christus gab aber Geist; todte Buchstaben legten seine Nachfolger hinzu. Nicht über jenen, nur über diese ist der Streit. Was kümmert mich der Buchstabe? Die Auslegung von Dingen, die für meines Geistes Erhebung ohne Frucht sind? die Annahme von Sätzen, welche im Unbegreiflichen liegen? die Beobachtung von Feierlichkeiten, welche willkürlich sind und nach den Stufen der Einsicht, auf denen die Völker stehen, oder nach den Himmelsstrichen, unter denen sie wohnen, nothwendig andere sind?

„Christus ist ein Lehrer in göttlichen Dingen; kein Moses, kein späterer Prophet, kein Rabbi, kein Papst ist höher. Ich glaube, wie er; ich will leben, wie er. Ich bin sein Nachfolger. Ich bin sein Jünger. In diesem Sinne bin ich Christ, und werde es bleiben; aber ich bin kein Katholik, oder Lutheraner, Zwinglianer, Calvinist, Mennonit, Grieche, Herrnhuter, Schwenkfelder, Socinianer, Wiedertäufer, mährischer Bruder, oder wie ihr Christen euch nennen oder taufen lasset. Aber Christus war das alles auch nicht. Er war, seinem äußern Bekenntniß nach, ein Jude. Der bin ich auch. Christus stand unendlich höher, als Moses; und ich stehe höher als Moses durch Christum. Daher hat das mosaische Gesetz den Werth für mich verloren, wie es ihn schon an sich selbst in den jetzigen Staaten- und Völkerverhältnissen und Klimaten verloren hat, und in seinem Bestand ein Widerspruch mit der Zeit ist.

„Dies, ihr Geliebten, ist mein Glaubensbekenntniß. Ich kann nicht zu eurer Kirche übertreten und ein getaufter, noch weniger

ein bekehrter Jude werden. Keiner eurer Mönche und Weltpriester, Prediger und Predikanten, Bischöfe oder Generalsuperintendenten kann mich bekehren. Ich gehöre weder zur griechisch- noch römisch-katholischen, weder zur anglikanischen noch evangelisch-lutherischen oder reformirten Kirche, oder einer sogenannten Brüdergemeinde. Ich bin schlechterdings nichts, als ein Schüler dessen, dessen Schüler ihr alle seid, ihr möget das Anathasische oder Augsburgische Glaubensbekenntniß auswendig gelernt haben. Ich bin auch kein Schüler eurer Päpste, eurer Luther, eurer Zwingli, weil ich mir einbilde, so viel von dem zu wissen, was zur Herrlichkeit des Ewiglebens und Gottähnlichwerdens gehört, als sie.

„Nun richtet mich, o ihr meine Geliebten. Verdammen könnet ihr mich nicht, ohne euch selbst zu verdammen.

„Ausgestoßen von dem Volk, von welchem ich herstamme; ausgestoßen durch meine Herkunft von den Christen, bin ich unter Juden und Christen ein Fremdling. Ich gehöre in keinen häuslichen oder bürgerlichen Kreis jetziger Menschen. Ich bin religiös, aber die Religionen der Menschen verfolgen mich, wohin ich trete. Ich zittere, mich den Gefühlen der Freundschaft und Liebe zu überlassen, da ich voraussehe, daß jeder meiner Freunde sich schämen wird, mit einem Juden Vertraulichkeiten zu haben. Und könnte mich je ein Mädchen lieben: welches möchte eines Juden Frau werden? Ich erhalte mich unter den Menschen, indem ich mich vor ihnen verberge; ich muß ihre Zuneigung meiden, weil ich sie nicht täuschen mag. Ich bleibe ohne Heimath, ohne Brod, ohne Liebe, weil das Vorurtheil der Welt mir entgegentritt und die Pforten der Freude verschließt.

„Ich werde Josephinen bis zum letzten meiner Seufzer lieben und beklagen. Beklagen, denn ich bin unschuldig an ihrem Leiden. Ich mied es, ihr die leiseste Theilnahme oder Neigung einzuflößen. Hab' ich gefehlt, so hab' ich nur gegen mich selbst gefehlt, daß ich schwach genug war, mich nicht früher von ihrer Nähe, von der

theuern Eleonore, von dem wahrhaft ehrwürdigen Vater loszureißen. Wer ist neben Josephinen stark genug, oder bewahrt seine Grundsätze treu neben dem Zauber ihres Wesens? Ich büße meine Schuld schwer genug. Ich war einen Augenblick glücklich, und bin dafür mein volles Leben hin unglücklich. Ich fliehe, aber mit einem zerrissenen, blutenden Herzen. Lebet wohl!

Jonathan Frock."

Er fuhr in einem wahren Fieber die winterliche Nacht hindurch und ohne Rast den folgenden Tag von Post zu Post, und die zweite Nacht und den folgenden Tag, und so ohne Verweilen, bis er den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, wo er die Geschäfte des Majors beendigen sollte. Er schien es darauf angelegt zu haben, seiner nicht zu schonen, sondern sich zerstören zu wollen. Aber er bewirkte mit diesen Anstrengungen und zerstreuenden Ermüdungen ganz etwas Anderes. Die Ungemächlichkeiten und Bedürfnisse der Gegenwart nahmen ihn zu sehr in Anspruch, als daß er sich den Erinnerungen an Vergangenes hätte ungebunden hingeben können. Er hatte durch diese Betäubung den ersten Schmerz weniger empfunden, und nach einer Reihe von Tagen nur noch stillwehmüthiges Nachgefühl übrig behalten.

Mit um so mehr Fassung, Würde und Nachdruck konnte er sich den Angelegenheiten des Herrn von Tulpen widmen. Er besuchte die Ansprecher der Erbschaft; er besuchte die obrigkeitlichen Personen. Das Recht des Majors war allzugegründet, als daß es nicht mit leichter Mühe hätte siegend dargethan werden können; aber war nicht entschieden genug, um nicht wenigstens Stoff zu einem kostspieligen, langwierigen Prozeß geben zu können, welchen Richter, Amtleute, Schreiber und Advokaten mit noch größerer Begierde wünschten, als die erblustigen Nebenbuhler des Majors.

Jonathan stellte diese — sowohl seine Gutmüthigkeit als Beredsamkeit gewannen ihr Herz — mit Abtretung einer nahe bei dortiger Hauptstadt befindlichen Meierei zufrieden, die von den

übrigen Gütern getrennt war. Doch dazu mußte er noch die schriftliche Einwilligung des Majors besitzen.

Er hatte diesem von Woche zu Woche über den Gang der Unterhandlungen briefliche Nachricht gegeben. Länger als fünf Tage war kein Brief unterwegs. Aber es verstrichen sechs und sieben Wochen, ohne daß vom Major Antwort kam. Das verursachte dem guten Frock tödtliche Angst. Tausend Vorstellungen quälten ihn über das Schicksal der liebenswürdigen Familie, nach jenem letzten und schönen Abend. Er hielt es nicht länger aus, und beschloß, würde auch auf den Brief wegen Abtretung der Meierei nach vierzehn Tagen keine Antwort erfolgen, umzukehren nach der königlichen Stadt, möchte erfolgen, was da wolle.

Er war schon zur Abreise fertig, als der Brief des Majors endlich eintraf. Zitternd erbrach er das Siegel, und küßte er die Schriftzüge von der ihm theuern, ehrwürdigen Hand gezeichnet. Das Schreiben war folgendes:

„Lieber Jonathan, wir sind gottlob Alle gesund. Auch meine Josephine ist wieder hergestellt. Ich danke dir für deine großen Bemühungen. Ich habe die Schrift unterschrieben wegen der Meierei, und sende dir sie zurück. Nun ist die Erbschaftsgeschichte zu Ende. Schreibe dem Verwalter auf den Gütern, er solle Alles in Ordnung halten. Ich werde zu Ende Monats oder Anfangs des künftigen dort eintreffen mit meiner Tochter Leonore. Josephine befindet sich wohl. Sie will in ein Kloster gehen. Ich weiß nicht, was das Mädchen da will. Sie hat die Grille und beharrt darauf, ich und ihre Schwester sollen sie begleiten, und das verlangt sie auch von dir. Am 26. hujus treffen wir also zu Arxfelden ein, und erwarten dich da mit einander im Wirthshaus. Fehle nicht, oder du bringst der armen Josephine den Tod. Es ist ihr ausdrücklicher Wille, du solltest doch dabei sein. Und wenn wir vom Kloster wieder abreisen, geb' ich dir mein Ehrenwort, will ich dich nicht länger halten, wenn du uns verlassen willst. Aber kannst du bei mir bleiben, Jonathan, so wirst du meiner alten Tage Freund sein. Es ist ein dummer Streich, was ge-

schehen ist. Also am 25. hujus in Arxfelden fehle nicht. Ich habe dir ohnedem noch etwas Wichtiges wegen der Erbschaft anzuvertrauen. Ich bleibe dein Freund und David.

Der Major von Tulpen."

Unten am Brief und auf der folgenden Seite hatte Leonore nachstehende Zeilen beigefügt:

„Ach, lieber Herr Frock, Sie haben uns eine schreckliche Nacht verursacht. Ich möchte dergleichen nie wieder erleben. Aber Josephinen ist jetzt wieder recht wohl. Möchten Sie durch Ihre Religion so ruhig, so gefaßt sein, als es meine Josephine jetzt ist. Daran läßt sich der Werth der Religion erkennen. Josephine hat nur den einzigen Wunsch, Sie noch einmal zu sehen und zu sprechen. Fehlen Sie also um Gotteswillen nicht, wenn Ihnen auch nur das Geringste an unserer Freundschaft und Achtung je gelegen war Ich hätte Ihnen noch viel, o viel zu sagen, allein ich darf nicht. Das sollen Sie Alles in Arxfelden erfahren. Ihre treue Freundin

Eleonore von Tulpen."

Dieser Brief kam so spät an, daß, um den bestimmten Tag in Arxfelden einzutreffen, kein Versäumens war. Frock, mit der Abtretungsurkunde in der Hand, erhielt die Verzichtleistung der gesammten Ansprecher auf die streitige Erbschaft, und die obrigkeitliche Bevollmächtigung für den Herrn von Tulpen, in den Besitz der Güter einzutreten. Damit versehen eilte er zu dem für die letzte Zusammenkunft bestimmten Ort.

Diese Reise war ihm trauriger noch, als jene, da er die geliebte Familie verließ. Er kannte nun zum Theil Josephinens Leiden und die betrübte Wirkung derselben in ihrem Entschluß, der Welt zu entsagen. Er sah einen noch schmerzlichern Abschied als den ersten vor. Doch das Alles hinderte ihn nicht, Josephinens Verlangen zu vollstrecken. Und hätte er das Leben darüber einbüßen können, desto besser.

Der Abend dämmerte schon, als er vor dem Wirthshause zu Arxfelden anlangte. Er hörte, der Major sei am Morgen mit seiner Familie angekommen, und habe sich zum Pfarrer beim Marienkloster mit den Seinigen begeben. Dort erwarte er den Herrn Frock. Die Ankunft desselben mußte dem Major auf der Stelle durch einen Eilboten gemeldet werden; die durch den Boten zurückkommende Antwort sollte entscheiden, ob Frock noch diesen Abend ins Kloster hinüber müsse, oder ob der Major ihn zu Arxfelden besuchen würde.

Es verging über dies Hin- und Hersenden mehr denn eine volle Stunde. Frock hatte beinahe Fieberfrost. Der Bote erschien und die Einladung, sogleich nach St. Marien zu kommen.

Frock stieg in den Wagen. Wie schlug sein Herz, als er im ungewissen Lichte des Mondscheins die weitläufigen Mauern und Gebäude und die Thürme des Klosters erblickte; als er durch einen langen Schattengang von alten, hohen Ulmen und Linden hinfuhr, und dann der Wagen vor einem Hause, das zum Kloster gehörte, still hielt! — Er stieg ab. In dem Augenblick läutete die Glocke des Kirchthurms. Es war ein dumpfer, schauriger Klang; der Major trat aus dem Haus. Eine Magd zündete mit dem Licht, ein Knecht mit der Laterne. Der Major umarmte tief gerührt seinen Jonathan. Dieser konnte vor Traurigkeit nicht reden.

„Nicht wahr," sagte der Major, „meine Josephine ist dir noch lieb, mein Jonathan?"

Frock konnte nicht antworten. Er drückte stumm die Hand des Alten.

„Geh' du voran," sagte der Major zum Laternenträger, „und zünde. Gib mir den Arm, Jonathan. Sei meines Alters Stütze. Wir gehen jetzt zu ihr."

Sie gingen mit einander durch den öden Klosterhof, und durch die stillen, kalten Kreuzgänge. Der Knecht öffnete die Kirchthür. Der Pfarrer stand, matt beleuchtet vom Licht der ewigen Lampe und einigen Kerzen, am Altare betend. In der Kirche beteten einige Bauern und Bäuerinnen. Indem der Major auf Frocks

Arm gelehnt durch die Kirche schritt, kam ihnen Josephine auf Leonorens Arm gestützt entgegen, mit gesenktem Haupte. Sie reichte dem zitternden Frock eine bebende Hand. Sie standen vor dem Pfarrer, der lauter die Stimme des Gebetes erhob und an ihnen die Trauung vollzog. Frock wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte beinahe die Besinnung verloren.

Nach vollendeter Feierlichkeit ging es denselben Weg aus der Kirche zurück, nur mit dem Unterschiede, daß statt des Majors die anvermählte Tochter desselben ging. Aber wie sie in den Kreuzgang traten, sank Frock, von dem, was geschehen war, überwältigt, zu Josephinens Füßen nieder, laut schluchzend, mit aufgehobenen Händen. Alle weinten. Solche Freudenthränen waren wohl in diesem Kloster, seit der Stiftung desselben, nicht geweint worden.

Josephine zog den Geliebten an ihre Brust empor und flüsterte: Du bist mein! — In den drei Worten ging dem Dulder Jonathan seliges Leben auf. Er fühlte sich zugleich von den Armen des Majors und Leonorens inbrünstig umfangen. Der greise Pfarrer stand neben ihnen, ohne daß sie ihn bemerkten. Er war ein alter Jugendfreund des Herrn von Tulpen und hatte gern zu diesem Feste geholfen. Auch begleitete er sie zum Wirthshause in die Stadt zurück, wo das Hochzeitsmahl schon bereit stand. Denn alles hatte der Major so selbst angeordnet und gewollt.

„Und hörst du," sagte er zu dem entzückten Eidam, „meinst du, Halbchrist, du denkest christlicher als wir, die wir in Wahrheit wissen, daß Gott nicht die Person ansieht, sondern daß in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm ist? Nicht alle, die da Herr, Herr! sagen und singen, sondern die den Willen thun des Vaters im Himmel, die sind Jesu Jünger. An unsern Früchten sollen wir erkannt werden. Weißt du es? Wir haben dich auch daran erkannt!"

Inhalt.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Inhalt.

[illegible]